Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917

Zweiter Band

(April bis Juni)

März-Verlag

G. m. b. H.

Stuttgart

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1940

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes 1917

Hauptteil

Seite

Aufhäuser, S.: Sozialpolitik und Hilfsdienstgesetz 427
Barthel, Max: Skizzen aus dem Felde. III. Die Sappe . . . 335
Bauer, Hans: Tag des Soldaten 462
Behrend, Walter: Ein Journalistenroman 336
Bonus, Beate: Zwei Gedichte 414
Capy, Marcelle: Das Lied der Gefangenen 506
Eggenschwyler, W.: Kriegslast und finanzielle Leistungsfähigkeit 379
Eisenstein, Karl von: Zwei Gedichte 339
Ernst, Paul: Kultur und Nationalität 299
Finckh, Ludwig: Die Völker 434
Francé, R. H.: Neue Schätze der Scholle 556
Friedenthal, Joachim: Heinrich Mann 508
Georg, Manfred: Die Wundergeige 307
Gottschalk, Hermann: Wahlrecht und Romantik 395
Groebbels, Franz: Die Saat 383
Großmann, Stefan: Österreichische Sorgen 597
Haller, Dr. Johannes: Die Wege der russischen Revolution . . 523
Hansen, Dr. N.: Indische Prinzenerziehung 448
Hart, Helmut: Tropfen 451
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Der Staatsakt des Kaisers . . 347
— Berlin im Mai 17 473
— Friedrich Payer. Zu seinem siebzigsten Geburtstag 539
Hennig, Richard: London und die russische Revolution 445
Hesse, Hermann: Tag im Gebirg 566
Heuß, Theodor: Die Fortbildung der Verfassung 497
Hollander, Else v.: Das Wiegenlied 407
Huebner, F. M.: Der Rat von Flandern 479
Jentsch, Carl: Eine patriotische Statistik 328
Kleeis, Friedr.: Die Arbeiterlöhne in der Kriegszeit 475
Klein: Die Flüchtlingsfürsorge in Elsaß-Lothringen 384
Kliche, Josef: Bildungsarbeit im Felde 503
Konietzko: Vermögensbeschlagnahme durch das Reich 421
Lensch, Dr. Paul, M. d. R.: Stockholm 549
Liefmann, Dr. Robert: Reichsschuldentilgung und Vermögensabgabe 323

Digitized by Google

Seite

Linter: Kohle 320
— Bankabschlüsse 344
— Welthungersnot 368
— Die Zukunftsaufgabe des Postschecks 392
— Wallstreet als Erbin der City 418
— Die Zukunft der deutschen Schiffahrt 441
— Übergangswirtschaft 470
— Wie liest man jetzt den Reichsbankausweis? 491
— Zwangsrationierung der Emissionen 520
— Industrielle Kriegsbilanzen 546
— A.E.G. 570
— Daimler. Ein Kapitel Kriegskonjunktur 593
— Valutasorgen 618
Lüdecke, Winfried: Französisches Spielzeug 304
Niemeyer, Ernst: Brasilien 573
* * *: Nordamerika und Deutschland 350
Preuß, Dr. Hugo: Des Reiches bundesstaatlicher Charakter in Gefahr? 371
Sack †, Gustav: Skizzen aus dem Felde. I. Der Flieger 331
Scheibener, Dr. E.: Kriegsgeologie 401
Schönherr, Johannes: Grabennacht 486
Schussen, Wilhelm: Drei Gedichte 388
Seel, Friedrich: Skizzen aus dem Felde. II. „Unsere" Lerche . 333
Supper, Auguste: Der Sieg des Deutschen 311
Thoma, Ludwig: „Erinnerungen" 534. 561. 580. 608
Walter, Robert: Polnische Volkslieder 359
Wantoch, Dr. Hans: Die Grillparzerlegende 457
Weer, Reinhard: Muß es sein? 352
— Quartett 482
— Galizien 513
Wiedmer, Emil: Wanderer im Sommer 541
Wolf, Hugo: Triest 429
Zeiler, A.: Volkskraft und Familie 603
Zielesch, Fritz: Das polnische Volkslied 356

Digitized by Google

Glossen

Seite

Achelis, T. O.: Römische Charakterköpfe 366
Albu, Eugen: Bruno Franks Requiem 568
Barthel, Max: Monte Cassino 440
Behne, Adolf: Friedhofsreform 467
B. H.: Auch ein Zeichen der Zeit? 567
Blech-Merwin: Georg Herwegh 486
Buß, J. P.: Über Bismarckische Staatskunst 615
Corbach, Otto: Wilson und die Monroelehre 317
— Amerikanisch-japanische Verständigung 435
— Weiße Krieger und gelbe Arbeiter 515
Einstein, Norbert: Georg Simmels „Rembrandt" 390
— Robert Liefmanns „Geld und Gold" 517
Fischer, Max: Der Judenroman eines Lappen 391
Fontana, Oskar Maurus: Bücher zum Anschauen 364
Graetzer, Franz: Ein flandrisches Tagebuch 417
— Geschichtschreibung aus der Gegenwart? 518
Haußmann, C., M. d. R.: Der Kanzler im Reichstag 316
Hesse, Hermann: Denket unserer Gefangenen! 545
— Johann Christof in Paris 616
Heuß, Theodor: Altdeutsche Malerei 416
— Polen als Nationalitätenstaat 437
— Die amerikanische Seele 591
— Th. Th. Heines Kriegsheft 617
Jacques, Norbert: Moderne Kritik 567
Johst, Hanns: Ein Beitrag zur Kritik 340
Klein, Stefan J.: Stefan Tömörkény † 438
Kühn, Oswald: Musik. Max-Reger-Gesellschaft 544
— Zur Uraufführung von Hans Pfitzners Palestrina 587
Landau, Julian: Eine Kleiststudie 569
Langer, Felix: Wachstum der Sprache 341
Löffl, Karl: E. von Behring † 360
Mahrholz, Dr. Werner: Ein klares Buch über Dichtung 362
Mayer, Alfred: Neue Kunst in Frankfurt am Main 590
Nicolaus, P.: Klabunds „Himmelsleiter" und „Krankheit" . . . 439
Pernerstorfer, E.: Ein seltsames Verbot 343
— Indien 465
Rub, Dr. Karl Albrecht: Dichter, Künstler, Volksvertreter . . . 463

Digitized by Google

Seite
v. S.: Friedensnähe 514
ss.: Über Rußland 319
Steiger, Edgar: Ein deutscher Raskolnikow 489
Stetten, Freiherr v.: Über die Technik des Friedensschlusses . . 415
Wantoch, Hans: Die Problematik Europas 367
Wendel, Hermann: Ein Aktivist 468
Wensdorp, Willy: Münchener Kunstsorgen 542
Wiedmer, Emil: Der tanzende Pegasus 520
W. S.: Kein Universalmittel 389

Digitized by Google

Kultur und Nationalität

Von Paul Ernst

Die Deutschen haben immer ein offenes Herz für jeden fremden Kultureinfluß gehabt; je nach den Umständen ist ihnen das zum Nachteil und zum Vorteil ausgeschlagen, und je nach der Stellung des Beurteilers pflegt man das als einen Vorzug oder einen Fehler unseres Volkes hinzustellen.

Haben Betrachtungen über die Tatsache in gewöhnlichen Zeiten fast nur theoretisches Interesse, so können sie gegenwärtig praktisch wichtig sein. Naturgemäß haben die Männer, welche die fremden Einflüsse verwerfen, gegenwärtig mehr das Ohr der Nation wie die anderen, und es sind bereits verschiedene Dinge geschehen, welche auf ihren Einfluß zurückzuführen sind; da empfiehlt es sich vielleicht, einmal objektiv zu betrachten, um was es sich denn eigentlich hier handelt.

Die Weltgeschichte liegt heute bis zu einem hohen Grade in diesen Dingen klar vor uns. Wir können da zwei Typen von Kulturen unterscheiden: die primären und die sekundären. Primär ist etwa die ägyptische oder chinesische, sekundär die griechische oder japanische Kultur. Eine solche sekundäre Kultur kann wieder im Verhältnis zu einer anderen Kultur primär sein, etwa die griechische im Verhältnis zur hellenistischen oder römischen.

Wir sehen auch klar, wie es kommt, daß das eine Volk eine primäre, das andere eine sekundäre Kultur hat. Völker, welche sich als die ersten entwickelt haben, während alle Nationen um sie herum noch in der Nacht der Barbarei lagen, mußten eine primäre Kultur bilden. Später kommende Völker lernen natürlich die Kultur der älteren kennen, ehe sie selber Kultur bilden können; denn wie das Wasser stets zu den tieferen Stellen, so sickert die Kultur eines höheren

Digitized by Google

Volkes stets zu den tieferen Völkern durch. Ihnen sind also, wenn sie selber zu schaffen beginnen, die Kulturelemente des anderen Volkes, verstanden oder unverstanden, gegeben wie jede andere Wirklichkeit und müssen wie jede andere Wirklichkeit natürlich irgendwie als Konstruktionselemente in ihren Kulturbau eingehen.

Von diesem einfachen Gedanken aus möge man beurteilen, was es etwa zu bedeuten hat, wenn wohlgesinnte Männer darüber klagen, daß die Kultur der alten Germanen, die sie dann gern für ihre Vorfahren halten, sich nicht habe recht entwickeln können durch die römischen Einflüsse. Betrachtungen darüber, was unter anderen Umständen vielleicht möglich gewesen wäre, sind in den geschichtlichen Wissenschaften Unsinn. Nur in solchen Wissenschaften, wo man Experimente machen kann, darf man davon reden, was unter anderen Verhältnissen möglich gewesen wäre. Wenn ich einen Stein in der Hand habe, so kann ich sagen: wenn nicht Schwefelsäure hinzugetreten wäre, so wäre dieser Stein kein Gips, sondern kohlensaurer Kalk, denn ich kann jeden Augenblick das Experiment machen. Ich habe aber nicht das reine Germanentum in der einen und die römische Kultur in der anderen Hand und kann nicht prüfen, was bei anderm Zusammenwirken geschehen wird.

Daß unkultiviertere Völker von kultivierteren Kulturelemente herübernehmen für ihren Aufbau, ist also eine Tatsache, die man nicht ändern kann. Man kann sie aber vielleicht näher untersuchen.

Da wird man denn finden, daß die Völker von den anderen dauernd und mit nennenswerter Wirkung natürlich nur das annehmen können, was ihnen angemessen ist; daß sie das andere mehr oder weniger liegen lassen oder bewußt und unbewußt nach ihren Bedürfnissen und Notwendigkeiten modeln. Der romanische Stil in Westeuropa ebenso wie die russische und arabische Architektur sind letzten Endes aus Byzanz gekommen; aber es gibt Stimmen, welche den romanischen Stil für den „eigentlich deutschen“ erklären und die russische und arabische Architektur durchaus national finden. Weiter: durch die technische Erfindung des Spitzbogens, welcher eine andere Verteilung des Schwergewichtes ermöglichte, bildete

Digitized by Google

sich der gotische Stil, aber er hatte natürlich den romanischen Stil als Voraussetzung, sonst wäre die andere Verteilung des Gewichts doch gar kein Problem gewesen. Dieser gotische Stil ist nun wieder ein so organischer Stil, wie es nur der Stil der altägyptischen Tempel war, auf den schließlich der byzantinische Stil historisch zurückzuverfolgen ist; aus einem sekundären Stil, der nur denkbar ist, wenn man ihn historisch versteht, entwickelt sich also ein Stil, welcher der Idee noch ganz gut direkt ohne Vorgang hätte entstehen können. Mit anderen Worten: wenn eine Nation irgendwelche Kulturelemente von anderen aufnimmt, so nationalisiert sie sie gleich durch diesen einfachen Aufnahmeprozeß.

Daß diese einfache Wahrheit nicht jedem klar ist und noch ausdrücklich gesagt werden muß, kommt daher, daß die meisten Beobachter zu kurzsichtig sind und zufällige Vorgänge, welche vor ihren Augen geschehen, überschätzen. Wenn irgendeine beliebige Mode aus Paris bei uns nachgeahmt wird, so bedeutet das nicht mehr wie irgendeine andere Narrheit; sie verschwindet ganz von selber wieder. Dasselbe gilt von relativ wertvolleren kulturellen Experimenten anderer Völker, die man leicht mit den Modetorheiten verwechselt; was uns nicht angemessen ist, das bleibt eben nicht.

Wenn man also von Deutschland sagt, daß es sich allen fremden Einflüssen hingebe, so sagt man damit nichts anderes, als daß in Deutschland ein ganz besonders entwickeltes geistiges Leben herrscht, daß man mit der stärksten Arbeitsanstrengung bei uns alles durchversucht, was andere Völker ausdenken, und bei dieser Arbeit das für uns Brauchbare behält und weiter entwickelt.

Eine solche Erscheinung ist ja nicht zufällig.

Von allen Ländern Europas hat Spanien die selbständigste Entwicklung gehabt. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, worin der Grund liegt. Enge kulturelle Beziehungen konnte es nur zu Italien und zu Frankreich haben. Und in der Tat sind denn auch die einzigen wichtigen Einflüsse italienischer und französischer Art: die Gotik kam aus Frankreich, Spätrenaissance und Barock aus Italien; das spanische Theater entwickelte sich selbständig und be-

Digitized by Google

einflußte dann das französische Theater, welches später kam, und als dann das französische Theater auf seinem Höhepunkt stand, wurde es umgekehrt wieder von ihm beeinflußt. Die Einflüsse sind ja nicht immer glücklich gewesen, aber es wäre falsch, daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Ein jeder Stil hat seine notwendige Bahn vom Entstehen bis zum Verfall, die durch seine inneren Möglichkeiten bestimmt ist. Das spanische Drama hat diese Bahn durchlaufen, und der französische Einfluß tötete nicht etwa Lebendiges, was man sich ja denn wohl überhaupt schwerlich denken könnte, sondern er füllte eine leere Stelle aus. Die Spanier haben nicht viel mit ihm machen können; das beweist aber doch nicht, daß nun die Dinge besser gewesen wären, wenn man Corneille, Racine und die drei Einheiten nicht bei ihnen eingeführt hätte.

Seit dem neunzehnten Jahrhundert sind sich die europäischen Völker kulturell sehr viel näher gekommen. Die letzte bedeutende Literaturperiode Europas, die deutsche Klassik, war schon bewußt übernational; unsere Dichter damals waren wohl Deutsche und fühlten natürlich als solche, aber sie empfanden das als Begrenzung und strebten eine europäische Literatur an. Seitdem sind in der Literatur zunächst alle Richtungen immer durch ganz Europa gegangen. Die Malerei schloß sich an.

Dieser übernationale Charakter der neueren Kunst wird oft mißverstanden als unnational, und die Leute, welche es gut meinen, aber schlechte Musik machen, sind mit Vorwürfen schnell bei der Hand. Man sollte sich einmal überlegen, ob eine unnationale Kunst denn überhaupt möglich ist; von der Afterkunst, welche auf den Erwerb geht, indem sie irgendwie der Gemeinheit oder Albernheit schmeichelt, ist natürlich abgesehen, von dieser aber nehmen jene guten Leute meistens ihre Beispiele. Ein jeder wirkliche Künstler schafft mit seinem ganzen Menschen, nicht bloß mit einer besonderen Fähigkeit. Der ganze Mensch aber ist notwendig doch das Produkt unter anderem seiner Rasse, seines Landes, Klimas, der Geschichte seines Volkes. Er kann noch nicht einmal seine provinziellen Besonderheiten verbergen, auch wenn er es wollte. Unsere neueren

Digitized by Google

Maler haben von den Franzosen gelernt, weil die Franzosen bessere Maler waren wie die gleichzeitigen Deutschen — übrigens hatten die wieder von alten niederländischen, spanischen und italienischen Meistern gelernt; kann denn ein Mensch etwa einen Trübner oder Leibl deshalb für undeutsch halten?

Der gegenwärtige Krieg wird, wenn er einen höheren Sinn haben soll, eine größere Annäherung der europäischen Völker zur Folge haben unter der kulturellen Führung von Deutschland. Damit aber ist die deutsche „Kulturpolitik", wenn wir das Wort für ein instinktmäßiges Handeln unserer Nation gebrauchen wollen, als Vorbereitung für eine neue große allgemeine Gesamtkultur Europas gerechtfertigt.

Wie Spanien fast ganz abgeschlossen von dem übrigen Europa war, so lag Deutschland im Herzen unseres Weltteiles und mußte jede geistige Veränderung in den übrigen Ländern mitmachen. Dadurch hat es nicht nur das große Verständnis für alle anderen Völker gewonnen, welches die eine Voraussetzung für die kulturelle Herrschaft über sie ist; es hat auch alles von ihnen angenommen, was es sich assimilieren konnte, so daß es heute die reichste Kultur Europas hat, daß alle anderen Völker bei uns Verwandtes finden: Cervantes und Dante, Shakespeare und Molière, Dostojewski und Ibsen sind uns so vertraut wie ihren Landsleuten; und wenn wir sie anders verstehen wie die, so geschieht das dadurch, daß wir sie uns assimiliert haben. Man hat gesagt, daß Shakespeare ein deutscher Klassiker sei, daß Ibsen uns ebenso gehöre wie den Norwegern. Das ist richtig; Entsprechendes läßt sich aber auch von Raffael und Michelangelo, von Velazquez und Goya und Manet sagen, und vielleicht sind manche der Fremden bei uns nicht nur in der Tiefe, sondern auch in der Breite besser bekannt wie in ihrer Heimat.

Wenn sich also jetzt Bestrebungen bei manchen geltend machen, im Glauben, besonders vaterländisch zu handeln, die ausländischen Geisteswerke abzulehnen, so sollte das recht verdächtig sein: wenn wir nur selber etwas sind und leisten, dann kann uns kein fremder Dichter oder Maler schaden, der zu uns kommt, sondern er kann

Digitized by Google

uns nur nützen; und wenn wir uns klar machen, daß die Taten dieses Krieges uns verpflichten, nun nicht nur für uns, sondern für die ganze Menschheit zu schaffen, dann werden wir bald jede engherzige Gesinnung aufgeben, die dann schließlich nichts wäre als Mißtrauen in die eigene Kraft und Furcht vor einer weltgeschichtlichen Aufgabe.

Französisches Spielzeug

Von Winfried Lüdecke

Auch dem harmlosen Spielzeug der Kinder hat der Krieg seinen Stempel aufgedrückt. Ein flüchtiger Blick in die Schaufenster eines Spielwarengeschäfts genügt bereits, um das festzustellen. An die Stelle der Ritter und Indianer, der Burgen und Wigwams, sind Soldaten und wieder Soldaten, deutsche, verbündete und feindliche, getreten, graue Panzerforts und khakifarbene Biwakzelte. Das ganze furchtbare Arsenal des jetzigen Krieges mit seinen zahlreichen und technisch vollendeten modernen Kampf- und Schutzmitteln ist vertreten und hat in dieser winzigen Verkleinerung den der Wirklichkeit so fremden Zweck, zu erfreuen, zu beglücken, die Phantasie der Kinderwelt zu beschwingen. Seltsame Erscheinung: aus dem Kinderspielzeug — lacht uns der Krieg entgegen!

Neben dieser pädagogischen Aufgabe des Spielzeugs ist seine wirtschaftliche Bedeutung nicht zu unterschätzen. Bis zum Kriege nahm Deutschland in der Spielwarenindustrie die führende Stelle auf dem Weltmarkt ein und exportierte noch im Jahre 1913 für nicht weniger als 103 Millionen Mark Spielzeug. Diesen Erfolg verdankte diese Industrie einerseits der Billigkeit der gelieferten Ware, gegen die die fremdländische Konkurrenz größtenteils machtlos war, andererseits aber auch ihrer großen Anpassungsfähigkeit, die äußerst geschickt dem besonderen Geschmack jedes einzelnen Landes Rechnung trug und beispielsweise für Amerika riesige Lockenpuppen mit möglichst langen Beinen, für Frankreich dagegen zierliche Holzpuppen mit niedlichen Gesichtern lieferte. Heute suchen Amerika und besonders Japan diese durch den Krieg, Beschränkung der Ausfuhrmöglichkeiten und Mangel an Rohmaterialien schwer gefährdete Industrie, die hauptsächlich in der Gegend von Sonneberg und in Nürnberg konzentriert ist, vom Weltmarkt zu verdrängen.

Auch Frankreich macht seit dem Kriege die ernsthaftesten Anstrengungen, sich von dem Einfluß der „jouets allemands“ freizumachen. Wie stark dieser

Digitized by Google

deutsche Einfluß in Friedenszeiten gewesen ist, beweist am deutlichsten die Tatsache, daß 95% sämtlicher Spielwaren in Frankreich „made in Germany" waren. 1912 belief sich die Einfuhr deutscher Spielwaren auf rund 14 Millionen Franken. Um die erlangte Selbständigkeit aller Welt kundzutun, wurde im Juli 1915 in Paris eine Ausstellung französischer Spielsachen veranstaltet, bei deren feierlicher Eröffnung, um der Sache einen nationalen Anstrich zu geben, Präsident Poincaré in Begleitung des Handelsministers und Seinepräfekten zugegen war.

Das beliebteste und am meisten verbreitete französische Spielzeug ist eine Nachbildung des abgöttisch verehrten 75-mm-Geschützes, das in dem patriotischen Leben Frankreichs eine ähnliche Rolle spielt wie bei uns das Abbild des Eisernen Kreuzes. „Qui n'a pas son petit Soixante-Quinze?" ist der ständige Ausruf der Pariser Camelots, oder, da diese zumeist eingezogen sind, der femme-camelots, die auf den Bahnhöfen, den Seinebrücken, den Boulevards, unter den Arkaden der Rue de Rivoli in geflochtenen Körben das beliebte Geschütz, dessen Größe zwischen 20 und 3 cm schwankt, zum Preise von 1 Franken bis 15 Centimes das Stück feilhalten und sich der Käufer kaum erwehren können. Der Absatz war anfangs so ausgezeichnet, daß ein Pariser Fabrikant im Dezember 1914 für 50 000 Franken von diesen Miniaturgeschützen verkaufte, davon fast die Hälfte nach England. Die 3 cm großen „petit 75" sind besonders bei den Damen beliebt, die diese winzigen Dinger aus Blei als Glücksbringer stets bei sich tragen.

Aus dem gleichen Material sind auch die schwere Artillerie, der obusier de 420, auto-mitrailleuses, Verpflegungsautos, Aeroplane hergestellt, ferner englische Panzerzüge, Sanitätszüge, belgische von Hunden gezogene Maschinengewehre, Pariser Autobus, die zur Beförderung von Fleisch an die Front verwendet werden (weshalb in der französischen Soldatensprache Fleisch „autobus" heißt), alles nur einige Zentimeter groß und für ein paar Centimes. Unter den Bleisoldaten sind außer den europäischen Armeen natürlich auch Hindus, Senegalesen, Marokkaner vertreten. Besonders beliebt sind die khakifarbigen Engländer und die schneebedeckten Russen, während die kleinen „boches" nach den Versicherungen der Camelots nicht gern gekauft werden. Es sei übrigens bemerkt, daß alle diese Spielsachen im Verhältnis zu deutschem Spielzeug einen ziemlich primitiven Eindruck machen und sich mit deutschem Spielzeug nicht vergleichen lassen.

Große Veränderungen hat der Krieg in der Puppenwelt hervorgerufen. An Stelle der eleganten Pariserin ist die Krankenpflegerin in der weißen Tracht des Roten Kreuzes getreten, und aus ihrem Schoßhündchen, dem tou-tou, ist ein stattlicher, mit der Roten-Kreuz-Binde umwickelter Sanitätshund geworden. Sehr beliebt sind besonders und aus leicht verständlichen

Digitized by Google

Gründen Elsässerinnen, ferner russische und serbische Bäuerinnen in ihren farbenfrohen Nationaltrachten, und von männlichen Puppen natürlich Elsässer, dann Engländer in Khakiuniform, Zuaven mit ihren malerischen Pumphosen und schwarze sudanesische Schützen.

Alle diese Spielsachen sind, wie man sieht, harmlos und dem Geschmack und Spielbedürfnis der Kinder angemessen. Anders ist es aber mit den „bibelots", die aus einem derartig chauvinistischen, hetzerischen Geist erzeugt wurden, wie es eben nur in Frankreich möglich sein kann. Da ist z. B. „der in die Luft fliegende Boche", ein aus mehreren losen Holzgliedern zusammengesetzter Soldat mit hochgehobenen (!) Armen, hochgedrehtem Schnurrbart und Pickelhaube, zwischen dessen Beinen eine Sprungfeder angebracht ist. Wird diese an einer bestimmten Stelle berührt, so fliegt der Soldat in die Luft, um mit zertrennten Armen, Beinen, Rumpf und Kopf niederzufallen, worauf man ihn von neuem zusammensetzen kann, um diese naturgetreue Explosion zu wiederholen. Oder „der Turko, der einen Boche erwürgt", aus dessen Hals eine übermäßig lange Zunge herausschnellt. Oder der „Einzug des Deutschen in Paris", ein deutscher Soldat mit einer Kette um den Hals! Eine vergebliche Hoffnung gibt der „weiße russische Bär mit seiner Dampfwalze" wieder, wie auch das sehr bezeichnenderweise Geduldspiel genannte Spiel „Eureka" oder „Wie die Alliierten in Berlin einziehen", das eine Schachtel vorstellt, in der zehn kleine Quadrate in den deutschen Farben und ein großes Quadrat in den Farben der Verbündeten so zu bewegen sind, daß schließlich die Verbündeten auf der mit Berlin bezeichneten Stelle stehen.

Den Gipfel der Geschmacklosigkeit aber bilden jene äußerst zahlreichen patriotischen Spielsachen, die ähnlich wie die englischen Bilderbücher den Deutschen Kaiser zu verhöhnen und lächerlich zu machen suchen und bei denen man im Zweifel sein kann, ob sie für Leser des „Matin" oder für Kinder bestimmt sind. Eine dieser „patriotischen Schöpfungen" heißt: „Der Todeskampf Wilhelms und Franz Josephs", zwei kleine Figuren, die aufgeblasen werden, um dann unter wimmernden Lauten in sich zusammenzusinken. Ein anderes, „der jonglierende Soldat", ein französischer Infanterist, der, wenn man an einer Schnur zieht, den Kopf des Kaisers von einer Hand in die andere wirft, oder „football des alliés", ein Spiel, in dem Russen und Franzosen den abgeschnittenen Kopf des Kaisers von der einen Landesgrenze bis zur anderen schleudern. Oder das Spiel, bei dem nach dem Kopf des Kaisers geschossen wird, aus dessen Mund bei einem Treffer ein „Wolffsches Lügentelegramm" herausspringt. Schließlich „Wilhelm und der kleine Belgier": der Kaiser schlägt mit der Faust einen kleinen Belgier nieder, drückt man nun auf eine Feder, so dreht der Belgier sich um, und man erblickt jetzt in ihm einen Soldaten mit gefälltem Bajonett, der sich zur Wehr setzt.

Digitized by Google

Eine kulturhistorische Bedeutung wird man diesen übrigens künstlerisch gänzlich wertlosen Machwerken nicht absprechen können. Als Dokumente ohnmächtigen Hasses und jener Volkspsychose, die ganz Frankreich von Kriegsbeginn an in seinen Krallen hält, werden sie noch nach Hunderten von Jahren in den Vitrinen der Museen von dieser jämmerlichen Entgleisung französischen Geschmacks zeugen. Der pädagogische Einfluß derartiger Spielsachen aber kann nicht zweifelhaft sein. Zwei von einem französischen Autor selbst als typisch angeführte Geschichten mögen zeigen, wie heutzutage die Gesinnung sechsjähriger Franzosen beschaffen ist.

Ein Knabe sagt zu seiner Mutter, er möchte ein Engel sein. Auf die Frage der Mutter, warum, entgegnet er nach kurzem Besinnen: „Um Bomben auf die Deutschen zu werfen." Ein anderer Knirps möchte „un kaiser" aus bemaltem Karton haben und sagt zu seinem Erzieher, als er ihn erhalten hat: „Jetzt werde ich den Kaiser verbrennen, damit es ihm weh tut." Auf den Hinweis des Erziehers, daß dies Gott nicht gefallen werde und er dann warten müsse, bis er in den Himmel komme, erwidert der Kleine: „Gut, dann lege ich ihn vor die Tür auf die Erde. Die Leute, die hereinkommen, werden ihn mit Füßen treten und er wird gleichfalls sterben." Man sieht, das Kinderspielzeug in Frankreich erfüllt heute in den Händen der Kinder eine geschichtliche Mission, es pflanzt die Saat des Hasses gegen den „boche" schon in Kinderseelen!

Die Wundergeige

Von Manfred Georg

Als Johannes Maria Trank um die Ecke bog, sah er das kleine Café wie eine leuchtende Insel zwischen den Wogen der beiden Straßen liegen, die sich hier kreuzten. Es war kalt. Die Stiefel der wenigen Fußgänger liefen mit einem harten, bösen Klappern über das Pflaster. Schneegerieſel schien in der Luft erfroren zu sein und hing neblig um die Dächer. Johannes stieß frierend die Glastür auf. Nur wenige Leute saßen an den Tischen. Die verräucherten Spiegel, die fleckigen, stockroten Wandsofas machten in der Leere einen verfallenen, trübseligen Eindruck. Die Zeitungen lagen unberührt in ihren Regalen. Der Ordner stand, die Hände auf dem verkrümmten Rücken gefaltet, mürrisch davor und kaute mit schmalen Lippen an einer Zigarette. „Was ist denn hier los, Fritz? Hat ein Auszug aus

Digitized by Google

Ägypten stattgefunden?" „Weihnachtsabend," brummte der Gefragte und fuhr fort, eine Fliege zu fixieren, die sich in ein Makronentörtchen hineinfraß. „Ach so!" Johannes stolperte durch die Stuhlreihen zu einer Gruppe Plaudernder, die bunt und farbig eine Ecke ausfüllte. Er setzte sich zu ihnen. Es fiel ihm bald auf, daß die Gespräche stockend und abgerissen waren. Man griff ein Thema auf, um es gleich darauf wieder als abgenutzt zu verwerfen. Der braune Kaffee in den Schalen gor und erhielt eine klipperige Decke.

Lia Bolm, die dunkelbrauige Schauspielerin, lehnte sich zurück, so daß ihr Gesicht in den Schatten des Hutes versank: „Als Kind stand ich um diese Zeit immer hinter der Stubentür und fieberte dem Klingeln des Vaters entgegen. Und einen riesigen Pfefferkuchenmann bekam ein jedes von uns!" Der Kunsthistoriker Savary schnitt so scharf seinen Apfelkuchen durch, daß der Klang Lias Worte wie mit einem Messer abhieb. „Sentimentales Geschwätz! Du bist wohl noch nie auf deine Einsamkeit bei einem solchen Volksfest stolz gewesen?!" Savarys roter Schnurrbart zuckte unter dem Lächeln spitz zu den Augen auf. Lia sah starr auf die starken Borsten und hörte nicht. Johannes hätte Savary ohrfeigen mögen, als der sich langsam auf Lias schmalgeäderte Hand hinabbog, um sie zu küssen. Aber Lia wich, von dem heißen Atem gewarnt, aus. Sie stand auf. „Ich danke für deine Weisheiten. Überhaupt, ich bleibe mit euch nicht zusammen. Adieu!" Stürzte Mund und Kinn tiefer in den grauen Pelz und rückte den Stuhl zurück. Da klopfte der ältliche Musiklehrer Katz ihr begütigend auf die Schulter; seine Falten lagen tiefer als gewöhnlich: „Sei doch vernünftig, Mädel. Wo willst du denn heute hin? Die Kirchen sind schon zu. Zu Hause bei deiner Wirtin krähen fremde Kinder um einen fremden Baum. Hier bist du wenigstens nicht allein."

Lia knickte unter dem Wort „allein" auf das Sofa zurück. Katz hatte recht. Jetzt die Freude ihrer Wirtsleute durch ihr fremdes Dabeisein zu stören, wäre taktlos gewesen. Die anderen schwiegen betroffen und feindselig, als sie nicht ging. Alle hatten das Wort „Paria" im Unterton von Lias Worten gehört. Und nichts wird ja immer noch weniger verziehen, als wenn ein Dieb einen anderen Dieb „Dieb" schilt. Die Unterhaltung war nun ganz zerflackert. Das Büfettfräulein hantierte klirrend mit den Löffeln. Die Tür zur Telephonzelle, in der sonst ununterbrochen bis tief in die Nacht hinein telephoniert wurde, stand offen wie ein hungriges Maul. Savary war etwas vom Tisch abgerückt und ließ seinen struppigen Kopf über die Stuhllehne hängen. Die Gesellschaft hatte etwas Panoptikumartiges bekommen. Sie saßen da in unzusammengehörigen, voneinandergebogenen Stellungen. Johannes träumte von einem Bauernhaus und dem leisen Stampfen der Postpferde im Winterschnee. Katz hockte neben ihm und hatte Lias Hand ergriffen.

Digitized by Google

„Der Leierkastenmann und sein Kind!" dachte Savary, ohne lauten Hohn zu wagen. Dafür begann er den kleinen Komiker Büchler leis zu verspotten. Doch der, der außerhalb der Bühne nie ein Wort gewagt hatte, blieb auch heute ruhig. Nur seine hilflosen, fetten Finger rollten schneller einige Brotkrümel zu Kugeln.

Die Stille am Stammtisch Johannes' schlug auf die wenigen anderen Gäste über. Die Erinnerung „Weihnachtsabend" hatte mit der Geschwindigkeit jeder sentimentalen Überlieferung alle anderen Gedanken ausgetrocknet. Die stickige Luft durchfuhr ein dünner Windstoß. Die Eingangstür schwankte. Ein Fremder in einem braunen Havelock kam herein und setzte sich rasch in die runde Sofaecke neben der Tür. Johannes war die Wahl des Platzes peinlich. Gerade dorthin, wo alltags ein Rudel Kokotten lärmte. Der Kellner stürzte zu dem neuen Gast. „Wie Loos als Julian," flüsterte Lia Johannes ins Ohr. Dieser nickte und fuhr fort, den Fremden zu betrachten, der schmal in die Linien des Sofas gelehnt saß. Wenn er den Kopf der leichten Schale goldgelben Tees entgegenneigte, fielen ihm zwei braune Locken bis über die sanftgehügelten Backenknochen herunter, so daß das von einem leichtgekräuselten Bart umrahmte Gesicht einen ostjüdischen Zug bekam.

Katz konnte das gräßliche Schweigen nicht mehr ertragen. Er kramte in seinem Gedächtnis und holte aus dem Gerümpel von Etüden und Märchen, die zum täglichen Musikunterricht bei Backfischen mit angeknabberten Fingernägeln bereitlagen, ein Liedchen hervor, das er durch die Zähne pfiff:

„Nicht soll dem Walfisch noch dem Globus sie gleichen
Oder dem Vollmond ihr feist Gesicht . . ."

Puccinis Melodie weckte die anderen. Sie summten die Weihnachtsabendszenen der „Boheme" durch. Plötzlich stockten sie alle. Die Töne brachen ihnen am Munde. Ein feiner, ganz feiner Geigenstrich war durch den Raum geflogen. Wie kaum flügge Vögel schwangen sich dann einige Klänge, tastend und suchend, nach. Der Fremde hatte aus seinem Mantel eine Geige gezogen und spielte. Aus dem unscheinbaren Kasten brach es wie ein Frühlingsgewitter. Das zuckende, probende Vorspiel ging in ein mächtiges Anschwellen der Klänge über. Der Raum schwamm mit einem Male in Musik. Musik, süße, einschmeichelnde, zürnende, dunkle, troff von den Wänden. Musik, wiegende, hebende, duckende, peitschende, floß von den Spiegeln und Säulen. Alle waren aufgesprungen und wie vor einem plötzlichen Angriff an Johannes' Tisch zusammengescheucht. Musik, lindernde, beglückende, ruhige, klare, legte sich wie ein Händestreicheln um Lias Scheitel und drückte ihren Kopf in die Arme auf dem Tisch, so daß sie da saß, hemmungslos und befreit weinend. Musik, stürmische, klirrende, anspringende, federte wie Wetterleuchten um

Digitized by Google

Johannes. Seine Brust weitete sich, die gelbliche Farbe der Wangen kroch vor aufschießendem Rot zurück. Der ältliche Musiklehrer Katz sah sich in die Zeit seines Wunderknabentums zurückgesetzt. Kränze, Reisen, Enttäuschungen dämmerten im Schein ruckweiser Erinnerungen auf, getragen von fernem, abgeklärtem, breitströmendem Melodienstrom. Büchlers Finger rollten noch immer irrsinnig eintönig Brotkügelchen. Aber seine Bäckchen schwappten krampfhaft in einem Schluchzen hin und her.

Und die Klänge wurden immer voller und eindringlicher. Sie banden wie Ketten, drangen wie betäubender Wind in Hirne und Herzen. Savary wehrte sich verzweifelt. Was spielt er nur, was spielt er nur? Volkslieder, Märsche, Choräle schienen in einem überirdischen Brausen vereint. Savary griff sich Klangfetzen. Vergebens. In seinem Kopf raste das Mühlrad. Was spielt er nur, was spielt er nur? Die Wucht der Tonfülle schien sein Herz zu zerreißen. Savary krümmte sich unter ihr. In der Finsternis seines Denkens tauchte ein Name auf: Jeannette. Was spielt er nur? Savary sah neben sich den buckligen Fritz stehen, die Augen weit aufgerissen, die Nasenflügel zitternd gespannt wie ein Pußtahengst vor Morgenwind. Jeannette. Sommerlicher Garten. Der Ring mit dem grünen Stein. Die Geige jubilierte. Auf den Garderobeständern schienen Lerchen zu trillern. Was spielt er nur? Jeannette! Geliebte! Savary war auf die Knie gestürzt. So blieb er liegen, die Stirn gegen die marmorne Tischkante.

Johannes durchfuhr es: „Ein Wunder!" Aber die Musik ließ ihn nicht grübeln. Sie lockte ihn aus den Verscharrungen der Gedankenburg und entführte ihn über Felder und Meere. Palmen winkten. Sonne stach glatthüftigen Samoanerinnen zwischen die blanken Schulterblätter. Lias Hände hatten sich zu einer Schale geschlossen, in der sie die Musik einzufangen schien. Der Fremde war von ihr wie in eine Wolke gehüllt. Er spielte mit leichten Bewegungen, die ihre Töne wie Netze nach vorn warfen. Die Schar der Gäste, auf einen Punkt zusammengeschmolzen, starrte ihn, in unbewegliche Stellungen gegossen, an.

Da brach die Tür barsch auf. Eisig funkelte in ihr gegen den blauen Nachthimmel ein Schutzmannshelm. „Polizeistunde!" Ein Klirren. Das Teeglas des Fremden war umgefallen und zerbrochen. Der Platz selbst war leer. In der Glaswand glaubte Johannes einen Schatten forthuschen zu sehen. Der Schutzmannshelm verschwand wieder. Das Café aber lag leer und unaufgeräumt wie ein Zimmer nach einem hastigen Aufbruch da. Die späten Gäste zerstoben rasch. Als Johannes den Kronprinzendamm hinunterschritt, fiel über die Kirche, die die breite Straße auf der einen Seite abschließt, eine Sternschnuppe mitten in die goldene, aufflammende Kreuzzier.

Digitized by Google

Der Sieg des Deutschen*)

Von Auguste Supper

ine Sammlung von längeren Aufsätzen mit Vorwort und Schlußwort, im Lauf des Kriegs entstanden — sagen wir besser: durch den Krieg erpreßt. Denn das ist eines der ersten Kennzeichen der vorliegenden Schrift, daß sie aus einer tiefen Notwendigkeit heraus geworden ist, und zwar subjektiv und objektiv. Damit ist auch schon weithin ein Werturteil ausgesprochen.

Der Verfasser ist ein Sohn des schwäbischen Philosophen Karl Christian Planck, des Mannes, dem des deutschen Volkes wahres Heil und wahre Größe am Herzen lag, bis zu seiner Zerreibung.

Ob wohl der Sohn, der in verehrungsvoller Treue, aber doch mit der Eigenfärbung des selbständigen Denkers, den Ruf des Vaters an unser Volk aufnimmt, mehr Gehör findet, als dieser seinerzeit fand? Wir müssen es hoffen und wünschen, denn noch ist in keiner der zahllosen Reden und Schriften, die von Kriegszielen und Friedenswegen handeln, eindringlich und tiefgründig wie hier zu der Sache geredet worden.

Mit jener Unerbittlichkeit, die den unreifen Menschen zurückstößt, dem gereiften aber allein das richtige Vertrauen geben kann, wird hier geforscht und gefordert, aufgezeigt und hingewiesen.

Deutsch und mannhaft ist, was der Verfasser sagt und will. Wie ein Prüfstein ist es und will es sein, daran sich ausweisen muß, wie weit das wahrhaft Deutsche in uns noch lebenskräftig, noch sieghaft, noch neubildend, noch schöpferisch ist, oder wie weit wir durchseucht sind von uneigenem, markloſem, sterilem Wesen, von „Mammonismus" und „Europäismus", diesen Gegenpolen wahren Deutschtums, oder — um nicht die nationale Saite anzustreichen, wo die sittlichen, die tiefstmenschlichen in uns schwingen sollen — wahren Deutschseins.

Es spricht ein Theologe und ein Politiker zu uns. Ein politischer Pfarrer und ein pfäffischer Politiker können sehr unangenehme und wenig ernst zu nehmende Erscheinungen sein. Aber doch nur dann, wenn sie auf die Weise des Herumdilettierens von der einen Sache auf die andere kommen. So aber, wie offenbar dieser Theologe zum Politiker wurde, dürfte es für jeden „Zünftigen", jeden „Fachmann" ein gefährliches Ding sein, sich kraft Zunft- und Fachweisheit gegen die Ausführungen dieser Schrift zu wenden. Denn

*) Der Sieg des Deutschen von Reinhold Planck. Ein Wort an den deutschen Protestantismus im Reformationsjahr 1917. 163. Flugschrift des Dürerbundes. Verlag Georg D. W. Callwey, München. Preis 1 Mark. Zum Besten der Kriegsarbeit des Dürerbundes.

Digitized by Google

auf eine eindringliche, dem Verfasser vielleicht unbewußte Weise tritt uns hier die Tatsache entgegen, daß Gedanken, wenn sie erst den richtigen Tiefgang haben, in dieser Tiefe das beieinander finden, was gegen die Oberfläche hin sich verästelt in Zunft- und Fachwissen, so daß sich oben die geschäftige Menge der Spezialisten betätigt, indes der Konzentrierte in der Tiefe die ganze Sache für sich allein hat.

Es ist richtig — und auch die vorliegende Schrift ist dessen Zeuge —, daß solche Unmittelbarkeit der Herkunft, solches direkte Abstammen aus der Wurzeltiefe den Ausführungen leicht etwas Gedrungenes, etwas Massiges gibt, was stark absticht gegen die gebräuchliche Konsistenz, in der sonst derartige Dinge verabreicht und genossen werden.

Aber reiner Wein ist die edlere Gabe, auch wenn manche Leute gewöhnt sind, ihn nur mit Wasser verdünnt zu trinken.

Doch nicht allein der Tiefgang der Gedanken, sondern auch der Reichtum des Empfindens und Wollens läßt den Verfasser in seiner Schrift oft zu gedrängt, fast überladen werden. Er hat allzuviel auf dem Herzen, so häuft sich denn manches und schiebt sich übereinander, wie große, hervorbrechende Fülle das mit sich bringt.

Überdies weiß der Verfasser, daß manche, deren Ohr er finden möchte, ihm, kraft ihres und seines innerlichen Herkommens, nicht ohne weiteres ihr Vertrauen schenken können und schenken werden. Dies bedingt an manchen Stellen Unterstreichungen oder Auseinandersetzungen, die als Belastung, als Schwerfälligkeit empfunden werden mögen.

Man hat das Gefühl, in dieser durch und durch blutwarmen Schrift nicht einen nach allen Regeln der Kunst gearbeiteten Mechanismus vor sich zu haben, den man, wenn man etwas vom Aufbau versteht, wohl auseinandernehmen und in seinen repräsentativsten Teilen aufzeigen kann, sondern einen Organismus, bei dem es überall ins Lebendige geht, wenn auch der eine oder der andere Teil nicht absolut lebensnotwendig ist.

Ja, wenn man die — selbstverständlich vorhandenen — Hauptpunkte herausgreift, so spürt man, daß man sie dadurch nicht allein nicht verstärkt und betont, sondern sogar die Gefahr einer merkwürdigen Verflachung heraufbeschwört, so daß Leute, die nicht die Schrift selbst lesen, auf den Gedanken kommen könnten, den Verfasser zu den Träumern und Utopisten, das Werk zu den grollenden Traktaten oder Kapuzinaden der Pazifisten oder anderer vom Leben unberührter und unberührbarer Brüder zu werfen.

Und doch ist es gerade die tiefe, klare Lebenskenntnis, die wirkliche und wahrhaftige „Realpolitik", die der Schrift zur eingehendsten Beachtung seitens aller derer verhelfen müßte, denen unseres Volkes Wohl am Herzen liegt. Das Versprechen, das der Titel gibt, löst der Verfasser nicht dadurch

Digitized by Google

ein, daß er wieder einmal beweist, daß wir Deutschen siegen müssen. Es wird uns vielmehr gezeigt, mit eindringlichem Ernst gezeigt, daß es erste Notwendigkeit ist, daß das Deutsche in uns Deutschen siege. Wir müssen wir selbst werden. Müssen den Genius, der der unsrige und nur der unsrige ist, nicht fortgesetzt ins Gesicht schlagen, beleidigen, um seine Rechte bringen dadurch, daß wir fremden Göttern nachlaufen, fremde Lebensbahnen wandeln.

Und unsere Deutschheit wird uns dann selbsttätig zu neuen Quellen führen. Sie wird uns und die Welt erlösen von manchem schauerlichen Druck, der jetzt macht, daß wir unsere Kinder und Enkel mit leisem Bangen statt mit jubelnder Freude grüßen und betrachten. Unsere Deutschheit muß uns Maßstäbe in die Hand geben und Ziele stecken und Arbeit zuweisen. Und den ganzen Europäismus soll der Teufel holen!

Schon einmal — hier setzt das Wort an die deutschen Protestanten ein; aber es brauchte wahrhaftig nicht diesen allein zu gelten — schon einmal hat die Deutschheit durch eines löwenkühnen Mannes Mund ihr Volk, ja die damalige Welt von einem Abgrund zurückgerissen.

Von einem Abgrund, der seinem innersten Wesen nach dem Abgrund glich, an dem jetzt unser Volk und unsere Zeit steht. „Europäismus", „Mammonismus" hieß einst und jetzt dieser Abgrund, auch wenn seine offiziellen Namen einst und jetzt andere waren.

Und „hin zum Deutschtum" hieß Luthers rettender Ruf, auch wenn er damals zunächst klang wie: „Weg vom Papsttum!"

Wenn der Verfasser in seiner Schrift die Grundtöne, deren Klangfärbung wir angedeutet haben, von Luther und nicht von Bismarck holt, so ist das gut und dreimal gut. Denn Bismarck hat es wahrhaftig nicht um seine Deutschen verdient, daß sie ihn nun immer und immer wieder an ganz falscher Stelle und in ganz falscher Mission verwenden. Wie oft mag er schon grimmig gelacht haben, wenn er nun als Mädchen für alles angestellt werden soll im Hause des Deutschtums und der Deutschheit! Der Verfasser vorliegender Schrift bemüht den zeitlosen Recken nicht unnötig und nicht am falschen Ort. Wohl taucht seine überlebensgroße Gestalt dann und wann auf, aber nie in einer anderen als der ihr von Gottes und der Geschichte wegen zustehenden Bedeutung.

Dagegen ist ein anderer Gewaltiger stark ans Werk gerufen. Und wahrlich, nicht nur weil das Jahr der Reformationsfeier angebrochen ist, sondern aus ganz anderen Zeitzeichen spürt der Verfasser und mit ihm mancher deutsche Mann, manche deutsche Frau, daß Luther sich gegenwärtig den Todesschlaf aus den Augen reibt und scharf und kühn in diese Tage schaut, da es für Deutschtum und Deutschheit um Kopf und Kragen geht.

Digitized by Google

Nichts Geringeres will im Grunde der Verfasser, zu nichts anderem ruft er dringend auf, als zu einem umfassenden, gründlichen, ernsthaften und unseres Volkes würdigen, der wahren Deutschheit gemäßen Ausbau der Reformation. Was Fragment blieb, soll ein vollendetes Werk werden, soweit Kinder der Zeit etwas vollenden können.

Nur die Unwissenden oder die Böswilligen, die Denkfaulen oder die Unehrlichen können sich darunter eine neue Ära oder Glaubensstreitereien und konfessioneller Unduldsamkeiten vorstellen. Hat auch Ignatius von Döllinger vor einem halben Jahrhundert noch nicht so weit unter seinen Glaubensgenossen, besonders auch den katholischen Kirchenhistorikern, durchdringen können, daß sein großzügiges, charaktervolles Lutherbild anerkannt und gewürdigt wurde, ist auch nach ihm noch ein Denifle gekommen, der, um den Deutschesten aller Deutschen zu malen, lauter jesuitisch undeutsche Farben auf die Palette genommen hat — heute will uns doch scheinen, daß Hoffnung ist, in allen Deutschen ein Gefühl für die Größe des Mannes wachzurufen, der uns unsere Sprache gab. Heute, da unsere feldgrauen Brüder ohne Unterschied das gewaltige Lutherlied singen: „Ein feste Burg ist unser Gott", ist es nicht unmöglich, daß auch andere, nicht minder starke und stolze Töne, die Luther anschlägt, zu allen deutschen Herzen dringen. Daß Lutheraner und Nichtlutheraner endlich den Luthergeist spüren, der doch nichts anderes ist als der ewig junge, ewig kühne Geist der Deutschheit.

Es ist in der Welt und es ist in Deutschland noch nicht begriffen, daß die Reformation ein Werk der Deutschheit ist. Als das Werk eines Deutschen oder der Deutschen wird sie noch angesehen und gewertet. Das ist eine tolle Äußerlichkeit des Standpunktes, die den vollen Segen, die volle Bedeutung des Ereignisses, für welches Luther Werkzeug war, sich gar nicht auswirken läßt. Indem man jene gewaltige Manifestation lebenskräftiger Deutschheit zu einer schlechthinigen Luthertat umstempelte, hat man ihr alle Feinde an die Fersen geheftet, die nun eben dem Menschlichen erwachsen und erwachsen müssen. Sagt den Menschen, wenn sie eine ferne Helle sehen: „es ist von einer Feuersbrunst," so wird es Getümmel geben, und sie werden löschen wollen. Sagt ihnen aber, daß dort die Sonne scheint, so wird der Tumult sich legen, und sie werden sich der Helle freuen.

Als eine Feuersbrunst hat man die deutsche Reformation über die Welt verschrien. Es wird eine Zeit kommen, da man sie als hereinbrechendes Sonnenlicht erkennen und werten wird. Der Verfasser wertet sie so. Und er knüpft die entsprechenden Hoffnungen an sie.

Oder tut er das nicht, wenn er beispielsweise erwartet, daß aus ihrem Geiste heraus ein wahrhaft deutsches, sittlich begründetes Berufsrecht, eine Verantwortlichmachung aller Berufsstände, des gesamten Erwerbs kommen

Digitized by Google

müsse! Daß dem teuflischen Mammonismus, dem verfluchten Wucherwillen, dessen widerlichste Form wir zurzeit als deutsche Kriegserscheinung kennen lernen, der Boden entzogen werde durch staatlich-rechtliche Einrichtungen und Maßnahmen, die aus unserer wiedergefundenen Deutschheit sollen geboren werden, so selbstverständlich und so absolut zweckdienlich, wie ein gesundes Blut jene Körperchen erzeugt, die eingedrungene Feinde hinausbefördern ohne Umstände. Was zu Luthers Zeit und aus Luthers Mund vielleicht am gründlichsten überhört oder am gröblichsten mißdeutet, jedenfalls aber am raschesten vergessen wurde, möchte der Verfasser unserer Schrift als das A und O deutscher Sittlichkeit aufgestellt wissen: die absolute Verantwortlichkeit Aller Gott gegenüber und Allen gegenüber.

Aber es ist tatsächlich an dem, daß man mit solchen Auszügen der reichen Schrift nicht nützt. Den Politikern möchte sie dadurch zu theologisch, den Theologen zu politisch erscheinen, und jeder möchte denken, nur der andere habe es nötig, sich etwas sagen zu lassen.

In Wirklichkeit aber ist das Werk geschrieben für alle, die deutsch heißen, nicht weil sie unter schwarzweißroter Flagge, sondern mit dem deutschen Gewissen in der Brust geboren sind. Mit diesem deutschen Gewissen, auf das ein Luther alles gestellt hat.

Es sind ihrer, Gott sei's gedankt, noch viele unter allen Bekenntnissen. Manche mögen ihr eigenes Stammeszeichen nicht recht kennen und verstehen. Unter denen, die in und über Kunst- und Kunstgewerbe, Mode und Schrifttum geseufzt haben, die im staatlichen und privaten, im sittlichen und geistigen Leben der Zeit vor und während des Krieges keine innere Freude mehr fanden und finden — viele unter diesen waren und sind sich nicht darüber klar, daß es ihr deutsches Gewissen ist, das bohrt und quält. Ihnen mag diese Schrift ein gutes Augenwasser sein.

Die, wenn nicht größte Zahl, so doch wertvollste Gruppe derer, die innerlich der Kirche davonliefen, hat es ihrem deutschen Gewissen zu danken, daß es für sie kein Fortwursteln, kein Mittun mehr gab, wenn sie auch vielleicht den äußeren Bruch nicht vollzogen. Ihnen wird hier gezeigt, daß und warum sie tun mußten, wie sie taten, und es ist eine befreiende Wohltat, die der Verfasser allen diesen Gewissensmenschen erzeigt, daß er — weit entfernt, ihnen die übliche Strafpredigt zu halten — mit einer klaren Unerbittlichkeit aufdeckt, wo die Schäden und wo die Schuldigen sitzen.

Sie bekommt manches gesagt, die evangelische Kirche; aber nichts, was, so neu es klingen mag, nicht dem alten Luthergeist, dem wahren Geist der Deutschheit entsprungen oder gemäß wäre. Umkehrklänge, Reformationsklänge sind es, aber, wie diese, weisen sie dabei weit hinaus auf schöneres Neuland. Denn es ist nicht eine Stelle in dieser Schrift, wo jener seltsame

Digitized by Google

Irrtum zutage tritt, der „Reformation" sagt und „Reaktion" meint. Überall wird der alte Geist ans neue Werk gerufen, nicht das alte Werk einem neuen Geist aufgezwungen.

Vielleicht spricht der Umstand, daß diese Besprechung so völlig unzünftig ausgefallen ist, an sich schon zugunsten der Schrift. Jedenfalls ist dadurch bewiesen, daß nicht nur die kritische Saite in uns angestrichen wird, diese bei uns Deutschen so rasch klingende Saite, die aber für sich allein noch nicht die beste Musik gibt. Vielmehr werden hier Gedanken wachgeklopft und Anregungen ausgestreut, die wir als einen belebenden Reichtum in uns empfinden. So ist für viele diese Schrift das erlösende Wort, nachdem sie lange genug gequält waren von dem Eindruck, daß bis jetzt dem meisten Reden von Kriegsursachen, Kriegszielen, Friedensmöglichkeiten und Friedensgarantien „etwas Unreifes, Unmännliches, nicht selten geradezu etwas Kindisches" anhafte.

In dieser Schrift hat ein deutscher Mann mannhaft und deutsch gesprochen.

Der Kanzler im Reichstag

Berlin, 29. März 1917.

Eben schloß Bethmann Hollweg seine Reichstagsrede. Die Wandelhalle tönt wieder von den widersprechendsten Urteilen.

Die Rede war auf einen anderen Ton gestellt, als seine Rede im Abgeordnetenhaus, und das beeinträchtigt ihre Wirkung auf den Hörer. Am 14. März scharf und aggressiv für die Neuordnung in Preußen und Deutschland. Heute abwägend und überredend für die Durchführung der Wahlrechtsreform nicht sofort, sondern später. Er hatte gute und starke Gründe, aber er sprach nicht mit dem Willensakzent, weil er „zur Stunde" nicht zu dem Entschluß des sofortigen Handelns gelangt war.

Da der Kanzler künftig zu wollen entschlossen ist, aber jetzt nicht wollen zu können erklärte, ergab sich für einen „Staatslenker" eine undankbare Lage, die durch die weichere Stimmgebung noch unterstrichen war.

Man muß vorweg anerkennen, daß „zur Stunde" eine Wahlrechtsreform im preußischen Landtag und Herrenhaus durchfällt und daß dann nur die Auflösung bleibt — diese aber zwingt zur Neuwahl, und die Neuwahl findet die Wähler — im Feld.

Vielleicht ist „in der Stunde" von Pfingsten der Druck auf das Abgeordneten- und Herrenhaus stärker als heute, und die Mehrheit im Abgeordnetenhaus und mit einem „Pairs"schub im Herrenhaus zu forcieren. Ich nehme an, daß die Wendung „zur Stunde" auf solchen Erwägungen fußt.

Man wird erleben, daß die „Ungeduld" der Menschen in einem sich dem 1000sten Tag nähernden Krieg und in dem Zeitpunkt weiterer Beschränkung der Brotrationen ein politischer Faktor ist, und daß es dem Staatsinteresse schadet, wenn der Kanzler in die Rolle gerät, sich schieben lassen zu müssen. Der Beifall der Rechten fängt an, kompromittierend zu werden.

*

Digitized by Google

Richtig war der Satz des Kanzlers, daß alle Staatskunst sich der Aufgabe zuwenden muß — „den Krieg zu erledigen". Was er zu der russischen Staatsumwälzung sagte, war auch im Ton richtig und geeignet, die Elemente in Rußland zu stärken, die in der Revolution den Weg zu Frieden sehen und suchen. Diese nicht vom Fortarbeiten abzuhalten — ist vielleicht der wichtigste Zweck der Kundgebungen des Reichstags. Die Rede bewies volles Verständnis für diesen Zweck.

*

Der Reichskanzler las den auswärtigen Teil, während er den andern Teil frei sprach, und zwar so frei, individuell, elegant und natürlich, wie bisher noch keine seiner Reden.

Sie spiegelte die ganze Schwierigkeit, in die ein System den leitenden Minister bringt, der keine feste Mehrheit hat und in dem sich hinschleppenden Weltkrieg Reformen ohne richtungsverbundene Gruppen mit einem doppelten Wahlrecht regieren soll.

Nie habe ich mehr empfunden, daß das System von heute falsch ist, und die schwächt, die es stärken müßte.

C. Haußmann, M. d. R.

Wilson und die Monroelehre

In seiner Ansprache an den amerikanischen Senat über die Grundlagen, die der künftige Friede haben müßte, um dauerhaft zu sein, schlug Präsident Wilson vor, die Monroedoktrin zu einer Doktrin der Welt zu erheben, und seine Ausführungen enthielten zugleich Anklänge an die Warnung Washingtons vor „verwickelnden Bündnissen". Jetzt, wo er sich durch den ungehemmten Tauchbootkrieg zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen Amerikas zu Deutschland genötigt gefühlt hat, mag er wohl empfinden, wie sehr es dem Geiste der Politik Washingtons wie Monroes widersprechen würde, wenn ihn die Verhältnisse im modernen Amerika auch noch zur Kriegserklärung an Deutschland drängen würden. Sein zögerndes, abwartendes, offenbar unschlüssiges Verhalten läßt sich nur so erklären. An und für sich wäre ja eine offene Teilnahme Amerikas am Kriege gegen die Mittelmächte nur eine Fortsetzung der Politik einer wohlwollenden „Neutralität" im Verhältnis zum Zehnverbande, aber es ist doch begreiflich, daß Wilson seinen Landsleuten nicht gern durch eine Teilnahme am Kriege die Illusion geraubt sehen möchte, noch nicht in europäische Verhältnisse verwickelt zu sein. In Wirklichkeit könnte die Union auch durch einen viel stärkeren führenden Staatsmann wie Wilson nicht mehr aus der Verwicklung mit europäischen Verhältnissen befreit und vor weiterer Verwicklung bewahrt werden. Dazu ist dieser Prozeß viel zu weit fortgeschritten.

Die ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten waren nicht nur darum besorgt, daß die Neue Welt vor Einmischungen europäischer Regierungen bewahrt bliebe, nachdem auch die südamerikanischen Ansiedlungen ihre Freiheit erkämpft hatten, sie waren zugleich bemüht, in der amerikanischen Menschheit den Willen zu wecken und zu stärken, sich um die politischen Händel der Alten Welt nicht zu kümmern, sondern sich ausschließlich der Nutzbarmachung der unermeßlichen natürlichen Reichtümer der Neuen Welt zu widmen. Man braucht nur im Fluge die Entwicklung des Volkes der Vereinigten Staaten

Digitized by Google

zu überschauen, um zu erkennen, wie sehr die späteren Präsidenten, natürlich getrieben von Bestrebungen der jeweiligen Bevölkerung, jene Mahnungen mißachteten. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts nahm die Bevölkerung der Seestädte in den Vereinigten Staaten kaum zu, während die Gesamtbevölkerung sich so rasch vermehrte, daß sich ihre Zahl in 25 Jahren, in einigen Staaten sogar in 22, ja in 15 Jahren verdoppelte. Der Grund dafür war der, daß sich in den Seestädten keine größere Arbeiterbevölkerung bilden konnte, weil es fast jeder Einwanderer vorzog, selbständiger Landwirt zu werden, da freies, anbaufähiges Land umsonst oder spottbillig immer zu haben war. Das hätte so weitergehen können, bis das gewaltige Land ungefähr so dicht besiedelt war wie Mittel- oder Westeuropa. Statt dessen schuf man vorzeitig mit Hilfe hoher Schutzzölle eine Industrie, die es gestattete, so hohe Löhne zu zahlen, daß sich trotz der Anziehungskraft freien Landes der Grundstock einer Arbeiterbevölkerung bilden konnte. Das sich rasch bildende Industrie- und Handelskapital wurde dann bald mehr und mehr zum Aufkauf alles noch verfügbaren freien Landes mißbraucht. Es bildeten sich Riesenfarmen, auf denen der Boden mit Maschinen raubbaumäßig ausgesogen wurde. Auf diese Weise wurde sowohl durch die Steigerung der Bodenpreise wie durch die Herabdrückung der Getreidepreise das Los des kleinen und mittleren Landwirts zu einem so wenig beneidenswerten gestaltet, daß sich ein immer größerer Teil der Einwanderer dazu hergab, das Industrieproletariat in den Städten zu vermehren. So kam es, daß sich die nordamerikanische Union zu einem vorwiegend Fabrikwaren ausführenden Lande entwickelte, noch bevor ihre Bevölkerung den zehnten Teil der Dichtigkeit derjenigen Deutschlands erreicht hatte. Dem Gesamtwohl des Volkes der Vereinigten Staaten entsprach das nicht, wie folgende Ziffern klar veranschaulichen. Zwischen den Jahren 1790 und 1830 nahm die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu von 4 Millionen auf fast 13 Millionen oder um 227 v. H. in 40 Jahren. Eine im Jahre 1815 auf Grund der Ergebnisse der drei ersten Zählungen vorgenommene Schätzung berechnete die wahrscheinliche Bevölkerung der Union im Jahre 1900 auf 100 235 985. Statt dessen betrug sie zu diesem Zeitpunkte in Wirklichkeit nur 76 303 387, trotzdem seit 1820 im ganzen 19 115 225 Fremde eingewandert waren. Es erhellt daraus, daß die Union, solange ihre innere Politik dem Zuge der Bevölkerung nach einer Besiedlung freien, ungenutzten Landes Rechnung trug, nicht nur die Einwanderung, sondern auch einen riesigen natürlichen Volkszuwachs spielend leicht versorgte, während, nachdem die Entwicklung in der Richtung einer vorzeitigen industriewirtschaftlichen Blüte umbog, die Geburtenhäufigkeit der ansässigen Bevölkerung so rasch zurückging, daß das frühere Tempo des Zuwachses auch durch eine starke Zunahme der Einwanderung nicht wieder erreicht werden konnte.

Wie die modernen kapitalistischen Staaten Europas, so sah sich infolgedessen auch die verhältnismäßig erst dünn bevölkerte nordamerikanische Union schon vor dem Kriege längst auf eine fieberhafte Industrie-Ausfuhrpolitik angewiesen. Diese Industrie-Ausfuhrpolitik hat die Monroedoktrin zu dem gemacht, was sie

Digitized by Google

heute ist, einem Mittel, die ganze Welt zu „amerikanisieren“. Ein entscheidender Sieg der Mittelmächte würde diesem Zwecke allzusehr widersprechen; deshalb muß einem solchen möglichst vorgebeugt werden. Dem Präsidenten Wilson wird die Kriegserklärung nicht erspart bleiben, wenn die maßgebenden Kreise in den Vereinigten Staaten die Überzeugung gewinnen, daß sich dadurch noch ein lohnender Druck auf die schließlichen Friedensbedingungen des Vierbundes ausüben ließe.

Otto Corbach

Über Rußland

In einem Zwiegespräch, verfaßt von W. Doroschewitsch, versichert ein gebildeter Mann aus Rußland einem Franzosen: „Wir verehren die Geißel der Satire. Sie ist uns angenehm wie eine Massage.“ Der betreffende Dialog leitet ein Buch mit dem Titel „Herren, Bauern und Beamte“ (Verlag J. Hoffmann, Stuttgart) ein, in dem Walther Weibel russische Satiren zusammengestellt hat. Und diese Satiren geben der Versicherung jenes russischen Intellektuellen insofern recht, als sie zweifellos aus einer Art von gewachsener satirischer Volkskultur hervorgegangen sind. Frage: Wo vor allem wird sich die Satire entwickeln? Antwort: In erster Linie, wo die politischen und kulturellen Unlustgefühle nicht Ereignis, sondern Zustand sind; zweitens, wo die Publizisten und die Schriftsteller zu überlieferungsmäßiger Vorsicht erzogen sind; drittens, wo immerhin überwindender Geist am Werk ist. Es zeigt nun tatsächlich von einigem Geist, wenn ein gewaltiges Volk (mit sehr vielen politischen Märtyrern) für die Unzufriedenheit des Alltags nach einem unpathetischen Ausdruck sucht, und wenn Gebärden des steten Mißvergnügens (Achselzucken, heimliche Fäuste, höhnischer Mund) auf eine gute literarische Form gebracht werden. Von satirischen Gestaltern ist uns ehedem Gogol bekannt geworden. Aus der Weibelschen Sammlung wird klar, daß auch die russische Gegenwart nichts von der alten satirischen Begabung eingebüßt hat. „Des Krieges und des Feindes wird nur selten gedacht, jedenfalls ohne die gehässigen Beschimpfungen, die im politischen Teil einiger, freilich nicht der besten, russischen Zeitungen einen so breiten Raum einnehmen.“ Dieser feststellende Satz ist dem kurzen Vorwort des Herausgebers entnommen. Er wird durch die Lektüre bestätigt. Vermutlich zur Verblüffung derer, die etwa meinen, es handle sich um ein ausgeprägt herabsetzendes Buch, übermitteln sich im Gewande wahrhaftiger und wissenswerter Darstellung Lebenszüge des russischen Volkes hinter der Front. Die einzelnen Stücke sprechen ebenso zuungunsten russischer Verhältnisse wie für die russische Fähigkeit, diese Verhältnisse inaktiv zu betrachten. So erfüllt das schmale Buch zumindest den Zweck, den Vorstellungskreis „Rußland“ — wenn auch nicht entscheidend, so doch psychologisch — zu befruchten. — Walther Weibel ist vor dem Kriege als Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ in Petersburg tätig gewesen. Er scheint, nach einer weiteren Veröffentlichung über Rußland zu urteilen, den Typus jenes vielseitig ausblickenden Publizisten zu vertreten, der als Regel lange gefehlt hat und sich als Forderung und Tatsache neuerdings mehrfach anzeigt. In dem Bilderbuch „Rußland“ verbessert er mit auf-

Digitized by Google

klärendem Instinkt, und was noch mehr heißt, mit ästhetischem Gemüt und Geschmack mittels sorgsam gewählter, gemeinverständlicher Bilder die ethnographischen Begriffe über Rußland. Der junge Münchener Delphin-Verlag sorgte — im Rahmen einer vorbildlich guten Ausgabe von Ländermonographien — für eine abgetönte Ausstattung. Über Völker, Landteile, Architektur, Gewerbe und Verkehrswesen in Rußland wird Wesentliches mit Hilfe von Photographien gesagt. Es kommt eine klimatische russische Gesamtstimmung von 205 touristischen Ausschnitten zustande. Die unendliche russische Vielheit und Weiträumigkeit tut sich auf. Ein lexikographisch sachlicher Text führt ein und gibt sich nur als Zutat. Hervorzuheben ist, daß in den Bildern nicht längst Bekanntes wiederholt wird. Ein neuartiger Beitrag zur optischen Kenntnis Rußlands liegt vor.

ss.

Kohle

Die schweren Klagen der letzten Monate über Brennstoffmangel in Italien und Frankreich haben mit besonderer Deutlichkeit gezeigt, welche politische Rolle die Kohle unter Umständen spielen kann. Auch die diplomatischen Verhandlungen zwischen Deutschland und den benachbarten Neutralen sind zweifellos gefördert worden durch die Möglichkeit, mit Kohlenlieferungen unseren Nachbarn aus wirtschaftlichen Nöten zu helfen. Und schließlich wäre auch der Stand unserer ohnehin schon ungünstigen Valuta noch schlimmer, wenn wir nicht in der Kohle ein Mittel zur Bezahlung unserer Auslandsverbindlichkeiten hätten. An diese Erkenntnis knüpfen sich nun Erwartungen der verschiedensten Art für die Zukunft. Man erblickt in der Kohle nicht nur neben Kali und vielleicht auch manchen Farbstoffen unseren ersten und wichtigsten Ausfuhrartikel nach Beendigung des Krieges, sondern der Staat selbst hofft aus ihm neue Steuereinnahmen zu ziehen, wie die neue Reichsvorlage zeigt, welche einen zwanzigprozentigen Fiskalaufschlag auf die Kohle legen will. An dieser Rechnung ist zweifellos sehr viel Richtiges. Aber es wäre gefährlich, gar zu sehr auf unseren Besitz zu pochen. Ganz abgesehen davon nämlich, daß später auch England wieder mehr als heute als Konkurrent für den schwarzen Diamanten auftreten wird, dürften die schlechten Erfahrungen der kohlenarmen Länder in verhältnismäßig wenigen Jahren Pläne ausreifen lassen, die sonst Jahrzehnte zu ihrer Verwirklichung gebraucht hätten. Das ist die Ausnutzung der Wasserkräfte. Italien nicht minder als die Schweiz und die skandinavischen Länder, vielleicht auch Frankreich könnten ungeahnte Kräfte aus diesen natürlichen Quellen ziehen. Es ist ja in den Jahren vor dem Kriege in dieser Beziehung schon sehr viel geschehen. Das ist aber verschwindend wenig im Vergleich zu dem technisch Möglichen. Wenn man also auch nicht zu viel von der Nachfrage nach Kohlen erwarten soll, so ist doch auf der anderen Seite zweifellos die Kohle wie kein anderes Bodenprodukt geeignet, uns in Zukunft bei der Wiedererstarkung unserer Volkswirtschaft zu helfen. Zu diesem Zweck ist es nur nötig, den bisher bestehenden Raubbau zu ändern. Die Art und Weise nämlich, wie wir bis jetzt die Kohle benutzten, stellt zweifel-

Digitized by Google

los eine Verschwendung schlimmster Art an einem wertvollen nationalen Eigentum dar. Die Kohle enthält nämlich neben ihrer Heizkraft noch eine große Reihe der wertvollsten Stoffe, die gerade jetzt im Krieg unentbehrlich geworden sind. In der Hauptsache handelt es sich dabei um Benzol, Teer, Ammoniak und deren Abkömmlinge. Von unserer Steinkohlenförderung im Frieden, die sich auf nicht ganz 200 Millionen Tonnen belief, wurden aber höchstens aus einem Fünftel diese Nebenprodukte im Wege des Koksprozesses herausgezogen. Vier Fünftel der Förderung aber wurden so, wie sie aus dem Bergwerk kamen, verfeuert. Im Krieg ist das besser geworden. Welcher Prozentsatz der Förderung heute verkokt wird, ist in der letzten Zeit nicht mehr bekanntgegeben worden. Im ersten Kriegsjahr waren es immerhin rund 25 Prozent. Die naheliegende Frage, warum man einen derartigen Raubbau trieb, erklärt sich aus der Furcht, den Markt mit Koks zu übersättigen. Schon jeder kleine Anteil war zeitweise nur mit den größten Schwierigkeiten an den Mann zu bringen. Vor allem hatte der Stand des Dampfkesselbaues die Verwendung des Koks scheinbar unmöglich gemacht. Wie diese Schwierigkeit zu überwinden ist, zeigt am besten die jetzt allgemein übliche Benutzung von Kohle in unseren Fabriken. Aber auch heute noch ist man noch lange nicht so weit, um das fünffache Koksquantum des Friedens benutzen zu können. Darum wird man wohl nicht daran vorbeikommen, auf andere Weise die Kohle möglichst restlos zu benutzen. Hierzu gibt es einen sehr einfachen und einleuchtenden Weg. Das ist die Vergasung der Kohle an Ort und Stelle ihrer Förderung. Der große Vorzug der Vergasung gegenüber der Verkokung besteht darin, daß die Verwendung der Nebenprodukte noch besser als bisher vor sich gehen, darüber hinaus im Gegensatz zum Koksprozeß die erzeugte Wärme nicht wieder verloren gehen und schließlich eine ungewöhnliche Entlastung unserer Bahnen eintreten würde, womit mit einem Schlag eine ungeahnte Verbilligung des Brennmaterials eintreten könnte. Die Notwendigkeit nämlich, die Kohle in ihrer Urform per Achse zu befördern, kostet die deutschen Verbraucher jährlich schätzungsweise 400 Millionen Mark. Die Verfechter des Vergasungsprozesses denken sich die Sache so, daß über das ganze Reich Ferngasleitungen gelegt werden, die überallhin die erforderlichen Kraft- und Heizquellen leiten sollen. Selbstverständlich ist dabei nicht nur an die Ausnutzung der Steinkohlen gedacht, die ja im wesentlichen nur in zwei recht ungünstig gelegenen Teilen des Reiches vorkommen, sondern mehr noch an die bis vor wenigen Jahren so vernachlässigte Braunkohle, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands anzutreffen ist. Das Umsetzen dieses Planes in die Wirklichkeit wird naturgemäß auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Es sei nur daran erinnert, in welchem Umfange die Kraft bei der Übermittlung verloren geht, ferner an die Abhängigkeit ganzer Wirtschaftsgebiete von der Betriebssicherheit einer einzigen Zentrale. Ferner aber würde die Verwirklichung derartiger Ideen so unglaubliche Kapitalien verschlingen, daß man an eine privatwirtschaftliche Ausnutzung kaum denken könnte. Ohne starke Beteiligung des Reiches kann man sich die Ausführung gar nicht vorstellen. Das aber würde vielleicht zu einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues führen, die ja heute schon viele Anhänger hat und deren vermutlich noch mehr erhalten wird, wenn nach dem Kriege, wie es den Anschein hat, die Rentabilität des Kohlenbergbaues noch weiter in die Höhe gehen wird. Schon seit langem ist ohnehin der freie

Digitized by Google

Wettbewerb aus diesem Gewerbe vollständig verschwunden, das Syndikat beherrscht Absatz und Preise geradezu lückenlos. Es ist nicht möglich, in einem kurzgefaßten Aufsatz alles, was für und wider eine bessere Ausnutzung der Kohle spricht, zu behandeln, wie auch die Frage, ob überhaupt die Märkte alle die Nebenprodukte aufnehmen können, oder aber die Frage, wie sich die Städte, die in ihre Gaswerke einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens gesteckt haben, dazu stellen werden. Es sollte lediglich gezeigt werden, welches ungeheure Problem sich hier vor uns ausbreitet.

Eines ist sicher: das Unternehmertum hat mit der ihm eigenen feinen Witterung erkannt, daß der Kohle in Zukunft eine ganz andere Bedeutung zukommen wird als bisher, und es hat sich geradezu mit Heißhunger auf alle noch irgendwie freien Gerechtsame geworfen. Vor allem gilt das für die Braunkohle. Sie ist im Kriege besonders zu Ehren gekommen. Wenn nicht alles täuscht, werden sich in gewissen Braunkohlengegenden Industriereviere aufbauen, die den Vergleich mit den rheinisch-westfälischen aushalten können, und zwar wird in diesen Revieren bereits jetzt die Braunkohle nach jenem Grundsatz ausgenutzt, den wir vorhin für die Steinkohle prophezeiten: an Ort und Stelle sehen wir gewissermaßen über den Braunkohlenfeldern riesenhafte Fabrikanlagen entstehen, die nicht mehr die Braunkohle in einem umständlichen Prozeß zu Brikett machen und sie versenden, sondern gleich in Kraft umwandeln. Besonders zieht daraus die zukunftstarke Stickstoffindustrie, aber auch viel Elektrizitätswerke Nutzen. Daneben wird auch die Braunkohle in wachsendem Maße zur Erzeugung von Destillaten und chemischen Produkten wie Gas, Teer, Paraffin, Stearin und augenblicklich auch zu Mineralölen verwandt, wie denn überhaupt der Ölgehalt der Kohle zweifellos noch nicht in genügender Weise ausgebeutet wird.

Obwohl man jetzt im Kriege aus begreiflichen Gründen mit der Mitteilung über Neuentdeckungen zurückhaltend ist, ist doch bekanntgeworden, daß das neuerrichtete Institut für Kohlenforschung in Mülheim unter der Leitung von Professor Franz Fischer in der Kohle bereits Stoffe entdeckt hat, die uns später wertvoll sein werden. Gerade die Fischerschen Arbeiten zeigen mit besonderer Deutlichkeit, daß wir in der Ausnutzung der Kohle noch sehr, sehr viel dazulernen müssen und können. Gerade diese Erkenntnis aber ist eine Beruhigung für die Zukunft. Die Verschwendung, die wir mit vielen doch so wertvollen Schätzen getrieben haben, ermöglicht uns für die kommenden schweren Jahrzehnte ungeheure Zuschüsse zu unserem Nationaleinkommen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Reichsschuldentilgung und Vermögensabgabe

Von Professor Dr. Robert Liefmann, Freiburg i. B.

Jedermann ist sich darüber klar, daß die Schuldenlast, die das Reich zum Zweck der Kriegführung auf sich nehmen mußte, bis zum Friedensschluß auf mindestens 60 Milliarden Mark angewachsen sein wird. Daß das überhaupt möglich sei, hätten vorher selbst die gewiegtesten Nationalökonomen und Finanzleute bestritten. Freuen wir uns, daß das deutsche Volk imstande war, diesen Beweis seiner finanziellen Leistungsfähigkeit zu geben, den wir selbst nicht und noch weniger unsere Feinde uns zugetraut hatten! Denn außer Steuern, die vielleicht in größerem Umfange hätten herangezogen werden können, sind Anleihen ohne Zweifel das beste Mittel, die gewaltigen Summen aufzubringen, die heute zur Kriegführung notwendig sind. Jedenfalls ein besseres Mittel als die beliebte und bequeme Benutzung der Notenpresse, die freilich gegenüber dem heutigen Bedarf niemals ausreichen würde, von uns aber in noch größerem Maße hätte vermieden werden sollen.

Nachdem nun an den Kriegsanleihen das ganze Volk bis in Schichten, die früher niemals an derartiges gedacht hätten, sich beteiligt hat, beschäftigen natürlich auch die weitesten Kreise sich schon mit der Frage, wie diese riesige Schuldenlast nach dem Kriege verzinst und zurückgezahlt oder vermindert werden könnte. Daß wir die 3 bis 4 Milliarden Mark, die zur Verzinsung erforderlich sind, aufbringen können, daran besteht wohl nirgends der geringste Zweifel. Er ist auch nicht berechtigt in einer Volkswirtschaft, in der allein der Luxuskonsum, alkoholische Getränke, Tabak u. dgl. ungefähr so viel jährlich verschlingt.

Dabei bleibt aber die Frage, wie die Verzinsung und möglichst schnelle Tilgung der Milliardenschuld am besten durchgeführt

Digitized by Google

werden könnte, natürlich von der größten Wichtigkeit. Da hört man nun seit längerer Zeit in den Gesprächen den Gedanken einer 20prozentigen Vermögenssteuer auftauchen, und es ist daher vielleicht nicht unangebracht, diese Frage einmal objektiv zu besprechen.

Der Umstand, daß gleich ein bestimmter Prozentsatz, nämlich 20 Prozent, genannt wird, scheint darauf hinzudeuten, daß man einfach in folgender Weise argumentiert hat: das deutsche Volksvermögen beträgt rund 300 Milliarden Mark, die Kriegsschuld des Reiches rund 60 Milliarden, also ist eine 20prozentige Vermögenssteuer notwendig, sie zu beseitigen! Was ist dazu und über den ganzen Plan einer einmaligen Vermögensabgabe an das Reich zu sagen?

Ohne Zweifel ist eine rasche Verminderung der hochverzinslichen Kriegsschuld sehr erwünscht, und das einzige Mittel dazu ist, von Kriegsentschädigungen abgesehen, eine starke Vermögenssteuer. Wenn sie in den Kriegsanleihen bezahlt werden kann, was selbstverständlich ist, trägt sie auch dazu bei, den Kursdruck zu vermindern, der nach dem Kriege einsetzen müßte, wenn viele Erwerbstätige, die jetzt ihr Kapital in Kriegsanleihen angelegt haben, es wieder für ihre Betriebsführung flüssig machen wollen. Um diese Summen aufzunehmen, trifft die Reichsfinanzverwaltung jetzt schon Vorbereitungen, eine starke Vermögenssteuer würde dabei eine wichtige Rolle spielen.

Selbstverständlich aber kann von einer allgemeinen 20prozentigen Vermögenssteuer keine Rede sein. Man bedenke nur, daß überhaupt verhältnismäßig wenige Leute sie bezahlen könnten, Rentner und solche, die neben ihrem Erwerbsvermögen noch Effektenvermögen besitzen. Eine Vermögenssteuer wäre natürlich auch nur gerecht, wenn sie die geringsten Vermögen erheblich weniger trifft, also mit einem niedrigen Satze anfangend und mit einer starken Progression bei größten Vermögen. Bei diesen aber dürfte die Steuer wohl bis zu einem Satz von 20 Prozent und selbst weiter hinauf gehen. Wer ein Vermögen von 2 Millionen Mark besitzt, kann unter allen Umständen 200 000 Mark davon abgeben. Bei den größten Vermögen wäre sogar eine Bezahlung der Steuer

Digitized by Google

in natura durchaus möglich, soweit sie nicht in den Kriegsanleihen geleistet werden kann. Warum sollten Krupp, Thyssen, Stinnes usw. nicht eine Kohlenzeche oder ein großer Rittergutsbesitzer, der zehn Güter besitzt, nicht eines davon an das Reich abtreten können? Natürlich wird damit die Kriegsschuld nicht vermindert, sofern das Reich solche Vermögensobjekte nicht wieder verkaufen kann. Aber es würden dem Reiche damit Einnahmequellen geschaffen. Übrigens käme derartiges natürlich nur in Betracht, sofern die Zahlung nicht in Kriegsanleihen oder in Geld geleistet werden kann. Ich erwähne das nur, um zu betonen, daß eine Vermögenssteuer von 20 Prozent bei den größten Vermögen keineswegs zu hoch erscheint. Ja selbst ein Satz von 30 Prozent wäre hier denkbar.

Schwieriger ist schon die Frage, welche Prozentsätze bei den geringeren Vermögen möglich sind, und hier kommen wir erst an die wahren Probleme dieser Steuer und die Bedenken gegen sie. Die Möglichkeit, eine hohe Vermögenssteuer zu zahlen, ist offenbar bei gleicher Vermögenshöhe sehr verschieden, und das nicht nur bei den verschiedenen Erwerbszweigen, sondern auch in demselben Erwerbszweige. Ein Kaufmann mit einem Kapital von 100 000 Mark wird im allgemeinen leichter eine 10prozentige Vermögenssteuer zahlen können als ein Fabrikbesitzer, dessen Betrieb auf dieselbe Summe geschätzt wird. Dieser wieder leichter als ein Landwirt, dessen Gut diesen Wert repräsentiert. Doch kann das, von etwaigen Schulden natürlich abgesehen — denn diese wären abzuziehen —, in den verschiedenen Produktionszweigen und bei den verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben wieder sehr verschieden sein.

Zwei Forderungen ergeben sich daraus für eine hohe Vermögenssteuer, die, sagen wir einmal, mit 1 Prozent bei 5000 Mark Vermögen beginnt, bei 10 000 Mark 2 Prozent, bei 100 000 Mark $7\frac{1}{2}$ Prozent beträgt und dann bis 20 oder 30 Prozent steigt: 1. Sie muß mindestens bei den kleinen Vermögen in Landwirtschaft und Gewerbe nach den besonderen Verhältnissen wenigstens zu einem Teil in Form einer Rente mit Amortisationsquote auf den

Digitized by Google

Betrieb hypothekarisch für das Reich eingetragen werden können, so daß sie in vielleicht 20 Jahresraten bezahlt werden kann. 2. Sie muß, ähnlich wie das bei dem Wehrbeitrag der Fall war, mit einer Einkommensteuer kombiniert sein, so daß Vermögen, die nicht ein durchschnittliches Einkommen abwerfen, geringer besteuert werden müßten, während andererseits hohe Einkommen ohne Vermögen auch nicht ganz freizulassen wären. Näher kann darauf hier nicht eingegangen werden.

Die prinzipielle Berechtigung einer starken Reichsvermögenssteuer zur Verminderung der Kriegslasten kann unmöglich bestritten werden. Zwar stehe ich auf dem Standpunkt, daß im allgemeinen die direkten Steuern den Einzelstaaten und Gemeinden vorbehalten bleiben sollten, wozu ich die Erbschaftssteuer nicht rechne, die unter Ausdehnung auf die Deszendenten in allererster Linie für die Bedürfnisse des Reiches heranzuziehen ist. Aber darüber hinaus scheint mir eine einmalige Vermögenssteuer für das Reich ein Gebot der Notwendigkeit zu sein, um die ungeheuren Lasten aus den Kriegsschulden, neben denen ja noch Milliardenlasten aus Invalidenrenten, Schadenersatz usw. stehen, einigermaßen zu vermindern. Ohne eine solche Vermögenssteuer, die meines Erachtens mindestens 20 Milliarden Mark bringen müßte, wird eine geordnete Finanzverwaltung des Reiches bei dem eigentümlichen Charakter der Finanzen eines Bundesstaates auf die Dauer nicht möglich sein.

Nun ist es aber ein alter Satz der Finanzwirtschaft, daß jede Steuer um so leichter ungerecht wirkt, je höher sie ist. Und damit kommen wir zu der Hauptschwierigkeit, die einer starken Reichsvermögenssteuer im Wege steht. Die verschiedenen Vermögensformen können sich in sehr verschiedenem Grade der Feststellung entziehen, und damit kann diese Steuer sehr ungerecht wirken. Am wenigsten zu verheimlichen ist das landwirtschaftliche Vermögen, dafür ist hier aber auch die Abschätzung am schwierigsten. Dann folgt das gewerbliche Betriebsvermögen. Aber auch dessen Abschätzung ist sehr schwierig, sie erfolgt nach den Gelderträgen, diese aber lassen sich, wie auch in der Landwirtschaft, unschwer verstecken. Am leichtesten zu ver-

Digitized by Google

heimlichen ist das Effektenvermögen, das auch leicht ins Ausland gebracht werden kann.

Daher ist zur Erhebung einer starken Vermögenssteuer eine viel sorgfältigere Veranlagung notwendig, als wir sie bisher kannten. Und diese Veranlagung müßte einheitlich für das ganze Reich durchgeführt werden und könnte dann wieder die Grundlage für die einzelstaatlichen Einkommens- und Vermögenssteuern bilden. Diese Veranlagung müßte den Eid, nicht nur wie bisher eine eidesstattliche Versicherung, und Vorlegung der Bücher verlangen können. Es ist dabei zu bemerken, daß wir um solche schärferen Maßregeln und eine bessere Veranlagung ja doch nicht herumkommen, da auch die Einzelstaaten und Kommunen in Zukunft viel höhere Einnahmen aus Einkommen und Vermögen herausholen müssen. Einheitliche Bestimmungen für das ganze Reich sind daher auf das höchste erwünscht. Eine allgemeine Reichserbschaftssteuer, eventuell mit Zuschlägen der Einzelstaaten, müßte eine nochmalige nachträgliche Kontrolle ermöglichen. Heutzutage, wo der Staat die ganze Person, das Leben der Untertanen fordert, scheut man sich noch viel zu sehr vor seinem Einblick und Eingriff in die privaten Vermögensverhältnisse.

Die Steuer könnte ergänzt werden durch eine Sondersteuer auf größeres Luxusvermögen in der Weise, daß der Steuersatz auf solches verdoppelt würde. Der reiche Fabrikant, der sich einen Landsitz hält, der Rentner, der eine Gemäldegalerie besitzt, der Großgrundbesitzer, der mehrere Schlösser und Parke besitzt, könnten dafür das Doppelte ihres sonstigen Vermögenssteuersatzes bezahlen. Dagegen halte ich eine allgemeine „Verbrauchseinkommensteuer", obgleich an sich sehr berechtigt, in der Durchführung für zu kompliziert.

Schließlich sei noch ein Gedanke ausgesprochen. Da das mobile, in Effekten verkörperte Kapital sich am leichtesten der Besteuerung entziehen kann, wäre folgendes denkbar. Eine 20prozentige Vermögenssteuer wird auf alle Aktiengesellschaften, Gesellschaften m.b.H. und Gewerkschaften (bei letzteren nach dem Kuxenwert) mit mehr als $^1/_2$ Million Kapital aufgelegt, die diese ihrerseits von ihren

Digitized by Google

Aktionären bezw. Anteilseignern erheben. Die Anteile werden auf die Zahlung hin abgestempelt. Die Aktionäre sind dann berechtigt, unter Nachweis ihres Besitzes an Aktien deren Wert bei der Berechnung ihres Vermögens zur privaten Vermögenssteuer abzuziehen. Auf diese Weise würde ein großer Teil des Effektenbesitzes festgestellt werden können und auch im Auslande befindliches Vermögen erfaßt werden. Überhaupt wäre zu erwägen, ob man nicht nach englischem oder amerikanischem Vorbild zum System der Namensaktien und Eintragung in Aktienbücher übergehen sollte. Jedenfalls muß in Zukunft der Staat über den Besitz von mobilem Kapital besser informiert werden. „Anonyme Gesellschaften" haben heute keine Berechtigung mehr.

Wie man sieht, liegen auch auf diesem Gebiete große und schwierige Probleme vor. Leicht wird die zweckmäßigste Neuordnung unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege nicht vonstatten gehen. Wir haben aber auch alle Veranlassung, es damit nicht leicht zu nehmen und zu glauben, daß nach Friedensschluß alles wieder so werden und so bleiben könne wie bisher. Wir Deutsche werden uns darauf gefaßt machen müssen, noch auf lange hinaus den heftigsten Wirtschaftskampf mit der halben Welt zu kämpfen, und sollten rechtzeitig alles daransetzen, uns auch dafür die zweckmäßigste Wirtschaftsorganisation zu schaffen.

Eine patriotische Statistik

Von Carl Jentsch (Neisse)

Vor fünf Jahren hat der Sekretär der Wiener Handelskammer, Sigmund Schilder, in seinen „Entwicklungstendenzen der Weltwirtschaft" berichtet, wie die Engländer seit Jahrzehnten, nicht um zu einem Kriege zu hetzen, sondern nur nach schlechtem Konkurrentenbrauch, den Südamerikanern, Asiaten, Balkanvölkern gepredigt haben: „Hütet euch vor den Deutschen, die wollen jeden, der sich mit ihnen einläßt, unter ihre Militär-, Polizei- und Junkerfuchtel bringen!" Wie die französische Jugend im Deutschenhaß erzogen wird und

Digitized by Google

wie in Vorderasien französische Ordensleute in ihren Schulen für das unfromme Frankreich und seine atheistische Regierung wirken, ist oft dargestellt worden. Der mit dem Kriege beginnende Lügen- und Verleumdungsfeldzug der Entente beschimpft die Ehre der Christenheit täglich mit neuen Schandtaten. Auf die Vergiftung der öffentlichen Meinung Italiens soll England 80 Millionen Mark verwendet haben; bis in die entlegensten Abruzzenhütten wurden Abbildungen belgischer Kinder verbreitet, denen die deutschen Hunnen angeblich Arme und Beine abgehackt hätten.

Was geschieht dagegen von unserer Seite? Auf Veranstaltung und Kosten des Reiches, soviel ich sehen kann, nichts, was sich mit dem Aufwand unserer Feinde vergleichen ließe. Verdient die Wahrheit nicht dasselbe Maß von Mühe und Geld wie die Lüge? „Die Wahrheit bricht sich selbst Bahn." Unsinn! Nichts geschieht von selbst in der Menschenwelt; was geschehen soll, muß von Menschen gemacht werden. Jeder tückische Giftpfeil des Feindes muß mit einem deutschen Schwerthieb beantwortet werden. Keine vierundzwanzig Stunden dürfen nach einer Feindeslüge vergehen, ohne daß eine kurze, klare, allgemein verständliche, packende Widerlegung erscheint, die in Millionen Exemplaren in allen neutralen Staaten, in den Sprachen dieser Staaten verbreitet wird. Den feindlichen Völkern muß die Wahrheit aus Luftschiffen auf die Köpfe geworfen werden, die wird mehr nützen als Bomben. Werden von einer Million Flugblätter 999 000 aufgefangen, so wird doch das tausendste Tausend unter die kriegsmüden Bürger und Bauern kommen, und wer weiß, ob nicht gerade von den konfiszierenden Polizisten die Aufklärung ausgeht.

Namentlich zwei Tatsachen sind der Welt klarzumachen. Erstens, daß es die Entente, sie allein ist, welche die kleinen Nationen zugrunde richtet. Sie hat uns gezwungen, Belgien, Serbien und Rumänien zu erobern, indem sie die Völker und Regierungen dieser Staaten verlockte und gegen uns aufhetzte. Und welcher Unterschied zwischen Belgien und Griechenland! Nicht ein Haar wurde einem Belgier gekrümmt, nicht ein Franken ihm aus der Tasche genommen, wenn die Regierung den Durchzug gestattete (daß er in solchen Fällen gestattet werden muß, lehrt schon Hugo Grotius) und wenn die Bevölkerung sich ruhig verhielt. Der Durchmarsch war Pflicht der Selbsterhaltung für uns, denn ohne ihn hatten wir die Franzosen im Lande. Aber was nötigt England und Frankreich, das dreihundert Meilen weit entfernte kleine, wehrlose Griechenland zu mißhandeln und zu peinigen, da ihnen doch von der Niederlage des durch Rußland verführten Serbiens nicht die mindeste Gefahr droht? Und fordert nicht das von der Entente heuchlerisch proklamierte Nationalitätenprinzip vor allem gebieterisch die Erlösung der gemißhandelten Finnen, baltischen Deutschen, Letten, Esten,

Digitized by Google

Litauer, Polen, Ukrainer, Georgier, Armenier, Mohammedaner, Juden vom großrussischen Joche? *)

Zweitens sind einander gegenüberzustellen die barbarische Kriegführung des Verbandes mit ihrer Mißhandlung der Kriegsgefangenen, den sinnlosen Zerstörungen und Verwüstungen im eigenen Lande, besonders den russischen, nicht bloß in Ostpreußen, sondern im russischen Gebiete, den Brandstiftungen, grausamen Evakuationen und Verschleppungen von Untertanen des Zaren, und unsere diametral entgegengesetzte: humane Behandlung der Kriegsgefangenen, Beschränkung der Zerstörungen auf das bei Ausführung militärischer Operationen Unvermeidliche, nach Okkupation eines Gebietes Wiederaufbau des Zerstörten, woran sich Neuschöpfungen schließen und eine Verwaltung, die besser ist, als die der einheimischen Regierungen war, und die Bevölkerung mit vordem ihr unbekannten Segnungen beglückt. Diese beiden Gegensätze mußten in anschaulichen Bildern der Welt dreihundertfünfundsechzigmal in jedem Kriegsjahre vor die Augen gehalten werden; eine Viertelmilliarde, auf diesen Zweck verwandt, würde sich gut rentiert haben.

Privatim wird so manches geschrieben, was gar nicht für diesen Zweck bestimmt ist, von der Regierung aber für die Aufklärungsarbeit mit herangezogen werden könnte. So z. B. ein nur 32 kleine Seiten starkes Heftchen von D. Trietsch: „Deutschland. Tatsachen und Ziffern" (bei J. F. Lehmann in München). Eine vergleichende Statistik, die mit überwältigender Klarheit zeigt, in welchem Grade wir unseren Feinden in Landwirtschaft, Industrie und Handel überlegen sind, wie viel mehr wir für Volksbildung ausgeben als sie, wie viel weniger uns unser „Militarismus" kostet als die Verbandstaaten der ihrige. Hätten die Herren Asquith und Grey die wirtschaftliche, finanzielle und Bildungskraft des deutschen Volkes genau gekannt, sie wären nicht so rasch fertig gewesen mit dem Entschlusse zur Kriegserklärung; fußt doch namentlich ihr Aushungerungsplan auf grundfalschen Vorstellungen von deutschen Zuständen. Und wie unwissend sie sind — sie können ja nicht mal deutsche Zeitungen lesen — selbst in der elementarsten deutschen Statistik, die zu verstehen gar keine Sprachkenntnisse erforderlich sind! Lloyd George gibt — man denke, als Finanzminister! — in einer der Reden, die unter dem Titel „Bessere Zeiten" (bei Eugen Diederichs in Jena) deutsch erschienen sind, für 1911 den englischen Export auf 517, den deutschen auf 200 Millionen Pfund Sterling an (die richtigen Zahlen lauten: 9268 und 8101 Mill. Mark) und beklagt die armen Berliner, die sich von Schwarzbrot und Pferdefleisch nähren müßten; sein Gewährsmann hat nicht gewußt, daß wir den Pumpernickel als eine Delikatesse schätzen. Man muß Mitleid haben mit diesen für

*) Ob und wie die Lage in dieser Beziehung durch die russische Revolution geändert werden wird, bleibt abzuwarten.

Digitized by Google

ihr hohes Amt mangelhaft vorgebildeten Staatsleitern und den von ihnen ins Unglück gestürzten Völkern und muß ihnen die für ihren Beruf erforderlichen Kenntnisse in ihrer Muttersprache beibringen, also auch dieses Schriftchen in englischer Übersetzung schicken.

Der Verfasser hat es als „eine statistische Herzstärkung" für Deutsche herausgegeben, und das ist es auch; außerdem ein sehr nützliches Handbüchlein; denn man hat darin bequem eine Menge Zahlen beisammen, die man sonst, so oft man sie braucht, aus unbequemen Nachschlagewerken heraussuchen muß.

Skizzen aus dem Felde

I. Der Flieger

Von Gustav Sack †

Nachdem es vierunddreißig Stunden lang ununterbrochen geregnet hatte und es in unserem Graben ein knietiefes Waten war wie in einem dünnen Schokoladenpudding oder in einem noch zu wässerigen, noch nicht ganz backfertigen Kuchenteig, zerriß gegen Abend plötzlich der Wind den träufelnden Wolkenteppich und hastete die blaugrauen Fetzen in ungeheuren klobigen Brocken davon; und die Parke und Dörfer, die auf den Höhenrücken und in den Mulden dieser weichwelligen und verschlafenen Kreidelandschaft kauern, verloren mit einem Male ihr dunstiges Blau und standen nun da, schwarz, zerschossen und kahl. Am nächsten Morgen aber wiegte sich hoch in dem reingefegten Himmel ein feindlicher Flieger, blinkend, surrend, frech und über alle Maßen schön in seiner koketten Unbekümmertheit um die rings um ihn in graziösen Wölkchen zerplatzenden Schrapnelle. Jetzt läßt er einen Regen goldener Kreuze niederregnen und verschwindet dann rasch mitten hinein in die Sonne — und nach einer halben Stunde fährt in dem Dorfe rechts hinter uns — Guillemont heißt sich dieses dreckige Dorf — eine Granate in eine zum Appell versammelte Kompagnie und reißt mit ihrer höllischen Wucht eine Gruppe Ahnungsloser, Unbekümmerter in einen bitteren Tod.

Gibt es etwas Verführerischeres als den Gedanken an das starre, mathematisch präzisierteste atomistische Geschehen und den Kranz und Glanz von Farben, Tönen, Sentiments und Gedanken, die dieser atomistischen Taubheit, Blindheit, Gefühllosigkeit und Gedankenleere entgegenstehen? Eine Welt, eine Seite der Welt, der eisigsten Gleichgültigkeit, der „absolutesten" Kausalität, eine Welt, in der das dümmste Fatum herrscht, und

Digitized by Google

eine Welt, eine andere Seite der Welt — denn die Welt, der Grund, das Ding an sich und das Furchtbare, hat sieben Seiten und siebenmal sieben Perspektiven —, in der das niemals ganz zu Fassende, das Unbedingte — denn wir glauben letzten Grundes nicht an die Bedingtheit des Denkens —, der freiherrliche Gedanke regiert und mit seinen Flügeln, das sind die Farben und Töne und Sentiments, über der anderen Seite, über der Welt der Atome gaukelt wie ein verliebter Papillon, eine hungrige Fledermaus oder ein Uhu oder melancholischer Abendkauz? Gibt es etwas Verführerischeres, Gefährlicheres als den immerwährenden Gedanken an diese zwei Seiten der Welt und des Furchtbaren, das über uns, hinter uns, unter uns gähnt und lauert? Und kitzelt unseren träumenden Stolz etwas mehr als das Wissen, daß die Welt der Atomistik und Physik auch nur ein Ding des Gedankens ist? Und daß sie als solches Gedankending eigentlich — nicht ist, sondern nur gaukelt, nur — fliegt? Macht uns der Gedanke nicht selig und schwindeln, treibt er uns nicht reißend hoch und läßt allen Schmutz, allen Ekel, alle Wut der Sehnsucht und alles „Leid" unter uns in Nebel und Nichts verschwinden, der Gedanke, daß wir eines Tages dieses ganze Gedankending, das ist diese ganze Welt, die wir sehen und fühlen und sind, herrisch zusammenreißen, und das so in einen strahlenden Ruf, in ein einziges klingendes Wort Zusammengeraffte ausstoßen können, hinausblasen können in ein endloses, ewiges Nichts?

Aber die Farben und Töne und Sentiments und Gedanken gehen parallel, um nicht zu sagen: sie sind die Folgeerscheinungen des Lezithinverbrauchs der Ganglienzellen, aber diese Ganglienzellen, diese dümmste, nichtssagendste aller Tatsachen, sind auch nur wieder ein Gedankending, und dieses „Gedankending" ist auch nur wieder eine Folgeerscheinung — ein anderer Ring der Ringe, die Schlange beißt sich in den Schwanz.

Und nun hinein in den Tod, von dem wir auch nichts anderes wissen, als daß er ein Ring ist in dieser Kette, ein Ringelgied der Schlange, ein Wort.

Dieser Krieg ist der seltsamste aller Kriege; denn der größte Krieg, der je ausgefochten wurde, ist für uns nichts als nur ein Kampf gegen den Schmutz und den Regen und die sich türmende, von allen Seiten uns anbrüllende Langweile. Und in diese Langweile hinein, gegen diese dickblähigen Gespenster schickte ich meinen verführerischsten Gedanken ins Feld — vielleicht ist es aber nur das Bild der Leichen da draußen; in Reihen, in furchtsamen Haufen und in langen Schützenlinien liegen sie vor uns, schon mehr als einen Monat lang, und sacken unter dem Regen immer tiefer hinein in ihre heimatliche Erde: sie haben den Sprung in das Furchtbare, mitten hinein in die Lösung getan; und vielleicht ist es nur mein Grauen vor diesem Sprung und vor dieser endgültigen Lösung, die als etwas Endgültiges nur eine un-

Digitized by Google

geheure Dummheit ist, die Ursache, die mich zu dem Gedanken von den sieben Seiten und den siebenmal sieben Perspektiven der Welt hat flüchten lassen.

Ein Wind tut sich auf, ein leichter, nicht unangenehmer Leichengeruch kommt von den schwarzen flachen Haufen da draußen, Wolken kriechen langsam über die Hügel hoch und verkleiden die Parke und Dörfer dunstig und blau — und nun wird es wieder regnen und weiter Schokoladenpudding geben und noch nicht ganz backfertigen Kuchenteig.

II. „Unsere" Lerche

Von Friedrich Seel (Pionier)

Die durch einschlagende Granaten und Minen aufgeworfene, zerfetzte Erde, die Pfähle des Drahtverhaus und die Leichen der Gefallenen, die hier und da verstreut im Vorfeld lagen, behinderten in keiner Weise den Ausblick.

Durch den kleinen Schlitz der Schießscharte konnte man deutlich die kleinen schwarzen Löcher sehen.

Jeder wußte es: aus diesen kleinen Löchern dort sandte der Feind das tödliche Blei. In diesen Löchern steckte der Lauf seines Gewehres, dabei lauerte der Posten.

Wehe dem, der den Kopf über den Grabenrand gesteckt hätte. Der Franzose beobachtet wachsam. Genau wie in unserem Graben, wo die Scharfschützen, den Kopf lässig an die Schießscharte gedrückt, hinausspähten.

Franzmann, nimm dich in acht!

Hier und da fiel ein Schuß — hüben wie drüben. —

Nicht, daß es irgendwie ein Ziel gegeben hätte. Man wollte sich gegenseitig zeigen, daß man noch da war.

Ab und zu blitzte es auf. Im Bois de Bouvigny oder hinter der Gieseler Höhe oder Gott weiß, wo die deutschen und französischen Batterien sich eingegraben hatten.

Dann zog mit Zischen und Heulen eine Granate über uns hinweg. — Irgendwo erzitterte die Erde, weit hinter oder vor uns. Eine suchte die andere Batterie, wollte die andere — dem Gegner seine — zum Schweigen bringen.

Uns ließ man in Ruhe in unserem Graben.

Nur an gewissen Tagen, dann kamen die heulenden Teufel von da drüben kürzer, dann merkte man sie erst, wenn sie da waren, wenn sie, laut berstend, unheimlich knurrend, die Deckung zerrissen oder im Vorfeld den Schnee und Schlamm hochtanzen ließen. Eines Nachts war er gekommen, der Schnee. Wir Pioniere merkten nichts davon, als er niederfiel. Als wir in unsere

Digitized by Google

Minengänge tief unter die Erde hinabstiegen, da war es eine Nacht wie jede andere der letzten Wochen. Die Luft war dick und neblig, und die aufsteigenden Leuchtkugeln blinkten matt und düster. Und als der Morgen heraufstieg, da hatte die Erde ein weißes, glitzerndes Leichentuch angelegt.

Nicht lange, da schmolz der Schnee wieder. Die Grabenwände wurden naß, klebrig, die schweren Stiefel zerstampften den Boden zu Brei.

Und immer noch war die Luft dick und schwer.

Doch der Frühling kam, und die Sonne siegte.

Die Nebelwand verschwand, sank und tausend glitzernde Tropfen liefen den Leitungsdrähten entlang. Jenen Drähten, die sich geheimnisvoll die Grabenwände entlangziehen, nach hinten, nach dem Kopfe, dem Hirn des Kampfes.

Da hinten hinaus war der Blick freier. Kein Abschluß wie da vorne, wo die aufgeworfene Erde des feindlichen Grabens den Horizont bildete.

Ganz nahe da hinten starrten die Trümmer von Carency mit dem zerfetzten Kirchturm, weiter links der sterbende Wald von Bouvigny, und ganz hinten, scharf umrissen, die steile Höhe von Notre Dame de Loretto.

Und mit der Sonne, mit dem Frühling kam unsere Lerche. Eines Tages war sie da. Eines Morgens mit der Sonne stieg sie aus der Mitte des neutralen Streifens zwischen den Gräben hoch. Irgendwo in einem Granatloch mochte ihr Unterschlupf sein.

Genau in der Mitte zwischen uns und dem Franzmann. Woher kam sie so plötzlich? Ein Gruß der Heimat? Welch gütiges Geschick sandte sie uns in unsere Grabeneinsamkeit? In die grausige Einsamkeit, wo einem jede kleine Abwechslung willkommen war; wo einem eine Nichtigkeit andere Gedanken brachte. Andere Gedanken als ewig an Gevatter „Tod", der lauernd, grinsend durch die Gräben schreitet.

Unsere Lerche?

Dem Franzmann seine?

Was kümmerte sie der Deutsche, der Franzmann, was störte sie das Geknatter der Gewehre, das Dröhnen der Geschütze, die ganze grausame Symphonie des Todes?

Mit Jauchzen und Tirilieren — ein Symbol des Friedens — stieg sie höher, immer höher, bis sie nur noch als winziges Pünktchen erkennbar war.

Und hunderte Augen folgten ihr!

Hüben und drüben. —

Und hunderte Gedanken schwebten mit empor, flogen weiter, weit, weit über Berge, Wälder, Seen zur Heimat. Reisten ins weite Land der Erinnerungen. In jene Frühlingszeiten, wo man, das Herz geschwellt, durch Felder und Auen streifte.

Digitized by Google

Wenn sie dann wie ein fallender Stein wieder herabkam, wenn sie ihr Versteck aufsuchte, da draußen, dann freute sich jeder auf den nächsten Tag, auf das Erwachen der Sonne, auf den Aufstieg unserer Lerche. —

Dann kam die große Schlacht. —

Beim dämmernden Tage huben sie an, die Batterien, spien aus hunderten Schlünden Feuer und Entsetzen, Tod und Verderben. Trommelfeuer! —

Und als sie dann ankamen, die Massen der Schwarzen aus Senegal, aus Marokko und Algerien, da mußte unser zusammengeschmolzenes Häuflein der Übermacht weichen.

Ein Weniges nur — ein, zwei Kilometer. Dann stand die Mauer wieder. Die Mauer aus Fleisch und Eisen.

Ob sie jenen grausigen Morgen überlebt hat, unsere Lerche? Jenen Morgen, wo schwere, stampfende Schritte der schwarzen, bezechten Horden über ihr Versteck hinwegstürmten, wo der Tod so reiche Ernte hielt?! —

III. Die Sappe

Von Max Barthel, Musketier

Sie ist nur ein einziges Grabenstück an der endlos verschlungenen Front, ein Härlein von dem würgenden Ungeheuer, das Menschen frißt und Granaten speit. Und doch spiegelt sich in dem engen Grabenstück die blutige Geschichte des Krieges ab mit seiner Qual und Zuversicht.

Die Stellung liegt hoch auf dem Berg, in den Granit eingesprengt, die Gräben laufen steil durch das Gelände, und hinten in den Felsennestern lauern die Maschinengewehre und Minenwerfer wie hungrige Tiere auf Fraß.

Vom dunklen Tannenwald, den sonst Duft und Melodie erfüllten, ragen nur noch die zersplitterten Stämme hoch, in die sich die Geschosse einbeißen und die Wolkenfetzen verfangen. Föhn umstürmt den Postenstand, Schnee weht uns an, und der Frost geißelt Menschen und Bäume. Flieger kreisen hoch in der zitternden Himmelswölbung, von den weißen Schrapnellwölkchen umstickt.

Wenn die Sicht klar ist, türmt sich die kühne Alpenreihe vor uns auf, der Friede und die Stille winken mit weichen Händen, und im Herzen formen sich schöne Gedanken.

Die Ebene prunkt mit dem matten Silber der Schneefelder und den blauen Tiefen der Wälder. Die Fronten durchlaufen das Land und liegen sich sprungbereit gegenüber.

Nachts ist der Himmel strahlenvoll, und das zerrissene Schlachtfeld schläft in kühler Ruhe. Der Reif glitzert im Drahtverhau. Kein Schuß birst in die quellende Stille.

Digitized by Google

Eine Feldbahn lärmt und keucht durch den Frieden und bringt Granaten, Brote, Minen, Draht und Post. Leuchtkugeln stehen geisterhaft über dem Niemandsland, wo eine Patrouille in einem Minentrichter liegt. Die Posten werden nachgesehen — eine leise, leise Frage, die Antwort wie Wind, der in den Gräsern wispert, leise, leise ... und die Stunden gehen strahlend über das Schlachtfeld, bis der Morgen mit seinem flammenden Purpur aufsteigt.

Die Schlacht schläft.

Eines Tages bricht sie brüllend aus ihren Verstecken empor, Minen zerhämmern Gräben und Unterstände, Granaten zerfetzen die Soldaten, Maschinengewehre rattern rasend, wie aus Angst, und durch das Sperrfeuer bricht ein Stoßtrupp in die Stellung ein, sprengt Stollen und Schanzen, bringt Gefangene und Beute zurück oder nistet sich in den zertrichterten Gräben ein.

Dann heißt es im Tagesbericht: „Wir brachten einige Gefangene zurück," und in Deutschland oder in Frankreich wütet die Qual um manches liebe Herz, das im Granatensturm erlosch.

Ein Journalistenroman

Von Walter Behrend

Hermann Kesser, der sich in seiner historischen Novelle „Lukas Langkofler" als ein Edelmann deutscher Prosa und Meister dieser Erzählungsgattung erwiesen hat, veröffentlicht ein Buch, das den Titel „Die Stunde des Martin Jochner" (Verlag von Kurt Wolff, Leipzig) führt. In näherer Kennzeichnung ist das Werk mit den Worten „Roman aus der vorletzten Zeit" unterstrichen. Der Roman spielt in der letzten Phase vor dem Weltkrieg.

Kessers neuestes Werk ist insofern von grundsätzlicher Bedeutung, als der Dichter den Typus einer geistigen Menschenklasse, deren Wirken von unbestreitbarer Bedeutung für die Gesamtheit ist, darstellt und aufhellt. Er baut seine geistige und seelische Tragödie auf, führt über den Zusammenbruch der Zeit hinweg und legt am Schlusse in die grauen Wolken seines niederdrückenden Gemäldes den schmalen Streif einer Morgenröte der inneren Wiederaufrichtung und schwer gewonnenen Glaubens an einen in Wahrheit königlichen Beruf. Kessers Held gesundet — so scheint es — in der Eisenkur des Krieges, und die „Dichtung" vom Martin Jochner wird in dieser ab- und aufsteigenden Linie zum Bekenntnisbuch eines Journalisten von höchster Klasse, der Hermann Kesser selbst ist, eines Journalisten von aristokratischer

Digitized by Google

Auffassung des Berufes, über den Kesser in seinem glanzvollen Essay „Der Journalismus und die politische Seele" kurz vor Erscheinen seines Romans bereits Worte von tiefster Bedeutung gesprochen hat. Bleibende Worte, für die ihm das gesamte Handwerk dankbar zu sein hat.

Wer ist nun der Held seines Romans? — Es ist der politische Redakteur Martin Jochner. Also: der Journalist als Romanheld! In der Literatur ist er (der selbst ein Vertreter der Literatur ist, es in Idealforderung wenigstens immer sein sollte) dem Publikum wohl bisher nur bei Gustav Freytag oder Arthur Schnitzler begegnet, die ihn in sehr verschiedener Gestalt auf die Bühne gebracht haben. In der epischen Dichtung taucht er bei Strindberg, Geijerstam und Maupassant auf, der im „Bel-Ami" den Reporter und Arrivisten Duroi mit allen Mitteln seines melancholischen Wissens und einer unversöhnlichen Menschenverachtung geschildert hat. Gewisse Figuren Wedekinds sind in diesem Zusammenhang nicht zu erwähnen.

Dafür, daß die Erzählung vom Martin Jochner kein Tendenzroman ist, das heißt kein Roman für oder wider den Journalismus, dafür steht zunächst der Name Hermann Kesser. Auch um eine bloße Milieuschilderung handelt es sich hier nicht, sondern in erster Linie um die seelische Erfassung und künstlerische Darstellung des Typus des intellektuellen Journalisten, auf den allein es ankommt. Diese Gattung von Journalist, als ein Mittel für den Ausdruck der Zeit, versucht Kesser dem Bewußtsein des Bürgers nahezubringen, und er zieht dabei die Schleier vor einem inneren Gesicht auseinander, von dem die Mehrheit nichts ahnt. Mitunter glaubt man Kampfklänge zu hören. Der Kampf zwischen Geist und Kapital! Der unendliche Konflikt der Seele mit dem Materialismus! Ist denn nicht die Zeitung ein Bezirk, wo derlei Gegensätze in Todfeindschaft aufeinanderstoßen müssen? Einige solche Töne sind jedenfalls in dem Roman angeschlagen, ohne daß deshalb der Rahmen des Werkes bloß mit guter Gesinnung ausgepolstert ist. Kesser steht nur in der Opposition, in dem geläuterten Bewußtsein, daß es auch noch geistige Schützengräben gibt und daß unser aller Kampf, der in den Fanfaren der Eroberung ausklingen muß, nicht zuletzt auf dem Holzpapier ausgefochten wird, das zweimal täglich die geschwärzten Rotationsmaschinen ausspeien.

Fraglich bleibt bei Kessers Journalistenroman nur, bis zu welchem Punkt es dem Willen des Dichters (und Kenners) gelungen ist, den Typus des Journalisten von essentieller Physiognomie auf die adäquate Formel zu bringen: der Versuch wäre vollkommen geglückt, wenn Kesser seinen Martin Jochner nicht mit der quälerischen, in nervösen Ausstrahlungen zuckenden Liebe zu einer Schauspielerin allzu stark überflutet hätte. Was nur Episode hätte bleiben dürfen, schiebt sich nur zu bald in zerfahrenen Farben über das Hauptthema und drängt Sinn und Zweck des Romans

Digitized by Google

in den Schatten. Ein einfacherer seelischer Querschnitt hätte genügt, da Kesser ja nichts weiter geben will als einen Typus in einer ganz von innen heraus gesehenen Journalistengestalt.

Alle Nerven dieses politischen Redakteurs Martin Jochner sind in der Politik, im Schicksal der Gesamtheit, verfangen und registrieren intensiv jedweden Ruck auf diesem großen Brett; und doch kann er, der Tendenzen hat und Kritik und Darstellung betreibt, nicht zum Leben, zu den Menschen gelangen, von denen ihn Erkenntnis und die allzu wählerischen Nerven des ganz in geistiger Arbeit Aufgelösten scheiden. So sagt Jochner, der Politiker, einmal zu einem Feuilletonisten: „Du stellst dir vor, daß ich ein mechanisches Gehirn habe und fleischlos denken kann. Du und deine Dichter, ihr spinnt an Versen und Geschichten! Ihr träumt von eurer eigenen Seele, ihr nistet in eurer besonderen Luxusluft! — Ich stehe auf der Erde, ich stecke bis an die Ohren in diesem europäischen Festland, ich merke, wie es sich rührt! Kein Stoß, der mir nicht durch Mark und Bein fährt. Ich bin kein Zuschauer, ich muß mitspielen, ob ich will oder nicht! Unter Millionen von Blinden und Tauben muß ich mitspielen." In diese beiden Sätze ist Jochners bis zur Tragik gesteigerte Melancholie aufgegangen, seine ganze Tragödie. Und ein weiterer Satz, der wie zufällig steht, dient der Charakterisierung des gesellschaftlichen Jochner: „Es gibt Menschen, die sich an der Pforte der Salons in eine glückliche Erwartung versetzen, wie wenn es zu einer Bescherung ginge. Ein gedämpftes Strahlen liegt auf ihren Gesichtern und ist bereit, beim ersten Anlaß loszuleuchten. Martin trat fast immer feindlich auf." Diese Formel setzt Kesser in schärfster Zergliederung fort, bis er durch den Krieg einen psychologischen Weichenwechsel in seinem Helden vornimmt. Diesem fehlt der sens intime, der Sinn, intim zu werden, von dem Stendhal einmal gesprochen hat. Er leidet zutiefst am Geist der Sonderung, der unsere Gesellschaft vor dem Krieg beherrschte, der die Besten, kalte Trauer im Herzen, zu innerer Einsamkeit verdammte. Gerade einen Martin Jochner, der im tiefsten Sinne des Wortes ein zoon politicon ist. Aus diesem Zwiespalt wächst, wie schon angedeutet, sein Drama hervor, das unerbittlich zur persönlichen Katastrophe führen müßte — käme nicht — von außen — die Katastrophe des Krieges! Alles, was nicht in die Atmosphäre seines Berufes, seiner Geistigkeit gehört, ist Jochner fremd und feindlich, jede Berührung mit den anderen setzt sich in Schmerz um. Er vermag sich selbst nicht zu entgehen. Selbst im Berufe zersetzt er sich, zergeht er. In dessen ewiger Hetze und Kleinarbeit verliert er hoffnungslos die Synthese seines geistigen Daseins, nach der er, der Abgesonderte, ringt wie ein Inbrünstiger nach Gott. Ihm kommt das Wunder erst aus den Feuerwolken des europäischen Krieges, dessen Erlebnis seine verschüttete Seele wie ein Sturm aufreißt. Der politische Mensch erfährt

Digitized by Google

seine Katharsis in der „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Er, der Mann von Geist und Leidenschaft, von Seele und Stimmung, kann jetzt herunter vom Turm seines Fluches, seiner Einsamkeit — zu den anderen, für die er sich zu bereiten hat. Er findet die Erfüllung seines hohen Berufes. Martin Jochner baut sich geistig und seelisch neu auf, und er sieht und hebt sich im Licht der ersten, der größten Stunde. Er erkennt weiter in dem Strahlen, daß der Feind längst in ihm wie in allen haust und daß man der Zeit satt geworden war. Der werdenden besseren Zeit wird er von jetzt ab dienen.

Es ist kein trivialer Optimismus, mit dem Kesser den Schluß seines Romans überblaut. Von dunklem See nur hat sich ein großer Flügelschlag erhoben. Unser aller Schicksal rauscht mächtig einher. Die Luft glüht, der Orkan donnert. Martin Jochner, in dem Hermann Kesser sich selbst niedergeschrieben hat, wird den Neubau seiner Seele und seines Geistes erst noch zu erproben haben!

Sprachlich ist Kessers Roman, in dem sich neben Jochner Journalisten, Theaterleute, Diplomaten, Großindustrielle und Offiziere bewegen und Redaktionszimmer, Druckersäle der Zeitung, Salons und Landschaften aufgeschlagen sind, von hoher Kultur. An manchen Stellen reiht sich Wort an Wort wie ein Meistergriff an den anderen. Namentlich das Großstadtbild, das Kesser am Anfang des Romans entworfen hat, leuchtet auf wie aus genialer Zeichnermanier heraus.

Lest dieses Buch, in dem Resultate gestaltet sind! Es spricht von einer Not, die eine Not der Zeit gewesen ist.

Zwei Gedichte

Von Karl von Eisenstein, Prag

Wald!

Wald! Freund Wald! —
Der Wald ist groß.
Ist wohl ein Stück
der Ewigkeit.
Auch heimatlos,
in ihm, bist du daheim.
Es pocht sein Herz in gleichem Schlage
mit deinem Glück.
Der Wald ist weit.
In ihm ist Raum für alle Menschenklage.
Wald! Freund Wald!

Digitized by Google

Vor einem Bach

Vor einem Bache fiel mir's ein,
der sich durch dichtes Laubwerk bog,
daß mir vor langen Jahren
einst jeder Baum und Strauch und Stein
lauter liebe, liebe Wunder waren.

Nun hab' ich wohl indessen
in Wolkenbruch und Sonnenschein
viel Heimlichstes erfahren . . .

Vor jenem Bache ward mir's klar,
der über helle Wiesen zog,
daß mich mein Wunder nicht belog.
Daß ich es nur vergessen,
weil es so still und viel zu gütig war.

Ein Beitrag zur Kritik

In gediegenem Deutsch ist hier manches über die verschiedenen Systeme der Kritik gesagt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" bieten unter dem 28. März ein Exempel, das näher zu betrachten ist! Es lautet:

„n. Berliner Theater. Aus Berlin wird uns gedrahtet: Nun endlich ist auch der fleißige Bruder Karl, jüngerer Sproß der Dichterfamilie Hauptmann, in Berlin zu Wort gekommen und mit Glück.

Seine burleske Tragödie Tobias Buntschuh hat im „Deutschen Theater" Jubelstürme entfesselt. Karl Hauptmann verleugnet seine besondere Art auch diesmal nicht. Er sucht durch die Fülle der Erscheinungen zu wirken und gibt dabei oft, allzuoft Nebensächliches. Ein hochbegabter Dilettant, der, wie sein Held Tobias Buntschuh, die geniale Geste hat, ohne uns von seiner Genialität irgendwie zu überzeugen und ohne die inbrünstig umbuhlte Menschenseele gewinnen zu können."

Zunächst legitimiert sich dieser drahtende Reporter als Ignorant. Karl — übrigens Carl! — ist bekanntlich der Ältere! Doch ist das schließlich Voraussetzung, an die wir uns bei der heutigen Tagespresse gewöhnten, daß nämlich Ignoranten referieren. — Es soll um den Ton gehen! „Der fleißige Bruder", „der jüngere Sproß", „die Dichterfamilie". Daß ein 59jähriger, geistig repräsentativer Deutscher solches Deutsch wider sich anfahren lassen soll, müßte denn doch strafbar sein! — „Ein hoch begabter Dilettant!" Der Mensch, der das aus dem Handgelenk als Offenbarung nach München berichtet, sollte erst einmal die Lebensarbeit dieses geballten dichterischen Komplexes — zumindest von außen (mehr ist ihm sicher nicht vergönnt!) — fixieren, vielleicht würde er an Schlagworten geiziger. Es möchte ihn sonst eines

Digitized by Google

treffen, das seine Schmocknatur tilgt und als äußersten Nichtsnutz erledigt. Soweit dieser an sich vielleicht belanglose Fall! — Aber die Sache möchte einen erschüttern. Alle — und eben die Tagespresse am meisten — sind eins, wenn es gilt, festzustellen, daß Deutschland in der Welt voran ist als Kulturnation. Wehe dem räudigen Schaf, das leichte Bedenken äußert; ihm wird die Tintenkost entzogen! — Wohl wahr, Deutschland hat keine Analphabeten, aber es hat „Reisende in Bildung"!

Deren telegraphierende Aufdringlichkeit schadet mehr als die Demut törichter Menschenkinder.

Schafft, ehe ihr dem Ausland Mangel an Kultur beweist, derartige Zustände aus den Spalten unterm Strich!

Hanns Johst

Wachstum der Sprache

Wenn wir in einem Augenblick des Besinnens die Sprache betrachten, die wir heute sprechen, und sie mit jener vergleichen, deren hohe Vollendung wir vor dem Kriege gefeiert haben, so finden wir erstaunt die jetzige bereichert um Ausdrücke, Redewendungen, Vergleiche, die wir mit der Selbstverständlichkeit langen Besitzes gebrauchen, als wären sie nicht Neuschöpfungen von gestern und heute. Die Sprache lebt und wächst dem Baume gleich, der, wenn er auch entlaubt und dürr vor uns steht, mit Säften vollgeladen ist, und wie der Baum, über Nacht geradezu, in seiner Blütenpracht ein anderer geworden zu sein scheint, so auch die Sprache. Aber der Prozeß geht hier wie dort allmählich und mit der vernünftigen, weise vorbereitenden Trägheit der Natur vor sich. Wir bloß sind unaufmerksam und stehen dann vor Wundern.

Wir können es an der unserigen genau beobachten.

Erleben, die seelische Reaktion auf äußeres Geschehen ist das zeugende Moment; den Haupt- und Staatsaktionen der Zeit bietet die Sprache willige Resonanz. Seelische Erschütterungen öffnen oft Ventile in uns, von deren Existenz wir keine Ahnung hatten, es drängt uns zur Mitteilung unseres inneren Sehens und Hörens, Gefühle und Empfindungen wollen zu Worte kommen, aber die Worte versagen, die Sprache ist zu arm für unseren inneren Reichtum, so müssen wir neue Gefäße formen, ihn zu verspenden. Der Vergleich, die Umschreibung dient unseren Zwecken, wir versuchen den Ausdruck onomatopoetisch zu finden oder uns ihm wenigstens zu nähern. Wir greifen nach benachbarten Reichen und entlehnen Töne, Farben, Bewegungen zur Verständigung, wenn der konventionelle Terminus versagt, und aus diesen Komponenten formt sich das neue Wort, die neue Sprache. Wir sprechen heute von „Trommelfeuer", ein Wort, aus furchtbarstem Geschehen geboren, für das den meisten Menschen ja glücklicherweise der Begriff fehlt, aber es ist da, und welche Vorstellungen auch damit verbunden werden, es wird gebraucht, und auch in einem auf den Alltag übertragenen Sinne. Es gibt ein „Trommelfeuer von Witzen", wie es vorher ein Brillantfeuerwerk von Witzen gab, Worte werden „wie Handgranaten" ins Gespräch geschleudert, während sie früher bloß „wie aus der Kanone geschossen" in die Unterhaltung hineinplatzen konnten. Wir sprechen von „Flieger- und Munitionsparks", wir bezeichnen das Unterfeuernehmen eines Terrains

Digitized by Google

mit dem harmlosen, doch militärtechnisch richtigen Worte „bestreuen", was doch bisher eher Küchenerinnerungen als kriegerische Ideenassoziationen wecken konnte. Wir sprechen von der „Vergewaltigung von Staaten" durch die Entente, wobei wir natürlich schon rein instinktiv der vis grata, von welcher die Interpretation des Sprachgesetzbuches spricht, gerne weitesten Spielraum geben. Wir sagen, ein Flieger habe sich „verflogen" und treffen ohne viel zu bedenken den Nagel der präzisen Bezeichnung auf den Kopf. „Luftpolitik" wird nach Analogie der territorialen getrieben, „todbringende Wacht" wird in den Bergen gehalten, „Angriff" gebar den „Gegenangriff", das „Luftmeer", die „Luftflotte" und den „Luftkampf". Beispiele könnten ohne Ende angeführt werden.

Wenn auch die markanten Stationen der Spracherneuerung jeweils an die glänzenden Namen Einzelner geknüpft sind, Goethe die Wandlung der Sprache von der Derbheit etwa des Simplizius Simplizissimus bis zur Vollendung der klassischen Epoche repräsentiert, Heine den Zaunkönigsprung zur Modernität der Sprache, die wir sprechen, und in jüngsten Tagen Vertreter des Naturalismus oder der Neuromantik für modernste Ausprägungen des Deutschen zeichnen, so ist es doch die Gesamtheit in ihrem Reagieren auf den Schall der Zeit, welche die neue Physiognomie der Sprache geschaffen hat und schafft. Die riesenhafte Brutalität des Erlebnisses dieses Weltkrieges preßt aus der Masse der namenlosen Einzelnen Schreie; Schmerz, Not, Sorge, Kummer, Qual erfinden neue Töne der Bezeichnung, die technischen Wunder der Beförderung, der Zerstörung und des Aufbaues nötigten zu neuen Benennungen für Schnelligkeit, Grausamkeit, Gründlichkeit und Vollendung, so daß der genannte Einzelne einer programmatischen Erneuerung, Ergänzung und Umformung der Sprache kaum gewachsen gewesen wäre, von der allgemeinen Besitzergreifung dieser neuen Sprache durch die Gesamtheit ganz abgesehen. Denn die Sprache ist die organische Form unseres Denkens, und so wie dieses an jedes Ding der Außenwelt und an alles Geschehen herantastet, so dehnt und schmiegt sich die Sprache und verzeichnet jeden Eindruck, daß es, im großen betrachtet, wirklich so ist, als habe jede Epoche ein Monogramm in ihr zurückgelassen und die genialen Einzelnen bloß, aus unerhörtem Reichtum schöpfend, ihr die letzte Vollendung gegeben.

Auf Perioden starker ursprünglicher Sprachbereicherung folgen naturgemäß solche trägen Beharrens im Bestehenden. Sattes bürgerliches Behagen am Besitz wirtschaftet mit dem vorhandenen Gute, unendlich reich sich dünkend, dem Hausherrn gleich, der auf der Veranda seines Hauses sitzt und sich der Farben des Gartens zu seinen Füßen erfreut, ohne an dessen Bestellung zu denken. Die Sprache bröckelt ab, verfällt mit den sich beruhigenden Zeiten und den geminderten Eindrücken. Gerade diese Zeiten aber erzeugen Geister wie Friedrich Nietzsche als luziferische Gegenpole, als künstliche und künstlerische Spracherneuerer.

Fast als ausnahmslose Regel läßt sich konstatieren, daß von mächtigen politischen und kriegerischen Erschütterungen heimgesuchte Epochen die Gesamtheit eines Volkes infolge der starken psychischen Anreize zur Sprachbereicherung zwingen, aus der eine Auslese ganz automatisch sich vollzieht, während friedliche Zeiten die

Digitized by Google

Einzelnen, die Künstler zum Werk der Sprachbewahrung und -gestaltung rufen.

Felix Langer

Ein seltsames Verbot

Vor einiger Zeit las ich, daß die ungarische Regierung den Roman „Elisabeth Kött" von Hans Bartsch (Leipzig, Staackmann) verboten habe. Verbote von Romanen gehören zu den großen Seltenheiten. Zuerst vergewisserte ich mich, ob die Nachricht auf Wahrheit beruhe. Nachdem ich diese Sicherheit gewonnen hatte, las ich den Roman, begierig, zu erfahren, was denn eigentlich der Grund des Verbotes sei. Der Roman gehört gewiß nicht zu den besseren Arbeiten des begabten Verfassers, obwohl er in ihm seine Kraft der Menschendarstellung nicht verleugnet. Was ich vermutet hatte, das fand ich bestätigt. Das Verbot erfolgte aus nationalen Gründen. In dem ganzen Roman kommt nichts vor, was das Verbot verständlich erscheinen lassen könnte, außer zwei Stellen, die vollständig hier wiedergegeben seien. Die erste beginnt auf Seite 297 und lautet:

„Es war ein geheim angrauender Frühlingsmorgen, als die Wagen der Kött aus der Großstadt hinausrasselten.

Sie fuhren der aufgehenden Sonne entgegen, die rotbrandig, schwer und breit über dem Rosaliengebirge emporstieg. Sie fuhren in jene Gegend, aus der die seltenen, langsamen Bahnzüge fast nur Wein und Zuckerrüben zu führen scheinen und wenig Menschen und Kultur hinbringen; in das feindselige ungarische Land hinaus.

Das war einst deutsche Erde! Und die Weinrieden vom Leithagebirge bis an den Neusiedlersee, dann nördlich das Preßburger Land, südlich die Bezirke von Ödenburg und Steinamanger waren voll froher deutscher Tüchtigkeit, bis sie im siebzehnten Jahrhundert, um das flüchtige Wahngebilde einer Königskrönung, an Ungarn verschachert wurden. Noch wehrt sich deutsche Bürgertüchtigkeit in den schönen königlichen Freistädten halberstickt gegen den Jargon einer kleinen hunnischen Sprachinsel, der ihr niemals eine der herrlichsten Weltsprachen ersetzen wird können. Und dorthin trug sie, zuerst wieder nach langen Jahren, das göttliche deutsche Wort.

Und eine Zeit voll Ruhm und Leid brach an für Elisabeth Kött. Die von ihrem Mutterland Abgesperrten heiligten sie wie den Engel des Paradieses, der aus dem Urlande des Menschen ein Tröpflein duftenden Unsterblichkeitstrankes herabbrächte. Die Alten stärkten sich, und durch die Seelen der schon halb betörten Jungen fuhr der süße Schauer der Ahnung, einem gewaltigen, gottgeliebten Volke anzugehören. Die Kött war so süß und so groß, so betörend und herzdurchbangend, daß alles Mannsvolk zwischen sechzehn und sechzig in Verliebtheit und Sehnsucht das deutsche Theater und die berückend schöne hohe Sprache pries, während es in innerster Seele die Kött meinte. So unbezwinglich vermag ein einziges Genie für sein geliebtes Volk zu werben. Die Madjaren, die Slawen bewarfen sie mit Schimpf und Steinen. Nur die köstlichen, reichen, stillen Menschen, die auch diesen Völkern geschenkt sind, diese wenigen wurden von unbändiger Sehnsucht erfaßt, eines Volkes Kind zu sein, dessen große Männer einen ganzen Erdball voll Glück, Nachdenklichkeit und Rührung erfüllten."

Und dann auf Seite 301 eine kurze Stelle:

Digitized by Google

„In einem Karpathenstädtchen traf er sie und schwamm in Glück und Größe bei ihrem Spiel und schrie und kämpfte für sie gegen die feindlichen Spektakel der Madjaren."

Eine dritte Stelle auf Seite 304: „Es war ein Städtchen an der Save, in dem noch deutsche Laute nicht gänzlich vertilgt waren," kommt wohl kaum in Betracht.

Wir leben gegenwärtig mit den Madjaren in treuer Waffenbrüderschaft und politischer Freundschaft, an der wir unverbrüchlich festhalten wollen. Zu den hier mitgeteilten Tatsachen soll kein Wort der Kritik gesagt werden. Bloß drei Fragen seien gestattet: Sind die angeführten Stellen wirklich so schwer beleidigend gegen die madjarische Nation, daß sie das Verbot eines Kunstwerkes rechtfertigen? Wäre etwas Ähnliches in Deutschland möglich? Endlich: Hat das Verbot irgendeine praktische Wirksamkeit?

E. Pernerstorfer

Bankabschlüsse

Die acht Berliner Großbanken*) verfügten Ende 1916 über 11 Milliarden Mark fremde Gelder, das ist seit Anfang des Krieges eine Verdoppelung. Diese Verdoppelung kennzeichnet unsere volkswirtschaftliche Entwicklung und ist außerdem ausschlaggebend für die Resultate der deutschen Banken im abgelaufenen Jahr. An und für sich ist, rein volkswirtschaftlich besehen, dieses Hinaufschnellen kein restlos gutes Zeichen, denn es ist in der Hauptsache die Folge der allgemeinen Entleerung aller Läger: die Kaufleute und Industriellen haben alle Vorräte verkauft und verfügen infolgedessen über hohe Bankguthaben. Auch die Entwertung des Geldes hat an der Veränderung ihren Anteil. Für die Banken freilich brachte dieses Wachsen sehr viele Vorteile: Geld in Hülle und Fülle zu billigen Leihsätzen, das die Banken wieder lohnend ausleihen konnten, namentlich an Staat und Gemeinden. Diese Zinsgewinne brachten den deutschen Banken niemals gewaltigere Gewinnziffern als je zuvor. Die erwähnten Institute zusammen konnten eine Erhöhung ihres Bruttoertrags um 30 auf 182½ Millionen Mark nachweisen. In Wahrheit war die Steigerung noch größer, denn sämtliche Banken verzichten darauf, Gewinne aus dem Effekten- und Konsortialgeschäft auszuweisen, obwohl diese Gewinne sehr groß waren, denn der allgemeine Hunger nach Anlagewerten setzte die Banken instand, alte, längst abgeschriebene Bestände, darunter auch „Ladenhüter", zu sehr günstigen Preisen an den Mann zu bringen. Freilich war das Jahr 1916 auch ein Jahr der stark erhöhten Unkosten. Um fast 15 Millionen Mark stiegen die Lasten auf 129 Millionen, so daß also fast die Hälfte des Ertrages auf diese Weise geopfert werden mußte. Daß diese Steigerung zu erheblichem Teil auf eine weitherzige Unterstützung ihrer Beamten im Felde und der Heimat zurückzuführen ist, ehrt die Banken, wie diese denn überhaupt mehr als gar manche andere Erwerbsinstitute sich der Pflicht gegen ihre Angestellten bewußt waren. Die Art und Weise nun,

*) Die Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Dresdner Bank, Darmstädter Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Commerz- und Diskontobank, Nationalbank und Mitteldeutsche Kreditbank.

Digitized by Google

wie die Banken von ihren Mehrgewinnen Gebrauch machten, muß unumwunden als sehr vorsichtig und weitschauend anerkannt werden. Nur einen kleinen Teil nämlich benutzten sie zur Erhöhung der Dividenden, und zwar beschränkten sie sich darauf, die letzte Friedensdividende wiederherzustellen. Infolgedessen sieht die Deutsche Bank, weil sie das bereits im Vorjahre getan hat, von einer weiteren Erhöhung ab und benutzt für besonders einschneidende Abschreibungen auf die ohnehin schon niedrig zu Buch stehenden Bankgebäude ihre Mehrgewinne. So zurückhaltend die Banken ihren Aktionären gegenüber waren, so waren sie ihrer Verwaltung gegenüber recht freigebig. Das, was die Banken an Tantiemen ausschütten, ist teilweise ganz ungewöhnlich viel. Von den großen Instituten gilt das besonders von der Diskontogesellschaft und der Dresdener Bank. So erhalten beispielsweise die neun Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft $2^3/_4$ Millionen, wobei drei dieser Herren als gleichzeitige Geschäftsinhaber des Schaaffhausenschen Bankvereins und der Norddeutschen Bank noch weitere starke Einkünfte beziehen. Besonders freigebig ist auch die Verwaltung der Dresdener Bank gegen sich selbst, indem sie ihrer Direktion (allerdings einschließlich der vielen Filialdirektoren) 3,25 Millionen zur Verfügung stellt, ihren Aufsichtsrat aber mit einer Million bedenkt. Verhältnismäßig am bescheidensten ist in dieser Hinsicht noch die Deutsche Bank, die ihrer Berliner Direktion $1^1/_2$ Millionen zuweist. Dabei sind natürlich die Bezüge der meisten Bankdirektoren im allgemeinen noch viel größer, da sie über eine große Zahl von Aufsichtsratsstellen verfügen, die ihnen verhältnismäßig leicht verdiente große Beträge bringen. So darf es nicht wundernehmen, daß einzelnen dieser Herren ein Millioneneinkommen ohne weiteres nachgewiesen werden kann. Es gibt da allerdings auch Ausnahmen. So besteht beispielsweise bei der Handelsgesellschaft die Bestimmung, daß die Verwaltung ihre Einnahmen aus dieser Quelle an die Bank abführen muß, wo sie zu gewissen Zwecken Verwendung findet.

Wie haben nun die Banken die Gelder angelegt? Rund ein Zehntel ist in jederzeit greifbarer Weise entweder in bar vorhanden oder bei der Reichsbank hinterlegt. Nicht ganz so viel (731 Millionen) sind an andere Bankinstitute ausgeliehen. Die Hauptposten aber bilden die Wechsel mit, von denen 4225 Millionen bei den acht Instituten vorhanden waren. Da nun durch die völlige Umbildung unseres Wirtschaftslebens zurzeit der Handelswechsel nur eine sehr geringe Rolle spielt, so sind in diesen Posten vorwiegend unverzinsliche Schatzanweisungen des Reiches und der Bundesstaaten, teilweise aber auch Wechsel der Kommunen zu suchen, wie denn überhaupt die Finanzierung des Staates für die Banken keine geringe Rolle spielt. Sie besitzen beispielsweise 337 Millionen heimische Staatspapiere — nebenbei bemerkt, ein verhältnismäßig geringer Bestand, wenn man an die Bestände in England und anderen kriegführenden Ländern denkt — weitere 1423 Millionen sind in sogenannten Reports und Lombards angelegt, das sind Vorschüsse auf hinterlegte Papiere, die auch in der Hauptsache von Gemeinden herrühren. Die Debitoren belaufen sich auf 3600 Millionen, worunter sich wiederum viele Vorschüsse an Kommunen, aber auch an Kriegsgesellschaften befinden. Der Kredit an die Privatkundschaft ist zweifellos stark zurückgegangen.

Daneben sind etwa 350 Millionen Mark in sogenannten Konsortialbeteiligungen angelegt, das sind neue Werte, hauptsächlich von Industriegesell-

Digitized by Google

schaften, die später ins Publikum gebracht werden sollen. Weitere 200 Millionen bestehen aus dauernden Beteiligungen an anderen Banken, und der gleiche Posten ist angelegt in Bankgebäuden.

Besonders interessant nun ist das Machtverhältnis der acht Institute, die, nebenbei bemerkt, an Aktienkapital und Reserven rund 1700 Millionen Mark besitzen. Wenn wir nämlich danach suchen, wie die erwähnten 10 Milliarden fremde Gelder untergebracht sind, so finden wir, daß nicht über $3^1/_2$ Milliarden davon, also über ein Drittel, die Deutsche Bank verwaltet, die damit eine ganz überragende Stellung einnimmt. Daneben spielen als Verwalter des Volksvermögens eine große Rolle die Diskontogesellschaft mit ungefähr $2^1/_4$ Milliarden Einlagen und die Dresdener Bank mit 1800 Millionen. Die anderen folgen in ziemlich weitem Abstand. Über dreiviertel aller fremden Gelder werden also von den drei größten Instituten verwaltet. Dabei ist diese Vorherrschaft einiger weniger bei näherem Zusehen noch viel ausgesprochener, denn diese drei Großbanken besitzen neben ihren eigenen Niederlassungen, deren Zahl bei einzelnen schon 100 übersteigt, ein sehr dichtes und mächtiges System von verbündeten und befreundeten Instituten. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß von allen den einigermaßen ins Gewicht fallenden Provinzhandelsbanken, also sagen wir mal von allen denen mit über 8 Millionen Grundkapital, kaum ein Dutzend völlig unabhängig dasteht. Die übrigen gehören alle zu einem Konzern, und zwar meistens zum Konzern der Deutschen Bank oder der Diskontogesellschaft.

Aber auch diese wenigen noch unabhängigen Banken dürften, wenn nicht alle Zeichen trügen, sich in der nächsten Zeit weiter verringern. Gerade die Vorgänge der letzten Wochen deuten darauf hin. Es sei nur daran erinnert, daß die Deutsche Bank den bisher formell selbständigen Schlesischen Bankverein und die Norddeutsche Kreditanstalt in Königsberg in sich aufgenommen und daß die Diskontogesellschaft die Vereinsbank in Königsberg aufgesaugt und zu der recht bedeutenden Vereinsbank in Hamburg und der noch viel wichtigeren Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München in innige Beziehungen tritt. Gerade zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft ergibt sich immer deutlicher ein scharfer Titanenkampf um die Vorherrschaft. Demgegenüber treten die anderen Banken, so bedeutend einzelne von ihnen sind, fast in den Hintergrund. Ob diese Entwicklung im Interesse der Volkswirtschaft gelegen ist, ob es wirklich gut ist, daß allmählich nur mehr ein paar ganz große Banken das ganze Kredit- und Effektengeschäft in die Hände bekommen, ist freilich eine andere Frage. Letzten Endes werden die Banken selbst die Antwort darauf geben müssen. Es wird sich zeigen, ob sie so viel Übersicht, Verständnis und Gewissen haben, um das ihnen anvertraute Volksvermögen richtig zu verwalten.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Der Staatsakt des Kaisers

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

er rauhe Frühling 1917 hat der deutschen Heimat ein Osterei gebracht. Genau betrachtet ist es ein Kolumbusei. Denn es war die Rätselfrage: Kann man das Ei der deutschen Entwicklung aufstellen? Alle Feudalen, Bureaukraten und Philister der deutschen Tafelrunde erklärten, man könne ein Ei nicht zum Stehen bringen, die konservative Spitze verhindere es. Da nahm der Deutsche Kaiser das deutsche Ei, stellt es senkrecht auf den Tisch des Hauses und erklärt: „Eine neue Zeit ist eingeleitet. Die Reformideen Bethmann Hollwegs haben die Billigung der Krone. Ich bin entschlossen, den Ausbau unseres innerpolitischen und sozialen Lebens ins Werk zu setzen. Der preußische Landtag ist umzubilden."

Deutschland anerkennt die Bedeutung dieser feierlichen Erklärung; und wenn die feudale Spitze wehklagt, daß sie eingedrückt sei, so ist das ein weiterer Grund der Genugtuung.

Wir reden heute nicht davon, ob dieser staatsmännische Schritt und dieser geschichtliche Schnitt vor fünf Jahren nicht schon möglich und von noch weittragenderen Folgen begleitet gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er nicht schon im Spätjahr 1916 gleichzeitig mit dem Friedensangebot und vor dem russischen Zusammenbruch noch erhöhte Vorteile hätte verschaffen können. Wir dämpfen die Anerkennung nicht durch den ungeduldigen Zweifel, ob die Ausführung nicht noch rascher kommen könne.

Für heute ist ruhig und bestimmt auszusprechen, daß der Kaiser dem Staat, dem Volk, der Dynastie und der Zukunft einen weltgeschichtlichen Dienst geleistet hat, der seine volle Wirkung erst durch den fortwirkenden Geist, der ihn hervorrief, erhalten kann. Es führt eine gerade Linie vom Wort des 4. August: „Ich kenne

Digitized by Google

keine Parteien mehr!" zu dem feierlichen Gelöbnis der Neuordnung der politischen Dinge in Berlin.

Abgeschüttelt ist die lähmende Fiktion, daß das öffentliche Leben Deutschlands in den klassenartig und beamtenmäßig gebundenen Formen auch nach dem Weltkrieg fortgehen müsse. Dem Ausland ist gerade in dem Augenblick, als es sich erfrechte, das staatliche Leben Deutschlands mit seinem Maschinengewehr bearbeiten zu wollen, die Lächerlichkeit dieses Beginnens durch einen Staatsakt bewiesen worden, der mit seinen notwendigen Konsequenzen den Willen der einheitlichen Regierung beweist, die politische Verjüngung Deutschlands zum Zug gelangen zu lassen. Damit dient die Kundgebung nicht bloß der inneren, sondern der äußeren Politik. Sie entwaffnet die antideutsche Verketzerungsaktion, aus der die Entente, das neue Rußland und das plumpe Amerika den moralisch-militärischen Anspruch zu „demokratischer Einkreisung" Deutschlands ableiten wollte. Die innere Verlogenheit dieses Feldzugs mußte ad oculos demonstriert werden. Das fühlte Bethmann Hollweg, das fühlte der Kaiser, und für den Mut, mit dem sie Vorurteile, die zu Traditionen geheiligt waren, in staatsmännischer Entschlossenheit überwunden haben, darf man der Regierung Kaiser Wilhelms II. offene Genugtuung aussprechen.

Es ist jetzt auch der geschichtliche Nachweis zu führen, daß die Politik Bethmann Hollwegs geradlinig, aufrichtig, willensfest und einflußreich während des ganzen Krieges gewesen ist. Diejenigen, die darauf gehofft haben, sind nicht bloß Optimisten und Sanguiniker gewesen. Das wird auf einem besonderen Blatt zu schreiben sein. Für heute genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Ungeduld nach der letzten Reichstagsrede des Kanzlers vom 29. März, als ob Bethmann Hollweg nicht auf der beschrittenen Bahn weiterschreiten wolle, sich als unbegründet herausgestellt hat. Die Zurückhaltung am 29. März diente der taktisch richtigen Erwägung, daß der Bedeutung des kaiserlichen Ostererlasses kein Abbruch geschehen und ihm die Vorhand gelassen werden solle. Da dieser Erlaß die Gegenzeichnung des Kanzlers und Ministerpräsidenten trägt, ist der

Digitized by Google

Vorgang zugleich streng konstitutionell. Gegenüber den Zweifeln und der Sorge vor den Widerständen, die mit Grund lebendig waren, bedurfte es vor allem eines: der Verbriefung der Mitwirkung der Krone bei der organischen Neuordnung in Deutschland und Preußen. Diese Verbriefung liegt jetzt vor, eingetragen auf die Blätter der deutschen und der Weltgeschichte.

Der Kampf der preußischen Konservativen und Herrenhäusler in den letzten Monaten ging um die Person des Kaisers, den sie von der Politik seines Kanzlers losreißen wollten. Diese im Weltkrieg gemeingefährliche Fronde hat ihren Zweck nicht erreicht. Der Kaiser hat offen seine Übereinstimmung mit dem Kanzler durch einen unwiderruflichen Staatsakt erklärt und erkannt, daß zwischen der Regierung Bethmann Hollwegs und der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes eine gleiche Übereinstimmung und politische Gefühlsgemeinschaft besteht. Diese wertvolle Einheit beschränkt sich keineswegs auf die inneren Dinge, sondern sie umfaßt auch die Außenpolitik und die Gedanken über Krieg und Frieden. Ja diese letztere Übereinstimmung ist sogar die Hauptsache und der Ausgangspunkt, der zu der Annäherung in den innerpolitischen Fragen geführt und gedrängt hat. Beweis dafür ist der alldeutsche Groll über die Osterbotschaft.

Sind damit die Lichtseiten des Kaisererlasses gebührend und ehrlich hervorgehoben, so ist nunmehr ebenso bestimmt zu erkennen und auszusprechen: Jetzt ist es an Volk und Volksvertretung, das Neuland zu bestellen. „Erwirb es, um es zu besitzen." Alle Rechte rechtfertigen sich nur durch den Gebrauch. Kein Kanzler und kein Kaiser kann politische Zustände schenken. Wenn sie die Schranken freier Betätigung wegräumen helfen, so ist der geschichtliche Augenblick gekommen, in dem das deutsche Volk zeigen muß, ob es politische Organisationskraft, ob es politischen Geist, ob es Antrieb und Selbstzucht und ob es die Fähigkeit zum politischen Zusammenarbeiten besitzt. Hier lauern die Gefahren, denen man ins Gesicht leuchten muß. Hier wird die Fronde, die überwunden, aber nicht verschwunden ist, einsetzen, und sie wird begierig sein, jeden

Digitized by Google

Fehler ihrer Gegner auszunutzen. Sie nährt geheime Hoffnungen und behauptet schadenfroh, sie habe geheime Anhänger im Zentrum und in der nationalliberalen Partei.

Wenn eine neue Zeit kommen soll, so müssen auch, zwar nicht die alten Parteien verschwinden, aber die alten Formen des Parteibetriebs sich ändern und fruchtbarer arbeiten. Die unfruchtbare Schwerfälligkeit der politischen Siebenfelderwirtschaft muß zurücktreten. Da Kollegien wie Parlamente die Willensbildung nur im Weg der Mehrheitsfeststellung vollziehen können, müssen sich große Hauptgruppen bilden. Eine Linke ist ein geschichtliches Bedürfnis Deutschlands. Von der Art, wie sie zusammenzuarbeiten versteht, den staatlichen Geist zum erkennbaren Mittelpunkt ihrer ganzen Arbeit macht, sich weder von der äußersten Linken noch von der Rechten zu agitatorischen Schritten oder temperamentlosen Versäumnissen verleiten läßt, hängt ein groß Stück der Entwicklung ab. Nur eine solche große Gruppe wird Kraft entwickeln, Kraft verleihen, Anziehung ausüben und eine Regierung stützen können. Sie ist viel wichtiger noch als die Änderung von Gesetzesbestimmungen. Denn sie ist lebendiger politischer Wille, und diesen erhofft das Land und erhoffen die Feldgrauen.

Nordamerika und Deutschland

Von ***

Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg wird sich militärisch zunächst nicht fühlbar machen, fällt aber politisch, und zwar sowohl macht- als auch moralpolitisch, ins Gewicht. Klar ist eins: die militärische Rolle der Vereinigten Staaten wird der überraschenden Rolle, die dieses Land als Friedensvermittler hätte spielen können, an Bedeutung sehr nachstehen und sich zunächst im wesentlichen darauf beschränken müssen, die Handlungsfreiheit der deutschen Unterseeboote und Kaper zu unterbinden.

Digitized by Google

Dazu verfügt die Union über etwa 60 Zerstörer, während sie an schnellen gepanzerten Kreuzern Mangel leidet. Von der Zerstörerflotte wird ein Teil im Stillen Ozean festgehalten, ein anderer an der Westküste und im mexikanischen Golf Wachdienste tun müssen. Um so lebhafter wird man in den Unionstaaten bestrebt sein, den Handelsverkehr mit den Ententeländern aufrecht zu erhalten, wozu jetzt nicht nur kaufmännische, sondern auch nationale Antriebe reizen. Nun werden also im „Geleit" fahrende bewaffnete amerikanische Dampfer oder britische und französische, von Amerika unter den Schutz der Kriegsflagge gestellte Handelsschiffe den Ozean kreuzen und die Unterseebootblockade brechen. Wie die Erfahrung der letzten Monate zeigt, ist das einzelne bewaffnete Handelsschiff gegenüber einem ohne individuelle Warnung angreifenden Unterseeboot meist wehrlos, während es früher das warnende Boot seinerseits mit Geschützfeuer angreifen konnte. Heute gewährt daher nur ein Konvoi gewisse Sicherheit, wenn auch aus einem solchen ein oder das andere Schiff „herausgeschossen" werden kann. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Taktik der Unterseeboote mit diesem Auskunftsmittel abfindet, das von Neutralen nicht angewendet werden kann. Hat dieser Gedankengang vielleicht bei den Erwägungen Wilsons eine Rolle gespielt und ihn mit veranlaßt, den Kriegszustand herbeizuführen?

Jedenfalls wird er nun alles tun, um die gewaltigen Kriegslieferungen tunlichst sicherzustellen, die seit Beginn des Krieges nach den Ententeländern verschifft worden sind und das kapitalistische Verhältnis zwischen England, Frankreich, Italien und Rußland auf der einen und den Vereinigten Staaten auf der anderen neugeordnet und nebst den eröffneten Krediten aus den europäischen Großmächten der Entente Schuldner Onkel Sams gemacht haben.

Da die Vereinigten Staaten aber nicht von vornherein darauf verzichten können, ihre eigene militärische Leistungsfähigkeit zu Wasser und zu Lande gewaltig zu erhöhen, um bekannten und unbekannten Forderungen der Zukunft gewachsen zu sein, so wird sich das Wirtschaftsleben der Union in unerhörtem Umfange auf Kriegslieferungen einstellen müssen, und was bisher „business" war, wird zur necessitas werden. Das geschieht im dritten Jahre des großen Kriegs, nachdem bereits ganz Europa zur Waffenschmiede geworden ist. Mit anderen Worten, das letzte große Wirtschaftsgebilde der Erde stellt sich mit allen Energien und Erzeugnissen in den Dienst des Krieges, das heißt eines Ausnahmezustandes des menschlichen und staatlichen Verkehrs, und beraubt die Welt dadurch der Möglichkeit, sich nach der Beendigung dieses Krieges und der in ihm ad absurdum geführten „Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln" wieder zu erholen und Europa die Erzeugnisse der Neuen Welt zur Wiederherstellung

Digitized by Google

seiner Wohlfahrt zugänglich zu machen. Ist doch nicht daran zu zweifeln, daß dieser Krieg auch die Kräfte der Union restlos in Anspruch nehmen wird, wenigstens die wirtschaftlichen Kräfte, und daß auch die Vereinigten Staaten bald erkennen werden, daß dieser Krieg von jedem Teilnehmer, so groß oder so klein er sein möge, den Einsatz der vollen und letzten Kraft verlangt. Wer immer in diesem Kriege zu den Waffen greift, muß damit rechnen, ihm alles zu opfern, gleichgültig, auf welcher Seite er stehe.

Wenn auch die Vereinigten Staaten vor einer Invasion gesichert sind, falls Mexiko darauf verzichtet, sich auf die andere Seite zu schlagen, so wird doch ihr Wirtschaftsleben den Krieg nicht weniger empfinden als irgendein Land, das an der Peripherie kämpft. Hinter der amerikanischen Kriegserklärung lauert nicht nur die Zerrüttung Europas, sondern auch eine Welthungersnot. „Wehe dem Staatsmann ...“ Nur ein großer militärischer Schlag und eine befreiende innerpolitische Tat, welche die Isolierung Deutschlands gegenüber der gemeinsamen politischen Weltanschauung aufhebt, die jetzt in allen Ländern hervorgetreten ist, kann das Deutsche Reich in die Lage versetzen, den Krieg ungebrochen zu überstehen.

Zürich, den 6. April 1917.

Muß es sein?

Ein Dialog von Reinhard Weer

Der Soldat: Ihr Aufsatz über Kriegergrab- und -denkmäler hat mich gefesselt, ich kann es nicht leugnen, aber zugleich meinen Widerspruch hervorgerufen. Gefesselt, weil er von Kunst handelte; wer die je geliebt, da draußen vertieft sich seine Liebe noch: die Kunst, sie ist uns Frieden, Wärme, Sonne, Erinnerungsleuchten schönerer Tage. Wir gedenken ihrer mit einer heißen, gütigen Zärtlichkeit, so wie wir der Frauen und der deutschen Landschaft gedenken. Und dennoch hatte gerade diese Kunsterörterung trotz all ihrer Feinheit etwas Verletzendes. Sie forschen nach den Gründen und sollen sie hören. Muß denn schon wieder lang und breit über Stilfragen geredet und gestritten und abgeurteilt werden, jetzt, da uns doch wirklich andere Sorgen bedrängen?

Der Schriftsteller: Sie geben zu, daß ein Interesse für Kunst gerade auch an der Front besteht, um so mehr müssen wir das Recht beanspruchen, Erörterungen über Kunst zu pflegen. Laßt die Winde wehen! Die Kunst bedarf der Polemik, und Stilfragen wollen ausgefochten und beantwortet sein.

Digitized by Google

Der Soldat: Mag sein, daß das vom Standpunkt der Daheimgebliebenen richtig ist, die draußen sehen mit anderen Augen. Uns steht die Kunst zu hoch und zu rein da, als daß sie durch eine Polemik gefördert werden könnte. Wahre Kunst setzt sich selber durch. Aber selbst die Notwendigkeit oder Nützlichkeit der Kunstpolemik im allgemeinen zugegeben: muß gerade über Kriegergrabmäler und Kriegerdenkmäler geschrieben werden in einer Zeit, da es wirklich nicht auf die Denkmäler für Taten, sondern auf die Taten selbst, nicht auf Grabmäler, sondern allein aufs Lebendigsein — im potenziertesten Sinne — und nötigenfalls aufs Sterbenkönnen ankommt? Das Sterben ist ja nun mal eine bittere Begleiterscheinung des Krieges. Muß denn aber gar so viel darüber gesprochen werden, während man doch sonst von Dingen, die anderen wehtun, anständigerweise schweigt — über das Sterben und darüber, was einem nach dem „Heldentod fürs Vaterland" an „Kriegerehrung" — ich zitiere diese Worte — bevorsteht? Muß es sein?

Der Schriftsteller: Ich merke: hinc illae lacrimae! Es verletzt Sie, über Kriegergrab- und -denkmäler reden zu hören, weil diese Dinge in einem zu engen und unmittelbaren Zusammenhang mit dem Sterben fürs Vaterland stehen. Bester Freund, soll die eiserne Zeit wirklich auf solche kleinen Empfindlichkeiten Rücksicht nehmen? Muß denn nicht jeder Soldat der Möglichkeit seines Todes fest und furchtlos ins Auge schauen können? Gerade bei Ihnen, dessen Feldzugstüchtigkeit man kennt, setzt mich diese Überempfindlichkeit in Erstaunen! Wer als rechter Krieger hinauszieht, der, meine ich, sollte unter alles Bisherige derart einen Strich gezogen haben, daß er gelassen vom Tode sprechen kann. — Halt, ich errate den Einwand, der Ihnen auf den Lippen schwebt; Sie wollen sagen: daß man vom Tode spricht, ficht uns nicht an, wohl aber verletzt uns das Erörtern von Grabmalfragen!

Der Soldat: Ganz recht, das ist es: es macht einen Unterschied, ob man vom Tode redet oder von der Technik des Begrabens und Denkmalsetzens. Diesem fehlt die Größe und Hoheit, die jenem anhaftet. Kalte Erörterungen vollends wie die Ihre, ob im Grab- und Denkmalstil der Klassizismus oder der Materialismus oder noch andere -ismen der „Heldenwürdigung" passender Ausdruck verleihen, wirken heute, zu einer Zeit, da nicht abzusehen ist, wie viel dorngekrönte Anwartschaften auf solche Erinnerungszeichen noch erstehen mögen, geradezu zynisch und frivol ...

Der Schriftsteller: Halt, halt! Ich muß Ihrer Galoppade eine Schranke setzen, sonst werfen Sie uns in Ihrem Eifer schließlich noch vor, wir hätten Freude daran, anderen das Grab zu bereiten! Nein, Freund! Wenn schon im Vaterland alle Dinge ihren Lauf nehmen sollen, so ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum nicht auch eine Angelegenheit von so außerordentlicher künstlerischer Bedeutung wie die Frage der Kriegergrabmäler und Krieger-

Digitized by Google

denkmäler öffentlich erörtert werden sollte. Oder wünschen Sie eine Wiederholung der kitschigen Monumente aus den siebziger Jahren? Die in Kunstdingen so urteilslose Menge braucht Rat und Anleitung. Wie manchem um gefallene Helden Trauernden wird durch kritische Ausführungen ein Dienst erwiesen, für den er von Herzen dankbar ist!

Der Soldat: Glauben Sie das wirklich? Ich denke mir die Gefühle der Trauernden anders: sie empfinden es als unziemliche Einmischung in eine Sache, die nur sie, sie ganz allein, angeht; oder sie sind aufs tiefste verletzt, das von ihnen gesetzte Erinnerungszeichen als Schund oder Stillosigkeit gebrandmarkt zu sehen.

Der Schriftsteller: Auch auf diese Empfindlichkeit nimmt das harte Heute keine Rücksicht, sowenig wie auf die der Krieger selbst. Nach schwächlichen Gefühlen können wir nicht fragen, denn zu Hohes steht auf dem Spiel. Das Land ist entschlossen, seine kulturelle Existenz zu verteidigen. Ergo die Losung: Erhaltung und Fortentwicklung deutscher Kunst. Dazu gehört aber, daß alle künstlerischen Aufgaben, die der Tag stellt, in zeitgemäßer, künstlerischer Weise gelöst werden. Und leider ist die Schaffung anständiger Grabmäler für unsere Gefallenen eine der häufigsten Aufgaben dieser mordenden Zeit. Ihr suchen wir gerecht zu werden durch eine Mobilmachung aller künstlerischen Kräfte unter Leitung eines kritischen Generalstabes, der alles an den rechten Platz rückt, die Forderungen zusammenfaßt, die zur Verfügung gestellten Kräfte auf ihre Tauglichkeit prüft und die Anregungen nutzbringend verwertet, die uns aus dem schweren Erleben dieser Tage entsprießen ...

Der Soldat: Als — Anregungen? Die Denkmals- und Grabmalkunst soll aus dem Blutstrom der Zeit Honig saugen? Nun, wir danken dafür, lediglich als Anreger für neue Stile betrachtet zu werden! Dann käme man wohl schließlich noch dazu, ein gutes Grabmal dem Gefallenen als persönliches Verdienst anzurechnen? Nein und nochmals nein! Es ist doch von so geradezu monumentaler Gleichgültigkeit, ob der Musketier N. oder der Leutnant M. ein gutes oder minder gutes Erinnerungszeichen an der Begräbnisstätte hat, oder ob in den späteren Kunstgeschichten das Schlachtendenkmal von Lothringen gepriesen und das in der Champagne getadelt wird. Was geht uns heute überhaupt Gräber- und Denkmalstil an? In dieser Zeit, die nur eine Stilfrage kennen sollte: anständig seine Schuldigkeit zu tun und, wenn's nottut, mit Anstand zu sterben wissen!... Verschont uns doch in unserem Krieg mit solchen Dingen! Es kommt eben wahrhaftig auf anderes an als auf Grabmalkunst und Denkmäler!

Der Schriftsteller: Sie stoßen mit Ihrem Temperamentsausbruch wieder ins strudelnde offene Wasser hinaus, nachdem ich das Schifflein glücklich dem Ufer genähert. Das fördert uns nicht. Ganz hübsch zwar, Ihre Formulierung

Digitized by Google

mit der „einen Stilfrage". Aber Sie reden damit einer Verkümmerung alles Geistigen das Wort, vor der Sie selbst erschrecken werden. Wie ständen wir vor der Zukunft da, wenn wir solches Spartanertum auf den Schild erhöben!

Der Soldat: Dacht' ich mir's doch, daß es — früher oder später — darauf hinauslaufen werde! Die Zukunft! Die Nachfahren könnten durch minderwertige Grab- oder Denkmäler einen schlechten Begriff von unserem künstlerischen Vermögen bekommen? Mögen sie doch! Was liegt daran? Selbst wenn es in fünfzig oder hundert Jahren etwa heißen sollte: „Es war eine ernste, große Zeit, aber einen originellen Grab- und Denkmalstil hat sie nicht gefunden" — die Gefahr dieser Kritik können wir unbekümmert auf uns nehmen. Aus den Gräbern dieses Krieges, ob mit oder ohne Denkmal, käme dem so hochmütig Tadelnden tausendstimmig die Antwort: „Einen Denkmalstil haben wir nicht gefunden, verehrte Nachkommenschaft; dazu fehlte es uns an Zeit, weil wir vollauf damit beschäftigt waren, uns rechtschaffen zu schlagen, um euch die Güter, geistige und materielle, zu erhalten, die wir vordem für uns und unsere Kinder errungen."

Der Schriftsteller: „Geistige und materielle Güter" — Sie liefern mir ein Stichwort und ein Argument. Zu unseren geistigen Gütern gehört auch der in diesen Kriegsläuften angesammelte ideelle Schatz an Kriegerverehrung und Heldenwürdigung, den wir uns nicht schmälern lassen wollen, auch durch die von draußen nicht. Plus royalistes que le roi — schadet nichts! Um jener Güter willen kämpfen wir, Sie mit den Waffen der Vernichtung, wir mit den Waffen des Geistes. Um jener Güter willen, nicht wegen des mehr oder minder günstigen Urteils einer auf diesen Kampf zurückschauenden Nachkommenschaft — das vorhin mit der Zukunft, ich gebe es zu, war eine Entgleisung. — Die Kampfmittel sind verschieden und die Ziele: sorgen Sie draußen für den Sieg der Waffen, wir streiten für unsere Kultur und erfüllen damit eine zwar der Dringlichkeit nach an zweiter Stelle stehende, in ihren Zielen aber zweifellos übergeordnete nationale Aufgabe. Denn dies ist doch erster und oberster Zweck unseres heißen Bemühens im Kampf der Völker: Unantastbarkeit unserer nationalen Kultur. Und dazu ist der Krieg, so notwendig er auch sein mag, doch nur Mittel, nicht Selbstzweck.

Der Soldat: Gut, gut! Hier legen Sie eine Basis, auf der wir uns einigen könnten. Kampf um Macht und Kampf um Kultur; Kampf draußen und drinnen, jeder an seinem Platz. Unfaßbar gewaltig wird, so betrachtet, unser Ringen. Vergessen Sie nie, meine Herren Schriftsteller und Künstler, daß das Eintreten für gute Grab- und Denkmalkunst, dessen Nützlichkeit und Notwendigkeit auch für diese Zeit ich einzusehen beginne, nur ein winziger Bruchteil in dem Riesenkampfe ist, den wir für unsere Kultur führen. — Sie sehen an meinem Nachgeben, daß ich durchaus nicht einer Verkümmerung

Digitized by Google

alles Geistigen das Wort reden wollte; nur dem einseitig betonten Grabkunstsnobismus mußte ich entgegentreten. — Und dann noch eines: Sie haben viel von Kriegerverehrung, Heldenwürdigung und ähnlichen Dingen gesprochen. Das sind hochmütige, aufgeblasene Luftballons von Worten, die sich in den meisten gedruckten Auslassungen über unser Thema wohlgefällig breitzumachen pflegen. Allen an der Front — und vielleicht auch manchem Einsichtigen im Lande — geschieht ein Gefallen, wenn man auf das Aufsteigenlassen solcher Ballons verzichtet. Wir sind keine „Krieger" und „Helden", sondern Soldaten. Man streiche diese großen, hohlen Worte aus dem Sprachregister unserer Zeit!

Das polnische Volkslied

Von Fritz Zielesch

Die Seele eines Volkes offenbart sich am reinsten im Volkslied. Denn das ist ein Produkt der Empfindungsartung mit den übrigen völkischen Eigentümlichkeiten: landschaftlichen, politischen, sozialen und familiären. Durch Herders „Stimmen der Völker in Liedern" ist die Volksdichtung der fremden Länder unserer Kenntnis erschlossen worden. Seine Sammlung berücksichtigt jedoch verwunderlicherweise neben lettischen, grönländischen und lappländischen Proben keine einzige polnische. Er gibt lediglich einige litauische Lieder, die allerdings im Charakter den polnischen sehr nahekommen. Von ihnen sagt Herder im Vorwort, sie hätten „etwas von der griechischen Lieblichkeit" an sich. Hier also findet sich bereits eine authentische Stimme, die am Volkslied des östlichen Landes einen hervorragenden Wertfaktor des Volksliedes schlechthin, nämlich den Liebreiz und die Zierlichkeit, preist.

Der Dichter Robert Walter hat nun neuerdings aus der umfangreichen, von Zygmunt Gloger in den Jahren 1861 bis 1891 besorgten Sammlung und aus einer großen Anzahl der sogenannten „Kolendas" (Hirtenlieder) — im ganzen aus über 2000 Stücken — die schönsten bzw. charakteristischsten in freier Nachdichtung ins Deutsche übertragen. Die über hundert Lieder enthaltende Auswahl, die mir vorgelegen hat, wird in Kürze unter dem Titel „Dudelsack, Geige und Ziegenhorn" erscheinen.

Das Ergebnis der Übertragung war überraschend. Es zeigte sich, daß das in Deutschland bisher völlig unbekannt gebliebene polnische Volkslied nicht nur in der Anlage häufig starke Ähnlichkeiten mit dem deutschen aufweist,

Digitized by Google

ſondern es an Zartheit lyriſcher Empfindung (die man dem bei uns vielfach völlig verkannten Polen kaum zutrauen würde) hier und da ſogar übertrifft.

Schon der große Reichtum der polniſchen Literatur an Volksliedern, von denen der Komponiſt Kolberg allein nicht weniger als dreißig Bände geſammelt hat, läßt auf eine hervorragende Ein- und Ausdrucksfähigkeit des Volksgemütes ſchließen. Die hohe Entwicklungsſtufe, die einzelne der Dichtungen erreicht haben, beſtätigt dieſe Folgerung. Manche Stücke, die der Kategorie hochkultivierter Kunſtlyrik anzugehören ſcheinen, ſind nachweisbar uralte ländliche Volkslieder.

Gloger iſt bei Auswahl der Lieder äußerſt gewiſſenhaft vorgegangen. Das ſpricht ſchon aus der Tatſache, daß er über dreißig Jahre daran gearbeitet hat. Er iſt von Dorf zu Dorf gezogen und hat ſich von den alten Mütterchen Hunderte alter Lieder, die ſie in mündlicher Überlieferung ererbt hatten, vorſingen laſſen. Zwar wurde, wie er einleitend ausführt, ſeine Aufgabe durch das Singen erſchwert, ſie wurde aber dafür auch um ſo gründlicher gelöſt, denn beim Sprechen ſtellten die alten Frauen des beſſeren Verſtändniſſes wegen Wörter und Sätze um und fälſchten ſo den urſprünglichen Rhythmus. Trotz ihres erſtaunlichen Umfanges iſt Glogers Sammlung, wie er ſelbſt zugegeben hat, bei weitem nicht erſchöpfend, aber ſie wird doch wohl die einzige bleiben, die als durchaus zuverläſſig gelten kann: die alte Generation iſt geſtorben, und die junge „ſchwärmt für Lieder aus der Garderobe der Herrſchaften", iſt von Stadt und Fabrik beeinflußt. In zwölfter Stunde iſt der Menſchheit durch Gloger wie durch ein Wunder ein wertvoller Schatz gerettet worden.

Für die Urheberſchaft der Lieder kommen drei Stände in Frage: der Großadel (adlige Großgrundbeſitzer), der Kleinadel (adlige Kleingrundbeſitzer, die vom Großadel zum Tragen des Wappens ermächtigt waren und gleichſam ſeine Höflinge darſtellten, urſprünglich aber dem Bauernſtande angehörten) und die Bauernſchaft. Der Großadel, der in früheſter Zeit eine eigene Ritterpoeſie hervorgebracht hatte, bleibt in der eigentlichen Volksdichtung naturgemäß im Hintergrund, zudem unterlag er verhältnismäßig früh den Einflüſſen der Buchliteratur. So waren es alſo neben den einfachen Landleuten vornehmlich die Kleinadligen, die vermöge ihrer Abſtammung und ſpäteren Erhebung Traditionen und Sitten zweier voneinander grundverſchiedener Welten in ſich vereinigten und in dieſer vermittelnden Rolle an der Schöpfung, Erhaltung und Verbreitung des Volksliedes ſtarken Anteil hatten. Dieſe Volksſchicht, die bei der erſten Teilung Polens ein Zehntel der geſamten Bewohnerſchaft ausmachte, trug — bei der täglichen Feldarbeit mit den Bauern, im übrigen aber im Adelshaus lebend — das Volkslied aus den Kreiſen des einen Standes in die des andern. So kamen die zu beſonderen

Digitized by Google

Jahresgelegenheiten im Dorfe gesungenen Lieder in die Säle der Adelsfestlichkeiten, und so kamen Ritter- und Jagdlieder auf Kirmes und Erntefeier der Dörfer. Fast in jedem einzelnen Falle läßt sich daher die bäuerliche oder adlige Herkunft des Liedes feststellen, sogar bei den Liebesliedern, in denen zwar oft erst der Standesunterschied zum Motiv geworden ist, die Tendenz aber doch den gewünschten Aufschluß der Urheberschaft geben wird.

Gewiß kann diese Art der Einteilung bei der literarischen Wertung nicht befriedigen. Sie ist auch nur zum Verständnis der geschichtlichen Entstehungsbedingungen des polnischen Volksliedes gegeben.

Will man jedoch auf Stoff und Anlage eingehen, so wird man eher — schon um die schematische Rubrizierung zu vermeiden — zwei Pole bezeichnen, zwischen denen zum einzelnen Lied genügend Spielraum bleibt. Eine solche Spannung ließe sich vorteilhaft zwischen dem „geistigen" und dem „seelischen" Gipfelpunkt herstellen: Weisheit — Musik. Vom Pol der Gedankentiefe ausgehend, würdigt man zunächst die zwar formkalten, aber philosophisch bedeutungsvollen vierzeiligen Merksprüche. Es folgt — bereits mit musikalischen Elementen — das Motiv der elterlichen Lehre und Ermahnung, Zwiesprach zwischen Mutter und Tochter, das oft erstaunlich gehaltvolle Scherzlied, in dem mit gütigem Humor menschliche Schwäche belächelt wird, und dann das Motiv der Mädchenehre, das in einem Stück sogar zu einem unzweideutigen Angriff auf die Zweigeschlechtermoral benutzt wird, für deren Folgeunrichtigkeit es also schon im alten Polen nicht an Erkenntnis gefehlt hat. Es schließen sich die nach beiden Polen hinneigenden Lieder von Trennung und Wiederkehr an, von Schlacht und Tod, Bettlerlieder, Balladen und Romanzen, sodann die rührend einfältigen, stellenweise wie alte Holzschnitte wirkenden Kolendas, endlich die in ihrem Liebreiz unbeschreiblichen reinen Liebeslieder, und als Gegenpol zur „Weisheit" die in engelhafter Musik unvergleichlich zarten und mütterlich-sanften Wiegenlieder Mariä.

Diese wenigen zur Unterteilung herangezogenen Charakterisierungen zeigen den ganzen Reichtum an Motiven, mit denen das polnische Volk seine Lieder auszustatten gewußt hat. Aus ihnen wiederum lassen sich Rückschlüsse ziehen auf die Gestaltung der örtlichen Verhältnisse. Besonders augenfällig ist die Liebe der Kinder zu den Eltern, vornehmlich der Mutter, und ein sich daraus ergebender unbedingter Gehorsam, der stärker ist als der Wille zum Leben und zur körperlichen Liebe. Der Mann läßt sich seine Geliebte von der Mutter „verbieten" und sinkt vor Gram ins Grab, das Mädchen bittet die Mutter, sie nicht „fortzuschenken" und folgt doch gehorsam dem alten Landgrafen, um gleichfalls im Schmerz des Verzichts hinzusiechen. Erwähnenswert ist auch ein oft zutage tretender Hang zum Mystischen und Grauenhaften, das sorgfältig und scheinbar mit einer gewissen Wollust bis

Digitized by Google

in alle Einzelheiten ausgesponnen wird. Tief ergreifend sind die Klagen der Mädchen, die ihr „Rautenkränzlein" verloren haben. Ein Born wundersamster, echtester Volkslyrik sprudelt hier.

Ein weiteres Zeugnis für die starke Schöpferkraft des mißverstandenen polnischen Volkes bilden die Melodien, die in großer Linie Schwermut, Kraft und Süßheit den besten unserer deutschen würdig zur Seite stellen.

Polnische Volkslieder

Nachdichtungen von Robert Walter

Brautlied

Ach flechtet, süße Rosen,
mit Lilien schön durchwirket,
in meinem Kränzleingarten
euch nun zum letztenmal!

Gott über dir, Herr Vater,
wie lieben dich die Gäste!
Ich hab' hier keine Wohnung
und keine Freude mehr.

Gott mit dir, liebe Mutter,
Gott ewig dir zum Herzen,
du hast mich gut gezogen,
ich geh' in deiner Schuld.

O Brüder, fromme Schwestern,
Gespiele und Gefreunde,
wer wird euch fröhlich dienen
nach meinem Abschiedstag?

O buntbemaltes Stübchen,
ihr kleinen blauen Fenster,
ihr ließet meine Blicke
zur grünen Weide gehn.

Ihr Gräserlein im Garten,
gesät aus meinen Händen,
wer pflückt die allerliebsten?
Wer tränkt euch für die Nacht?

Ich wand die Blumen alle,
ich wand die schönen Kränze
und schenkte sie den Herren
und hielt mein Herz bei mir.

Du allerletztes Kränzlein,
du Kränzlein meines Liebsten,
in Rosen und in Lilien
wind' ich mein Herz mit ein.

Digitized by Google

Totenreise

Liebchen im Traume
sah die Wogen blinken,
träumte ihren Liebsten schwimmen
und im Wasser sinken.

Fischer, ihr Fischer,
Gottes Fahrtgesellen,
saht ihr nicht den Liebsten schwimmen
durch die breiten Wellen?

Liebchen, wir sahn ihn,
aber voller Schmerzen,
mit dem Strome blutig schwimmen,
blutig Schwert im Herzen.

Mütterlein, Mütterlein,
Gott vergeb' mir's nimmer!
Mit dem Strome will ich fahren,
mit dem toten Schwimmer.

Nachtbleich und traurig
fand sie ihren Liebsten,
blutig Schwert im süßen Herzen,
küßte ihren Liebsten.

Kannst du nicht leben,
will ich bei dir schlafen,
sollen uns die Wellen tragen
in den tiefen Hafen.

E. von Behring †

Ende September 1915 stand an dieser Stelle:

„E. von Behring sagte am Grabe Ehrlichs: „Durch die Lehre Ehrlichs ist das mysteriöse Dunkel isotherapeutischer Tatsachen so weit gelichtet worden, daß die Frage, wie das krankmachende Agens zu einem heilmachenden Mittel wird, wissenschaftlich diskutabel wurde." Heute stehen wir an Behrings Bahre, und das Abschiedswort muß über ihn gesprochen werden, der am gleichen Tage wie Ehrlich geboren wurde. Galt Ehrlichs Kampf dem Erreger der Syphilis, so war des nun Geschiedenen Lebensarbeit der Unschädlichmachung der Erreger von Diphtherie und Tetanus gewidmet. Auf einen chronologischen Werdegang sei auch bei diesem Manne verzichtet, denn es dürfte vielleicht nur die Geheimräte in Berlin-Charlottenburg interessieren, daß der Schüler Behring schon die höchste an Wissenschaftler zu vergebende Würde erreichte und Exzellenz wurde, ehe es noch sein Lehrer Koch geworden war. Auch die Anerkennung der internationalen Fachwissenschaft in der Form des Nobelpreises wurde ihm zuteil.

Selbst die Gelehrten des heute feindlichen Auslandes — und hier gerade die Leiter der auf diesem Gebiete führenden Forschungsstätte, des Institut Pasteur, haben ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag im März 1914, als man Europas übertünchte Höflichkeit noch kannte, geschrieben: „Der Tag ist nicht nur ein Festtag Deutschlands, sondern der ganzen Welt."

Digitized by Google

Behring war ein wichtiges Glied der Reihe Pasteur—Löffler—Koch—Roux—Behring—Ehrlich—Metschnikoff, eine Namenreihe, welche zugleich das Gerippe einer Geschichte der Serumtherapie darstellt.

Heute, wo dieses Spezialgebiet der Medizin im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht und jeder am eigenen Leib die Theorien obiger Männer erprobt fühlt, wo jeder Zivilist zwei- bis dreimal gegen Pocken geimpft, jeder Soldat meist ebenso oft gegen Typhus und Cholera und Tausende Verwundeter gegen Wundstarrkrampf und Genickstarre, sei in einigen Worten unter besonderer Berücksichtigung des Verstorbenen auch dem Laien ein kurzer Einblick in diese Wissenschaft und das Denken der hervorragendsten Vertreter derselben gegeben.

Unsere ganze Theorie der Serumtherapie baut sich auf folgenden Ansichten auf, die zum größten Teil überzeugend gestützt werden durch experimentelle Beweise der genannten Forscher und ihrer Schüler.

Die Klasse von Erkrankungen, welche mit dem Namen Infektionskrankheiten bezeichnet werden, entsteht durch Eindringen von Kleinlebewesen (Mikroorganismen, Bakterien) vor allem in die Blutbahn von Mensch und Tier. Ist eine meist kleine Anzahl solcher Erreger eingedrungen, so versuchen sie, wie jedes Lebewesen, weiterzuleben und dann sich fortzupflanzen, id est sich ungeheuer zu vermehren. Zu beidem bedürfen sie der Nahrung. Diese nimmt der Krankheitserreger aus dem ihn umgebenden Medium, dem Blute. Das Blut in der chemischen Form und Zusammensetzung, wie es im menschlichen Körper fließt, kann aber für ihn nicht zur Nahrung dienen, daher muß er es sich erst zurichten, abbauen, ebenso wie der Mensch das Fleisch nicht als Fleischeiweiß in die Körperzellen aufnimmt, sondern im Magen und Darm gleichfalls die großen Eiweißmoleküle zertrümmert, abbaut und in die für die Aufnahme, Resorption, nötige Form bringt. Wie nun die Magenwände solche die Nahrung auflösende Flüssigkeit abscheiden, ebenso sondern auch die Bakterienzellen einen Stoff ab, der das Blut angreift und in die für die Bakterien aufnahmefähige Form überführt. Gegen diese Zersetzung des Blutes, deren Folge ja der Zerfall des ganzen Organismus ist, wehrt sich der Körper, indem er bestrebt ist, gegen diese Toxinstoffe im Blute Gegengiftstoffe zu erzeugen, Antitoxine, welche die Toxine vernichten oder unschädlich machen, nach der Ehrlichschen Auffassung dergestalt, daß sie jene binden oder, bildlich gesprochen, unschädlich machen, etwa wie die Scheide die Schneide des Messers unwirksam macht. Von der Tatsache der Fähigkeit des Blutes, Abwehrmittel zu bilden, macht die Therapie der Infektionskrankheiten in zweifacher Weise Gebrauch.

Zunächst sucht sie diese im Blute schlummernde latente Fähigkeit zu wecken und zu verstärken. Dies geschieht dadurch, daß man Giftstoffe, Toxine, in geringen Mengen in das Blut einführt, wodurch das Blut gezwungen wird, gleichsam eine Probemobilmachung ihrer Abwehrkräfte vorzunehmen, um so vorbereitet und geübt zu sein, wenn wirklich eine Infektion erfolgt. Durch diese Behandlung, Immunisierung, kann man die Abwehrkraft derart stärken, daß der Körper imstande ist, die in den Körper eindringenden Bakterien abzutöten und so keine Erkrankung aufkommen zu lassen, d. h. immun zu werden.

Digitized by Google

Diese Art der Behandlung, welche dem Laien als Schutzimpfung bekannt ist, heißt, da der Körper durch Bildung von Gegengiftstoff selbst mit tätig, aktiv ist, aktive Immunität. Diese Immunisierung geschieht bei der Pocken-, Typhus- und Choleraimpfung und ist vor allem präventiv, d. h. wird hauptsächlich als Fürsorgemaßregel angewandt, ohne daß bereits der Verdacht oder die Gewißheit einer Infektion vorliegt.

Nun gibt es noch eine zweite Methode, bei der werden die Abwehrfermente, Antitoxine, nicht im Blute des menschlichen oder allgemein des zu immunisierenden Körpers erzeugt, sondern man überhebt den Körper dieser Arbeit — daß dies eine Arbeit ist, davon überzeugen die meist eintretenden Fiebererscheinungen —, Gegengiftstoffe selbst zu bilden, und führt ihm die im Blut eines anderen Individuums gebildeten Antitoxine direkt ein. Da der damit behandelte Körper selbst keine Arbeit in Gestalt von Antikörperbildung mehr zu leisten braucht, nennt man diese Art passive Immunisierung, und auf diesem Gebiete lag besonders die Größe Behrings. Ihm verdanken wir die Ausarbeitung dieser Methode vor allem bei Diphtherie und Tetanus. Die Erfolge bei diesen beiden Krankheiten ließen ihn auch den Kampf gegen eine der größten Geißeln der Menschheit, gegen die Tuberkulose, ebenfalls nach diesem System aufnehmen. Wenn auch die auf diesem Gebiete erzielten Resultate schwankend sind und das Problem noch seiner Lösung harrt, so ist und bleibt Behring doch einer von jenen, die des Franzosen Pasteurs Erbe nach Deutschland übernommen haben und, selbständige Wege wandelnd, Elementares schufen.

Karl Löffl

Ein klares Buch über Dichtung

Franz Ferdinand Baumgartens Buch über Conrad Ferdinand Meyer*) ist ein repräsentatives Buch für die neu entstehende wissenschaftliche Kritik an Dichtungen und Literaturwerken, welche sich nicht mit Beschreibung und Bewertung aus irgendwelchen kritischen Maßstäben heraus begnügt, sondern diese letzten Maßstäbe selber in Hinsicht auf das zu Bewertende präzisiert und immer neu begründet, und dann, in zusammenfassender Darstellung, ein Bild des besprochenen Werkes gibt, das in sich organisch entstanden ist und die Gesamtäußerungen einer Persönlichkeit oder einer Zeit von ihrem letzten, noch eben erkennbaren Erlebniszentrum her ableitet. Dieses Vorgehen ist in einem sehr hohen Maße rational und daher wissenschaftlich zu nennen; was an ihm irrational ist, faßt sich einzig in der Tatsache zusammen, daß der Kritiker behauptet: „Diese Persönlichkeit ist ein Dichter; diese Werke sind Kunstwerke." Alles andere: die Einordnung der Einzelwerke in das System der Persönlichkeit oder der Zeit, die Zuordnung der einzelnen Kunstäußerungen zu den verschiedenen Wertstufen des ästhetischen Reiches, die Deduktion der Einzeläußerung aus dem Ganzen, die Überleitung des Erlebnisses in die adäquate Form (des Dramas, der Novelle, des Epos usw.) — all das wird auf rationalem Wege vorgenommen. Die Kritik erweist sich hier als ein dem Schaffen analoger Prozeß. Wäre nicht auch bei der Entstehung der Kunstwerke die Ratio des Dichters neben seinem irrationalen Impetus wirksam, so wäre jede vernunftge-

*) Das Werk C. F. Meyers, C. H. Beck, München 1917.

Digitized by Google

mäße Betrachtung von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt. Nun aber sind bei der Entstehung der Dichtung auch rationale Momente tätig, an welche die kritische Betrachtung anzuknüpfen hat, wenn sie zu wirklichen Einsichten, nicht zu bloßen Meinungen kommen will.

Um nun näher auf den Inhalt des reichen Buches einzugehen, bemerken wir so viel: C. F. Meyer wird als der dichterische Repräsentant des Renaissancismus im neunzehnten Jahrhundert aufgefaßt, so wie Semper der Baumeister, Nietzsche der Philosoph, Jakob Burckhardt der Historiker dieser Richtung ist. Gemeinsam ist ihnen allen der Drang nach Tradition, nach Anknüpfung an einen historischen Stil, nach Reichtum, Fülle und Kraft des Lebens, die sie in ihrer Gegenwart vermissen und entbehren. Letztes, nicht zugestandenes Erlebnis ist eine Schwäche des Willens und der formschaffenden Kräfte der Seele, eine tiefe Trauer über die Einsamkeit des modernen Menschen, eine echte Vornehmheit der Seele und eine Reizbarkeit des Empfindens, die fast krankhaft ist.

Nachdem Baumgarten so C. F. Meyer als Repräsentanten einer Zeitströmung charakterisiert und sein letztes Erlebnis beschrieben hat, wendet er sich zur Analyse der Umsetzung dieser Erlebnisse und immanenten Tendenzen in Dichtungen und weist den inneren Zwiespalt, welcher das Leben Meyers durchzieht, auch in der Form seiner Dichtungen auf. Die Novellen Meyers fallen auseinander: eine prächtige, kraftstrotzende, sinnliche Fassadenhandlung und ein lyrisch bewegter seelischer Vorgang, wie er in der Seele eines innerlich zerbrochenen, müden, dekadenten Menschen statthat, stehen unvermittelt nebeneinander, bilden meist keinen einheitlichen Organismus und hinterlassen so im Leser eine wiespältige Stimmung der Verworrenheit. Nur in einigen wenigen Erzählungen ist diese Einheit der Fassadenhandlung mit dem seelischen Vorgang geglückt (so etwa in den „Leiden eines Knaben"), und bezeichnenderweise sind es dann immer zerbrochene Menschen, am Leben Leidende, die im Mittelpunkt des Interesses stehen. Überzeugend weist Baumgarten dann nach, daß die künstlerisch reinsten Gebilde C. F. Meyers in seinen Gedichten zu finden sind, welche die Einsamkeit der modernen Seele, ihre tiefe Trauer und Verlassenheit zu reinem Ausdruck bringen, so daß Meyer hierin ganz Vorläufer der neuesten Lyrik eines George und Rilke genannt zu werden verdient.

So viel sei von dem Inhalt des Buches gesagt: sein Wert liegt nicht so sehr in den Resultaten (als welche immer eine so summarische Übersicht nur zu geben vermag), als vielmehr in der Methode, im Wege, in der Analyse, in der Begriffsbildung. Hiervon am Schlusse noch ein Wort. Die Begriffsbildung nicht nur der Ästhetik, sondern mehr noch der Kritik entbehrt leider einer festen Grundlegung. Prolegomena dazu hat Baumgarten in seinem Meyerwerk gegeben (ich erinnere etwa an die sehr reife Auseinandersetzung über die innere Form und die sinnliche Plastizität des Ausdrucks, an die Ausführungen über den Zusammenhang von Weltanschauung und künstlerischer Form, an seine Analysen lyrischer Einzeläußerungen und anderes). Man mag sich vielleicht fragen, weshalb Baumgarten sich an einen verhältnismäßig so engen Stoff, wie es das Werk C. F. Meyers doch ist, gemacht hat. Die Antwort dürfte wohl hier liegen: gerade zur Ausbildung der Methode empfiehlt sich

Digitized by Google

eine begrenzte Stoffwahl, damit das Interesse des großen Stoffes nicht das Interesse an der Methode beim Autor wie beim Leser überwuchere. Jetzt hat Baumgarten die begrifflich-methodische Schulung erlangt, sein Meisterstück gemacht: so erwarten wir von ihm, als einem Repräsentanten wissenschaftlicher Kritik, noch viele kritische Arbeit an größeren Stoffen und weiteren Zusammenhängen.

Dr. Werner Mahrholz

Bücher zum Anschauen

Von ein paar Büchern zum Anschauen sei gesprochen, weniger um einen Vorwand für kritische Leidenschaft zu finden, als um ein paar schöne Eindrücke weiterzugeben, um zum Selberschauen, der elementarsten und doch mißachtetsten Voraussetzung alles Kunstgenusses, anzuregen.

Wie gerne blättert man durch ein 312 Seiten starkes Buch, „Das Weib in der antiken Kunst" (bei Eugen Diederichs, Jena 1916), übersieht willig, daß der Titel in eine sittengeschichtliche Region lockt, und stößt sich auch nicht weiter daran, daß der aufschlußgebende, kenntnisreiche Text Walter Ahrems bisweilen in eine ästhetisierend ausdeutende Betrachtung der einzelnen Gebilde verfällt. Trotzdem ist man immer wieder entzückt, gebannt und möchte immer wieder von vorne beginnen. Das machen die 295 Abbildungen nach antiken Kunstwerken, eine schöner als die andere, eine jede versunkene Frauenkörper und Frauenseelen durch die Kunst der Ewigkeit bewahrend. Zuerst erblickt man die Ägypterin, ganz aus dem Reich der Sinne kommend, verfeinert und unruhvoll, durch den Körper und durch den Geist immer nur das eine suchend: die Sinne. Dann aber kommen die Griechinnen, immer ist ein Olympos ihnen gegenwärtig, ein unverlierbar Festes in diesen Frauen, die schon als Frauen geboren worden zu sein scheinen. Auf den unglaublich schönen Gemälden der römisch-kampanischen Wandmalerei ist der Olympos weg, keine Götter schirmen diese Frauen mehr, der Staat hat sie gebildet, der Staat hält sie, der Staat steht hinter ihnen. Aber wie diese pompejanischen Frauen durch Blick, Gebärde, Nacken, Haar und Bein diesen Staat sprengen, ein Tieferes, Elementareres durchscheinen lassen, in aller Gebundenheit doch nur einzellebige und über dieses Einzelleben glückliche Frauen bleiben, das ist wundervoll zu schauen. Bei den Römerinnen aber ist dieses schon ausgelöscht, der Staat hat sie ganz verschluckt, das Ebenmaß, die Bindung. Ihr Ich ging unter im Allgemeinen, im Dienenden. Und ob nun diese Römerinnen gut oder böse sind, so sind sie niemals eine gute oder eine böse Frau, sondern immer die gute oder die böse Frau. Wo ist das Einzelne hin in dieser Welt, die durch Kriege wurde, die Frauen einsam in ihren Häusern ließ und wo ganze Völker gehalten werden durch das Band des Staates! Nur manchmal schaut eine merkwürdige unstillbare Schwermut aus diesen römischen Porträtköpfen. Vielleicht ist in dieser Linie von Ägypten bis Rom alles Frauenschicksal, alles Frauenglück und alle Frauentragik enthalten.

Mit ähnlicher Freude sieht man die Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten, die Gustav Keyßner unter dem Titel „Pantheon der bildenden Kunst" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgab. Mit

Digitized by Google

den ausgewählten Abbildungen (über 350) scheint die bildende Kunst in ihren wesentlichen Grundzügen und Erscheinungen festgehalten. Es ist ja klar, daß bei der Fülle des Stoffes von dem einzelnen Meister nur Weniges geboten werden kann, aber es kommt in diesem Zusammenhang weniger auf die individuelle Erscheinung als auf die großen Kunstströme und Richtungen an. Es ist ein Buch, das gleichsam die Saatkörner in die nach künstlerischen Eindrücken sehnsüchtige Seele wirft. Die Saat aufgehen zu lassen und zu betreuen bleibt Sache des Betrachters. Und es ist ein durchaus glücklicher Gedanke, dies bloß durch Abbildungen besorgen zu lassen. Wir leiden in Kunstdingen viel zu sehr an Theoriegeschwätz alter und neuer Schule, die Anschauung fehlt. Diese Auswahl verzichtet auf das Wort, sie läßt schauen und reichlich Schönes schauen. Bei solchen Anthologien wird natürlich immer der eine dieses oder jenes vermissen, weil ja die Auswahl immer persönlicher Geschmack bleibt. Der Geschmack des Herrn Dr. Keyßner ist durchaus annehmbar, kultiviert und von lebendigen Prinzipien bestimmt. Es bleibt nur zu sagen, daß durch die Zusammenstellung nach nationalen Schulen vielfach Härten (und nicht nur beim ersten Durchblättern, wie der Herausgeber meint) entstehen. Die Spanier etwa, deren Reihe mit Greco beginnt, schließen mit Goya. Man blättert um und findet Rubens. Eine französische Gruppe beginnt mit Jacques Louis David und schließt mit Rodin. Aber auf der nächsten Seite ist Jakob Asmus Carstens. Diesen Schaukelwellengang finde ich ein wenig stürmisch. Durch eine Gruppierung nach künstlerischen Gefühlswerten wird er in einer neuen Auflage leicht zu vermeiden sein.

Auch der Dürer des Inselverlags ist ein schönes Buch. Es bringt 80 Abbildungen nach Gemälden des Meisters und eine vorzügliche Lebensgeschichte von Emil Waldmann. Gerne sähe man auch etwas von den Zeichnungen und Kupferstichen, allein der Herausgeber bescheidet sich diesmal mit dem Maler Dürer, verspricht aber eine Auswahl der schönsten Kupferstiche und Holzschnitte Dürers unter dem Titel „Das Wesen der Dürerschen Kunst" und eine gleiche Auswahl von Handzeichnungen mit einer Einleitung über Dürers Stil. Endgültiges über diese Dreiteilung läßt sich natürlich erst nach Beendigung des Gesamtwerkes sagen. Aber allen ängstlichen Bedenken zum Trotz, als sei hier ein Ganzes zerstückt worden, erfreut man sich dieser unter venezianischer Sonne gereiften deutschen Kunst. Es macht ja vielleicht die Größe und den Erfolg des Malers Dürer aus, daß er die Alpen, die einen Riegel vor den Süden schieben und die in ihm waren (wie sie in jedem Deutschen sind), niederbrach, daß er dem deutschen bis ans letzte Ende Gehen (man denke an Grünewald), einen Schimmer südlicher Leichtlebigkeit gab. Am ergreifendsten kommt mir dies entgegen aus dem Bildnis einer unbekannten deutschen Kaufmannsfrau in Venedig, das Dürer 1506 in der Lagunenstadt malte und das jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hängt. Hier ist Deutschland und die deutsche Sehnsucht nach dem Süden, die keine Sehnsucht mehr ist, sondern Erfüllung wird, vereint. Ich glaube, bloß aus diesem Porträt allein kann man Dürers Werden und Sein erkennen: Das deutsche In-die-Tiefe-Gehen und den Glanz stärkerer Sonne.

Was aber deutscher Geist ist, erkennt man erst so recht aus den

Digitized by Google

„Bildnissen aus drei Jahrhunderten alter deutscher und niederländischer Malerei" (als eines der blauen Bücher bei Karl Robert Langewiesche in Königstein im Taunus erschienen). Karl Scheffler, der als Herausgeber eine seiner klugen, lebendigen Arbeiten diesen 112 Abbildungen vorgestellt hat, sagt das so: „Angesichts der eindrucksvollen Köpfe willenskräftiger Männer und mütterlich blickender Frauen fühlen wir die Ehrfurcht später Enkel. Wir werden an uns selbst, an unser Volk, an unsere Rasse erinnert und stehen inmitten dieser Bildnisgalerie wie vor einem stummen Volksgericht, vor dessen Schranken wir über alles Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen haben. Aug' in Aug' mit den Vorfahren fühlen wir um so tiefer unsere Geschichte, unser Weltschicksal, unsere Bestimmung." Und da hier Deutsch nicht in einem politischen, sondern in einem geistigen Sinne gefaßt ist, so dürfen zu den mitteldeutschen Meistern die Niederländer und Holländer treten. Zu der in die Provinz verfangenen, mühsam quälerischen, leidenschaftlich sucherischen Kargheit eines zersplitterten Volkes, das sich den Lichtblick seiner Kunst schwer abarbeitet, gesellt sich der schwelgerische Reichtum der Herren des Meeres, denen die Schiffe aus allen Ländern märchenhafte Wunder bringen und die darum die farbenfreudigsten, phantasievollsten im Norden werden mußten, gesellt sich die aus Freiheit, aus einer großen, beschwingten und müheloſen Welt kommende Kunst der Niederländer. Bewegt sieht man das in diesem reichen Buch. Und noch mehr, wie allen diesen drei irgendein Gemeinsames ist, das sie von aller südlichen Kunst trennt — mag man es nun die deutsche oder die nordische Seele nennen. Wohin wir auch in dieser Galerie blicken, überall kommen uns Brüder und Schwestern entgegen und geben uns die Hände, die ein Künstler deutscher Art ewig machte.

Oskar Maurus Fontana

Römische Charakterköpfe

Aus der Geschichte Alt-Roms werden vierzehn Charakterbilder von Theodor Birt vorgeführt; eine rechte Philologenaufgabe: Vermittlung des Verständnisses für fremde Individualität. „Eine Weltgeschichte in Biographien" lautet der Untertitel des Buches, von dem bereits nach drei Jahren eine neue Auflage nötig ward.*) Die Geschichte der damals bekannten Welt von dem älteren Scipio, dem ersten wirklich weltgeschichtlich großen Mann Roms und seinem Antipoden, dem Zensor Cato, bis zu Marc Aurel, dem schönsten, edelsten Namen, den das alte Rom zu nennen hat, ist der Hintergrund, vor dem Birt seine Porträtbüsten aufstellt. Rom personifiziert sich ihm in den großen Naturen, gering schätzt er die Massen, „die wohl fühlen, was not täte, aber nichts vermögen". Birts Charakterköpfe sind lebendig gesehen und dargestellt, die üblichen Darstellungen erscheinen vielfach ergänzt und berichtigt; freilich sucht er nicht den tatsächlichen Erfolg, sondern das Wollen der Persönlichkeit zu beurteilen; das tritt namentlich bei den Charakterbildern des Pompejus, Cäsar, Marc Anton und August hervor; Kaiser Claudius ist ein Narr im Purpur, aber kein Charakterkopf. Den Unterschied des plastischen Lebensbildes von dem üblichen Relief unserer Geschichtsdarstellung empfindet man

*) „Römische Charakterköpfe". 2. Auflage, Leipzig 1916, Verlag Quelle & Meyer.

Digitized by Google

besonders lebhaft, wenn man zu den Birtschen Biographien etwa die Abschnitte in dem Grundriß seines früheren Marburger Kollegen Benedictus Niese liest. Nur übertreibt Birt ein seiner Weise bisweilen nach der anderen Seite, wenn seine Freude am Humor und Spott mit ihm durchgeht; die Fülle von Nichtigkeiten, die er an Sueton und den Scriptores historiae Augustae tadelt und die er zu vermeiden verspricht, hätte ich gern gänzlich vermißt: Was sollen uns die Küsse des Pompejus (S. 119) oder Messalinas Zahnpulverrezept (S. 238)? — Doch soll dies nicht den Gesamteindruck der würdigen und schönen Leistung, der es nicht an dankbaren Lesern fehlen wird, beeinträchtigen.

T. O. Achelis

Die Problematik Europas

Die künftigen Bücher der Vollendeten und Fertigen sind — noch ungedacht und ungeschrieben — in gewissem Sinne schon Literaturgeschichte. Diese Bücher werden schön sein oder kraftlos, besser als die früheren oder schlechter, sie werden uns neue Befriedigung geben oder neue Enttäuschung, neue Schicksalsbilder oder Wiederholung ihrer Vorgänger. Aber eines werden sie uns nicht geben: das Unvermutete, eine Überraschung und künstlerische Grenzerweiterung. Die künftigen Bücher der Fertigen sind — unter dem Gesichtswinkel der Zukunftsfrage — unwesentlich. Aber einige andere (diesseits des Gipfels) sind da: nach deren Gedrucktem greift man jedesmal in der fiebrigen Erwartung eines Erlebnisses. Norbert Jacques gehört zu ihnen. Andere — wenige andere — stehen neben ihm. Johannes V. Jensen heißt ihr Ahnherr. Und von ihnen hängt das Schicksal ab, ob die deutsche Dichtung Weltkunst werden wird: Spiegelung der unendlichen Begebenheiten auf dem Erdball — der Sache nach; Fabulierkunst der Form nach. Norbert Jacques' neuer Roman — „Piraths Insel", bei S. Fischer, Berlin — kündigt diese Zukunft an. Weltweite ist in Peter Pirath und seinen Beziehungen zu den Menschen vierer Erdteile. Gefühle und Geschehnisse, Instinkte und Taten wachsen ins Übereuropäische. Europa selbst, seine Alleingültigkeit wird problematisch. Peter Pirath ist der Energiemensch, der mit industriösem Unternehmergeist die Welt zusammenreißen möchte, und er ist der tumbe Träumer, der auf der Überfahrt nach Holländisch-Indien gleich zwei Gefinkelten ausgiebig hineinfällt. Peter Pirath ist der Realist und der Romantiker, der Abenteurer und der Heimsüchtige, das Kind und der Riese; Peter Pirath ist der deutsche Mann, an dem — nur halbgestaltet und reliefhaft — die Frauen und ihre Liebe vorüberziehen und sich verlieren: Ree, die grünäugige Sphinx, seine Frau, und Ewe, die ewig Wandernde auf dem Schiff, und Mela, die slavische Malaiin, und auf der Gulliverinsel Kililiki, auf „Piraths Insel", Seeschwalbe, die schwarzäugige Gefährtin, und — nach Landessitte — gleich sechs andere neben ihr, denn Pirath ward Gott über Kililiki, die Insel im Stillen Ozean, die in Andrees Handatlas nicht eingezeichnet ist und auf die ihn eine Swiftsche Schicksalskurve des Dichters verschlagen hat.

Ree aber, die mit dem Friseurlaffen Larisch nackt über die Heide ritt, die grünäugige Sphinx Ree, seine Frau, war der Auftrieb, der Stoß, der ihn in die Welt geschleudert hat, und zugleich ist Ree der Muskel-

Digitized by Google

strang, der Peters Herz an Heimat, Boden und Europa bindet. Um Ree zu verwinden, zieht Peter Pirath, Mitchef der Fettwarenfabrik Jens Peter Pirath Nachfolger, in die Welt der Südseeinseln, wo die Firma künftig — Ausschaltung des Zwischenhandels! — ihre eigenen Palmen pflanzen will. Und am Ende überwindet er Europa. Die Stationen auf seinem Läuterungsweg sind: die Fettwarenfabrik in seiner norddeutschen Heimat, die Einarbeit auf der fremden javanischen Farm, der Farmerwerb auf Matantuduk, der deutschen Südseekolonie, die Gott- und Menschwerdung auf Kililiki unter Buschwilden und Trinitätlern, und — nach sechzehn Jahren — die Heimkehr nach Europa. Die Stationen auf Peter Piraths Weg sind: die Verwindung des Weibes, die Bezwingung des Werkes, die Überwindung der europäozentrischen Weltbeschränktheit auf Kililiki, der Sageninsel im Stillen Ozean. Auch dort sind Wesen. Auch dort sind Menschen, ist Weh und Wonne, Lieben, Hassen, Tod und Gebären, nur in reineren, größeren Formen, ohne Übergänge, ohne Stufungen, ohne Nuancen, voll Willkür und Ungehemmtheit. Peter Pirath wird Weltwisser über Weib, Werk und menschliche Urinstinkte.

Wenn er wiederkehrt, nach sechzehn Jahren wieder, ist Europa zu klein für ihn, mehr noch: zu kleinlich Peter Pirath will sich achtlos, unauffällig einfügen, er will sich einordnen in den Tag und seine Pflicht. Aber er steht, bestaunt und begafft, einsam wie ein unglaubwürdiges Fabeltier, unheimlich weniger als interessant: reporterischere Topfguckerei, betriebhafter Wissenschaftschwindel, unsaubere Neugier, unkeusche Sensationslust umdrängen ihn. Aber am Ende dämmert auch dafür ein leises Verstehen; Peter Piraths letzte Häutung! Eine nahe Verwandtschaft ist nun in ihm mit allen Fernen des Erdballes, der Wolken, der Pferdeaugen, der Menschen seiner Umgebung, die weiter ab von ihm stehen als die Buschwilden auf Kililiki. Aber ein Zusammenhang ist auch mit diesen Naturfernsten. So stirbt Peter Pirath; Sieger oder Besiegter — wer will es entscheiden? In einer heißen Sommernacht des kühleren Europa verbrennt Peter Pirath am Tropenfieber. Aber er hinterläßt einen neuen Gedanken in der Welt, der über die Kategorien unseres Fühlens und Denkens hinausgeht, der in der nächsten Zukunft auch der Gegenstand unserer wirtschaftlichen und politischen Auseinandersetzung sein wird und den man etwa heißen könnte: die Problematik, d. h. die Nicht-mehr-Alleingültigkeit Europas.

Hans Wantoch

Welthungersnot

Am Karsamstag hat die amerikanische Regierung ihren Mitbürgern als erstes Kriegsgeschenk eine recht eigenartige Nachricht übermittelt: Die Winterweizenernte stehe außerordentlich schlecht. Sie verspreche nach den Untersuchungen vom 1. April nur 63,4 % einer Vollernte. Ihr Ertrag sei augenblicklich auf 430 Millionen Bushels *) zu schätzen, das sind also 11,80 Millionen Tonnen. — Ein Stand von 63,4 % ist, soweit man zurück-

*) 36½ Bushels = 1 Tonne.

Digitized by Google

blicken kann, noch nicht dagewesen. Der Durchschnittsstand der letzten zehn Jahre betrug ungefähr 87 %. Was die Meldung zu besagen hat und wie verhängnisvoll sie drüben aufgefaßt wurde, konnte man an den Warenbörsen von Chikago und Neuyork beobachten. Weizen, lieferbar im Juli, schnellte in Chikago am Tage der Veröffentlichung jenes Ackerbauberichts von 175½ auf 188⅝ Cents, während er noch im Anfang dieses Jahres zum Preis von 146¾, vor Ausbruch des Weltkrieges aber zu 77⅞ zu haben war. Aber auch die anderen Warenpreise reagierten in ähnlicher Weise. So ist der Preis für leichte Schweine in Chikago am selben Tage von 14,90 auf 15,25 Dollar gestiegen gegenüber einem Preis von 9,80 Dollar im Anfang des Jahres. Der Preis für Schmalz stieg vom 2. Januar bis 7. April von 15,57 auf 21,20 Cents. Selbst die im Kriegstaumel lebende Effektenbörse erhielt eine deutliche Erschütterung von der Ernteschätzung.

Verschiedene Fragen drängen sich einem auf. Warum sind die Ernteaussichten so schlecht? Ist die Meldung ernst zu nehmen? Ist etwa in den uns bevorstehenden Sommermonaten noch eine Besserung möglich, kann beispielsweise durch Nachbestellungen ein Teil des Schadens wieder gutgemacht werden? Die Gründe liegen vor allem in dem sehr strengen Winter, der darum in Amerika viel mehr Unheil als bei uns angerichtet hat, weil drüben in einigen Getreidestaaten keinerlei Schnee gefallen ist. Daneben wird das Fehlen des deutschen Kalidüngers immer fühlbarer. Es liegt kein stichhaltiger Grund vor, die Schätzung als gefälscht anzusehen. Denn die Erfahrungen, die man mit den früheren Aprilberichten gemacht hat, zeigen, daß sie einigermaßen zuverlässig sind. Gewiß hat manchmal das Wetter gute Aussichten zunichte gemacht, umgekehrt aber einem ungünstigen Saatenstand nachgeholfen und damit den Ernteertrag nachträglich gesteigert. Diesmal scheint eine erhebliche Besserung darum unwahrscheinlich, weil das, was seit dem 1. April drüben über den Stand der Ernte bekanntgeworden ist, das pessimistische Urteil eher noch verschärft. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Getreidebörse nur deshalb so scharf auf den amtlichen Bericht reagiert hat, weil ihre eigenen zum Teil neueren Informationen sich vollauf mit der Washingtoner Ansicht deckten. Eine nachträgliche Bestellung der Felder wäre in anderen Ländern möglich, nicht aber in Amerika, wo es jetzt viel zu spät ist, die mit Frühjahrsweizen bestellten Felder zu vermehren, denn diese müssen bereits im März gesät werden.

Man muß also mit einer sehr kleinen amerikanischen Weizenernte für 1917 rechnen, auch wenn der Ertrag des Frühjahrsweizens, der in der Regel ungefähr ein Drittel der gesamten Weizenernte darstellt, gut wird. Das heißt aber nichts anderes, als Amerika wird von seiner neuen Ernte aller Voraussicht nach nichts ausführen können. Wenn das aber eintritt, so ist eine Welthungersnot äußerst wahrscheinlich, namentlich wenn der Krieg weitergeht. Die Situation ist nämlich neuerdings derartig geworden, daß eine genügende Versorgung Europas, vor allem der Ententeländer, ohne die Hilfe der Vereinigten Staaten gar nicht denkbar ist. Der Bedarf der europäischen Länder ohne die abgeschnittenen Zentralmächte an Weizen stellt sich beispielsweise für das laufende Erntejahr 1916/17 auf rund 13 Millionen Tonnen; im kommenden Jahr wird der Bedarf noch größer sein, weil alle kriegführenden Länder mit einem Rückgang ihrer heimischen

Digitized by Google

Ernten rechnen müssen. Woher sollen diese nun kommen? In den beiden ersten Kriegsjahren konnten die Vereinigten Staaten und Kanada annähernd 80 Prozent dieses Bedarfs decken, weil sie in diesen beiden Jahren glänzende Ernten hatten. Schon im laufenden Jahr ist das unmöglich, weil beide Länder im Jahre 1916 bedenklich kleine Ernten hatten. Die Vereinigten Staaten vor allem hätten in der laufenden Kampagne an und für sich auch nicht eine Tonne ausführen können, wenn nicht von früher her sehr große Vorräte aufgestapelt gewesen wären. Diese nun wurden in den letzten Monaten mit Hochdruck zur Verladung gebracht und darüber hinaus auch noch ein Teil der schlechten eigenen Ernte, verlockt von den glänzenden Weltweizenpreisen. Man ist dabei schon viel zu weit gegangen. Man exportierte nämlich bis heute von dorther rund 5 Millionen Tonnen Weizen gegen rund 6,7 Millionen Tonnen in der gleichen Vorjahrszeit. Die Folge davon ist, daß die Vereinigten Staaten bereits jetzt vor einer derartigen Brotknappheit stehen, daß eine Zwangsrationierung in diesem reichen Lande gar nicht ausgeschlossen ist. Nebenbei bemerkt gehen auch die Verschiffungen in den letzten Tagen scharf zurück. Nun will das Schicksal, daß zufällig gleichzeitig mit den Vereinigten Staaten auch Argentinien eine Mißernte hat und infolgedessen den Export von Weizen und Mehl verbieten mußte. Das wenige, was von dorther auf dem Wege der Kompensation zur Ausfuhr gelangt, dürfte Brasilien erhalten. Alle amerikanischen Länder werden somit bis in den Januar 1918 hinein, der Reifezeit der neuen argentinischen Ernte, keinen Weizen mehr ausführen können. Bis dahin ist das hungrige Europa angewiesen auf Australien und in sehr beschränktem Maße auf das nicht sehr exportfähige Indien. Es ist geradezu ausgeschlossen, daß die dortigen Vorräte genügen werden, um den Bedarf zu decken. Aber selbst wenn es möglich wäre, so kann man sich nicht vorstellen, woher dann die nötigen Schiffe kommen sollten, um die Ware zu holen. Denn zur Herbeischaffung von Weizen aus Australien braucht man, wie an dieser Stelle schon kürzlich näher ausgeführt wurde, infolge der ungeheuren Entfernung eine zweieinhalbmal so große Flotte als zur Importierung derselben Menge aus den Vereinigten Staaten. Nun gibt es selbstverständlich gewisse Ersatzmittel. Es sei nur an den indischen Reis erinnert, oder an die erhöhte Beimischung von Mais. Das genügt aber alles nicht, um so weniger, als in den europäischen Konsumländern (vor allem Frankreich!) selbst mit aller Bestimmtheit heute schon wieder sehr kleine Ernten prophezeit werden müssen. Nur ein sehr baldiger Friede ist imstande, die bevorstehende Welthungersnot zu mildern, einmal durch Öffnung der Dardanellen, dann aber durch Erhaltung wenigstens eines Teils der immer mehr zusammenschrumpfenden Welthandelsflotte.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Des Reiches bundesstaatlicher Charakter in Gefahr?

Von Professor Dr. Hugo Preuß (Berlin)

Machtinteressen, die sich von einer andrängenden Neugestaltung bedroht fühlen, wehren sich dagegen mit der natürlichen Kraft des Selbsterhaltungstriebes. Aber sie vermeiden es dabei gern, mit offenem Visier und unter eigener Flagge zu kämpfen; vielmehr decken sie sich möglichst mit dem Schilde allgemeiner Grundsätze oder dogmatischer Formeln, denen vom Machtinteresse einer sozialen Gruppe nichts anhaftet. Das klingt nicht nur schön und uneigennützig, es ist auch sehr praktisch. Denn viele, die mit jenen Machtinteressen durchaus nichts gemein haben, ja ihnen an sich widerstreben müssen, lassen sich in ihrer Stellungnahme beirren, weil sie die vorgeschützten Grundsätze keineswegs bekämpfen wollen. „Die Stärke der Staatsmacht", „die Eigenart Preußens" sind solche Formeln, die den dahintersteckenden Machtinteressen gewisser sozialer Gruppen schon vortreffliche Dienste geleistet haben. Zu ihnen gesellen sich „die föderativen Grundlagen" oder auch „der bundesstaatliche Charakter" der Reichsverfassung.

Wenn in der Zeit vor dem Kriege neben dem glänzendsten wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands das chronische Elend der Reichsfinanzen und der hilflose Jammer ihrer sogenannten Reformen einhergehen, so hat an dem fast unbegreiflichen Widerspruch die Macht von Interessenkomplexen ihren vollgemessenen Anteil, von Interessen, die ihren wahren Charakter mit dem Schilde der „föderativen Grundlagen der Reichsverfassung" deckten, die nicht angetastet werden dürften. Wird doch sogar versucht, diesen Schild auch den ungeheuren finanziellen Folgen des Weltkrieges entgegen-

Digitized by Google

zuhalten, deren Wucht ihn aber wohl zerbrechen wird. Und wo immer der allzu lange aufgeschobene politische Ausbau unseres nationalen Lebens nach der furchtbaren Erkenntnis dieses Krieges die entschlossen durchgreifende Tat gebieterisch fordert, da erheben die bedrohten Machtinteressen bisher herrschender Gruppen den schrillen Ruf: der bundesstaatliche Charakter der Reichsverfassung sei in Gefahr!

Das Deutsche Reich ist ein Bundesstaat. Was heißt das? Die staatsrechtliche Wissenschaft hat — nicht ohne Widerspruch und Schwanken, doch schließlich in ihrer herrschenden Meinung — die deutsche Reichsverfassung unter den Sammelbegriff des Bundesstaates eingereiht und sie so einer Kategorie zugeteilt, der vornehmlich die amerikanischen Vereinigten Staaten und die Schweiz angehören. Macht nun das Reich im Dienste der politischen Ausgestaltung unseres nationalen Lebens Miene, sich irgendwie um die Verfassung seiner Einzelstaaten, sei es Mecklenburg oder sei es Preußen, zu bekümmern, so geben die bedrohten Interessen sofort das Notsignal: bundesstaatlicher Charakter in Gefahr! Doch seltsam; jene anderen Bundesstaaten bekümmern sich verfassungsgemäß sehr angelegentlich um die Verfassungen ihrer Einzelstaaten, indem sie ihnen die republikanische Staatsform vorschreiben, für jede Einzelstaatsverfassung die Garantie des Bundes, d. h. praktisch die Bestätigung durch ihn verlangen. Man mag also die Notwendigkeit, die Zweckmäßigkeit solcher Bestimmungen erörtern; unmöglich aber kann man in ihnen einen Widerspruch zum bundesstaatlichen Charakter finden. Vielmehr läge es umgekehrt nahe, sie als Ausflüsse des bundesstaatlichen Charakters anzusehen. Darauf weist praktisch das Beispiel der typischen Bundesverfassungen und theoretisch die Erwägung, daß die Gleichartigkeit der politischen Strukturen von Gesamtheit und Gliedern eine natürliche Forderung des organischen Staatslebens ist.

Den Gipfel dessen, was man als Zerstörung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches ausschreit, bildet der Gedanke, die Stellung des Bundesrats zu wandeln im Sinne einer parlamentarischen

Digitized by Google

Ersten Kammer. Wenn dies wirklich, wie immer wieder behauptet wird, den Bundesstaat in den Einheitsstaat verwandeln würde, so gäbe es auf der Erde keinen Bundesstaat außer dem Deutschen Reich. Denn jene Stellung unseres Bundesrats hat nicht ihresgleichen auf der Erde. In den typischen Bundesstaaten hat das Staatenhaus, der amerikanische Senat wie der schweizerische Ständerat, in der Tat den Charakter einer Kammer des Parlaments; jene Bundesstaaten wären also Einheitsstaaten. Und doch hat man erst von ihrem Typus her den Begriff des Bundesstaates für das Deutsche Reich entlehnt!

Freilich hatte solche Entlehnung von Anbeginn ihre starken Bedenken und Unstimmigkeiten. Denn das Reich unterscheidet sich — auch abgesehen von jenen Einzelheiten der Verfassung — in seiner Struktur sehr wesentlich von den anderen, man darf sagen, den eigentlichen Bundesstaaten. Zunächst: diese sind aus Republiken bestehende Republiken; nur das Deutsche Reich ist eine aus Monarchien — unbeschadet der drei freien Städte — bestehende Monarchie. Doch halt! Das letztere ist in den Augen der noch immer „herrschenden" deutschen Staatsrechtslehre eine Ketzerei; nach ihrer Dogmatik ist nämlich das Reich keine Monarchie, sondern ein Ding ganz eigener Art, das Meister Laband „Staatenrepublik" getauft hat. Das scheint Präsident Wilson, trotzdem er doch im Zivilberuf Staatsgelehrter ist, und scheinen die anderen Rufer im Streit der Demokratien gegen uns gar nicht zu wissen, daß Deutschland längst eine Republik ist, was Rußland doch erst werden will. Indessen möchten wir uns auf jene abstruse Doktrin ernsthaft lieber nicht berufen, obgleich oder weil sie für den status causae et controversiae bei uns nur allzu bezeichnend ist. Das Reich soll keine Monarchie sein, weil „Träger der Souveränität" in ihm nicht der Kaiser, sondern der Bundesrat als Organ der „verbündeten Regierungen" sei. Da steigt die Perückenpublizistik der alten Reichszeit gespensternd auf, deren ewig Weh und Ach es war, ob Kaiser oder Reichstag Träger der Gewalt im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation wäre. Wahrlich, gespensterhaft leblos ist solche Anschauung, ohne

Digitized by Google

jede Fühlung mit dem warmen Leben der wirklichen Gegenwart. Mochte sie in der politisch trägen und dumpfen Zeit vor dem Kriege ihr Wesen in Lehrbüchern treiben; dem durch das furchtbare Erlebnis dieser Jahre wachgerüttelten deutschen Volke wird man wohl nicht mehr sagen dürfen, daß sein Reich, das sich gegen die ganze Welt kämpfend behaupten mußte, das seltsame Gebilde „verbündeter Regierungen" sei, und nicht vielmehr der Volksstaat unter monarchischer Krönung. Wurzelt doch jene Trägerei einer sogenannten Souveränität ganz im Gedankenkreis des unverhüllt oder verhüllt absolutistischen „monarchischen Prinzips", das vom wahren Wesen des Verfassungsstaates nichts wissen will. Gewiß ist der Kaiser nicht „Inhaber der gesamten Reichsgewalt"; aber das ist kein Monarch in einem wirklichen Verfassungsstaat. Für das absolutistische „monarchische Prinzip" mochte die Stellung von Monarchen unter einer Monarchie ein unmöglicher Begriff sein; für den Verfassungs- und Volksstaat auch in monarchischer Form ist es dies nicht. Und im wohlverstandenen Interesse der deutschen Fürsten kann nicht das Dogma liegen, daß ihre monarchische Stellung und ein monarchischer deutscher Volksstaat unvereinbare Dinge seien. Der Kaiser aber braucht die Stellung eines Monarchen im Verfassungsstaat nicht vom König von Preußen zu entlehnen; er hat sie auch als Deutscher Kaiser.

Dies führt zu dem weiteren wesentlichsten Unterschiede der Struktur des Reiches von der aller anderen Bundesstaaten. Die Stellung Preußens im Reiche hat nirgends sonst ihresgleichen. An Gebietsumfang, Volkszahl und Reichtum sind auch die amerikanischen Einzelstaaten und die Schweizer Kantone untereinander recht verschieden; aber diese Verschiedenheit verschwindet vor dem Verhältnis, daß hier ein Einzelstaat drei Fünftel des Ganzen umfaßt. Auch hat dort kein Einzelstaat in der Entstehungsgeschichte des Gesamtstaates eine ähnliche beherrschende Rolle gespielt. Demgemäß gibt es in keiner Bundesstaatsverfassung ein irgendwie vergleichbares Seitenstück für das Verhältnis Preußens zum Reiche. Weil nun aber dies tatsächliche Machtverhältnis nicht unverhüllt

Digitized by Google

als Hegemonie staatsrechtlich ausgedrückt werden konnte, sondern in Verfassungsformen gehüllt werden mußte, die noch allenfalls als bundesstaatlich gelten mochten, suchte man das Ziel auf seltsam verschlungenen Umwegen zu erreichen. Abgesehen von der Verbindung des Kaisertums mit der Krone Preußens, erscheint formalrechtlich dieser Staat den anderen Einzelstaaten gleichgestellt. Die Durchbrechungen der Gleichheit zugunsten Preußens sind in den Bundesrat hineingeschoben. Im übrigen konnte allerdings auch dort das Stimmenverhältnis der „verbündeten Regierungen" nicht nach den wirklichen Machtverhältnissen abgestuft werden, weil dann Preußen allein die Dreifünftelmehrheit hätte. Deshalb lag es gerade im partikularistisch preußischen Interesse, die sogenannten föderativen Grundlagen der Reichsverfassung im Sinne möglichster Unabhängigkeit jeder einzelnen der verbündeten Regierungen gegenüber der Reichsgewalt auszulegen. Was so der letzteren verloren ging, konnte dem Einfluß der preußischen als der weitaus stärksten unter den verbündeten Regierungen zugute kommen. Und daß von diesem preußischen Einflußgebiet die entscheidende Mitwirkung des Reichstags ausgeschlossen blieb, wurde an den maßgebenden Stellen wohl eben nicht als Nachteil empfunden. Darin liegt die Antwort auf die oft erhobene Frage, ob in der Zeit der Reichsgründung die Zugeständnisse an den Partikularismus nicht hätten vermieden werden können, die sowohl in der Stellung und Konstruktion des an den alten Bundestag anknüpfenden Bundesrats wie im Verhältnis der Reichsgewalt zu den verbündeten Regierungen liegen. Der vielberufene süddeutsche Partikularismus wäre damals sicherlich kein unüberwindliches Hindernis gewesen; der freilich verhüllte preußische Partikularismus war es in der Tat. Der bundesstaatliche Charakter der Reichsverfassung aber kommt in dieser Gestaltung keineswegs zum Ausdruck; sie steht vielmehr gerade mit dem bundesstaatlichen Charakter in völligem Widerspruch. Jene Entstehungstatsachen wirken bis auf die Gegenwart fort. Wenn heute von einem Anwachsen partikularistischer Strömungen namentlich in den Mittelstaaten gesprochen wird, so scheint

Digitized by Google

dies in einem unlöslichen Widerspruch mit dem elementaren nationalen Einheitsgefühl zu stehen, das sich in diesem furchtbaren Kriege bewährt. Jedoch löst sich der scheinbare Widerspruch durch die Erkenntnis, daß sich jene Stimmungen in Wahrheit keineswegs gegen das Reich als den deutschen Staat richten, sondern gegen den beherrschenden Einfluß des preußischen Partikularismus im Reiche.

Reichsmacht und preußische Macht sind nach der tatsächlichen Lage der Dinge nicht voneinander zu lösen; ist die preußische Macht nicht die starke Dienerin der Reichsmacht, so muß sie deren übermächtige Beherrscherin sein. Das aber ist die Verewigung des Partikularismus, das Hemmnis einer politischen Ausgestaltung unseres nationalen Lebens, ohne die die gewaltigen Lasten der Gegenwart und nächsten Zukunft materiell und ideell schlechtweg nicht zu tragen sind.

Daß die oberste verantwortliche Leitung der preußischen und Reichspolitik in einer Hand vereint sein müssen, steht zwar in keiner Verfassungsbestimmung, wird aber dadurch anerkannt, daß man den zweimal arg mißglückten Versuch, die Ämter des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten zu trennen, wohl nicht wiederholen wird. Jedoch ist bei dieser Verbindung tatsächlich die Einwirkung der preußischen Staatsregierung auf die Reichsleitung sehr viel kräftiger als umgekehrt. Denn der preußische Ministerpräsident ist nicht Chef der Regierung und Verwaltung in Preußen, wie es der Reichskanzler im Reiche ist; sondern sein Einfluß wird begrenzt durch die Selbständigkeit der Ressortminister und die Kollegialität des Staatsministeriums. Wie laut und unablässig hat sogar Bismarck über diese zähen Hemmungen geklagt; wenn seine Nachfolger auf solche Flucht in die Öffentlichkeit allgemach verzichtet haben; so ist der Grund wahrlich nicht eine Steigerung ihrer Autorität in Preußen. Andererseits ist der Reichskanzler als solcher unbedingt auf Übereinstimmung mit dem preußischen Staatsministerium angewiesen, ohne die seine Stellung im Bundesrat unmöglich wäre. Der Zusammenhang zwischen der Leitung der Reichs- und preußischen Politik kann in einer der formalen Verantwortlichkeit ent-

Digitized by Google

sprechenden Gestalt nur verbürgt werden, wenn der oberste verantwortliche Staatsmann auf die preußische Regierung den gleichen maßgebenden Einfluß hat wie auf die Reichsleitung; also durch Wiederherstellung des preußischen Staatskanzleramts in Realunion mit dem Amte des Reichskanzlers. Nur so kann auch die konstitutionelle Verantwortlichkeit der Reichsregierung gegenüber dem Reichstage für die Ausführung der Reichsgesetze durch die einzelstaatliche Verwaltung aus einer leeren Fiktion zur Wirklichkeit werden.

Damit hängt die schwere Hemmung zusammen, die sich von jeher für die politische Entwicklung unseres nationalen Lebens aus der Gegensätzlichkeit von Reichstag und preußischem Landtag ergeben hat. Das haben zur Zeit der Reichsgründung die Nationalliberalen sehr wohl erkannt, wenn sie das preußische Wahlrecht in dem einen Satz zusammenfassen wollten: Die in den preußischen Reichstagswahlkreisen gewählten Abgeordneten bilden das preußische Abgeordnetenhaus. Jedenfalls kann nur eine geflissentliche Verkennung des wahren Verhältnisses zwischen dem Reich und Preußen die Behauptung wagen, die Gestaltung der preußischen Volksvertretung sei eine rein preußische Angelegenheit, die das Reich nichts angehe. Sie ist vielmehr eine Lebensfrage für die Entwicklung des deutschen Staates, während es sich bei der gewiß wünschenswerten Beseitigung der mecklenburgischen Kuriosität nur um die Entfernung eines Schönheitsfehlers handeln mag. Daß der bundesstaatliche Charakter der Reichsverfassung davon nicht berührt wird, wurde oben gezeigt.

Die Verkümmerung der Reichsfinanzen durch das zum Vorwand genommene Dogma von der Gefährdung des bundesstaatlichen Charakters wird vermutlich nach dem Kriege den furchtbar harten Notwendigkeiten weichen müssen. Doch im Zusammenhange damit ist neuerdings eine Frage viel erörtert worden, deren Behandlung so bezeichnend ist, daß sie als Paradigma für manche ähnliche Entwicklungsmöglichkeiten dienen kann: die Frage der Reichseisenbahnen. Ob durch eine Vereinheitlichung der Eisenbahnen im Reich wirklich so hohe finanzielle Ergebnisse zu erzielen seien, wie sie

Digitized by Google

der sachkundige Ministerialdirektor Kirchhoff behauptet und andere Sachkundige bestreiten, sei dahingestellt. Das ist wichtig; aber es ist nicht die Hauptsache. Das Staatseisenbahnprinzip führt mit immanenter Logik dazu, daß die Eisenbahnen in die Hand des umfassendsten politischen Gemeinwesens, des Gesamtstaates, also des Reiches, gehören. Unter den Gründen für die Eisenbahnverstaatlichung ist kein einziger, der nicht in weit höherem Maße für das Reich als für die Einzelstaaten spräche. Was sich dem entgegenstemmt, ist einzig und allein das partikularistische Machtinteresse, vor allem Preußens und Bayerns. Und hier wie überall könnte der bayerische Partikularismus leicht und sanft überwunden werden, sobald der preußische Partikularismus überwunden ist. Statt dessen werden die notwendigen Vereinheitlichungen auf den Wegen erstrebt, die einst innerhalb des leblosen deutschen Bundes der preußische Zollverein mit damals berechtigtem Erfolge ging. Daß innerhalb des lebenskräftigen deutschen Staates notwendige Entwicklungen außerhalb und zuungunsten der Reichsgewalt durch partikularistische Sonderbünde unter preußischer Führung erstrebt werden, das ist ein überaus bedenkliches Symptom und eine wirkliche Gefährdung des bundesstaatlichen Charakters der Reichsverfassung.

Das Dasein der Einzelstaaten innerhalb des Reichs, so wie sie sind, ist das Ergebnis unserer politischen Geschichte, und zwar nicht ihrer stärksten Seiten. Die Einzelstaaten entsprechen in keiner Weise der natürlichen Verschiedenheit der deutschen Stämme, sondern sind in dieser Hinsicht willkürliche oder zufällige Bildungen. Die heilsame und notwendige Dezentralisation unseres politischen Lebens ist nicht auf die Einzelstaaten, so wie sie sind, angewiesen; andere und in mancher Hinsicht günstigere Organisationsformen wären denkbar. Indessen ist bei der deutschen Volksanlage das Dasein der Einzelstaaten durch die geschichtliche Eingewöhnung sehr fest verankert. Nur eines ist im Laufe der jüngsten Entwicklung zu überlegener Stärke angewachsen: das nationale Einheitsbewußtsein des deutschen Volkes und damit die Notwendigkeit der politischen

Digitized by Google

Ausgestaltung seines Staatslebens. Und nur wenn mit zwingender Notwendigkeit die Frage verneint werden müßte, ob die Entwicklung des deutschen Staates mit dem Dasein der deutschen Staaten vereinbar sei, käme der bundesstaatliche Charakter des Reiches wirklich in Gefahr.

Kriegslast und finanzielle Leistungsfähigkeit

Von W. Eggenschwyler, Zürich

s sind in jüngster Zeit mehrfach pessimistische Urteile über die Möglichkeit der Kriegsschuldenzahlung ohne schwerste Schädigung des Volksvermögens aufgetaucht, sprach man doch von einer deutschen Gesamtkriegslast von 100 Milliarden, von einem künftigen jährlichen Mehraufwand von 7 Milliarden, *) aus denen bis zum Friedensschluß leicht 10 werden können. Daß solche Ziffern nach der herkömmlichen finanzwissenschaftlichen Auffassung die Tragfähigkeit des Steuerzahlers weit übersteigen, daß es somit zu ihrer Begleichung einer völligen Neuorientierung nicht nur der Steuerpraxis, sondern auch unserer Anschauungen vom Volksvermögen und von den Pflichten des einzelnen dem Staate gegenüber bedarf, ist einleuchtend.

Da ist es denn höchste Zeit, auf einige verhängnisvolle Irrtumsquellen aufmerksam zu machen, die uns bis heute die Leistungsfähigkeit eines wirtschaftlich tüchtigen und opferwilligen Volkes weit unterschätzen ließen. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die neu aufzubringenden Milliarden, deren Zahl den Uneingeweihten erschreckt, in keiner Weise mit den „Milliarden" vor Kriegsausbruch zu vergleichen sind, daß vielmehr die neuen wie die alten Schulden des Reichs und der Bundesstaaten durch die einfache Tatsache der Preissteigerung ungemein erleichtert worden sind.

Eine Mark von heute ist ja — an Kaufkraft — keineswegs mehr dasselbe wie eine Mark vor dem Kriege, sondern, wenn wir den allgemeinen Preis-

*) Mit dem Steigen der Güterpreise erhöhen sich all diese Ziffern automatisch. So wird in einer Artikelserie der „Köln. Ztg." von Anfang März der Mehrbedarf des Reichs während der ersten Friedensjahre (einschließlich Retablierungskosten, Entschädigungen usw.) auf 13 Milliarden, abzüglich der durch Anleihen zu deckenden produktiven Anlagen auf 8—9 Milliarden geschätzt; auch dies keine unerschwingliche Summe, nachdem bekannt wurde, daß die englischen Staatseinnahmen bereits im am 31. März abgeschlossenen Finanzjahr 573,5 Millionen Pfund, also über 11,5 Milliarden Mark, betrugen.

Digitized by Google

durchschnitten glauben dürfen, noch knapp die Hälfte. Das Volksvermögen, materiell in manchen seiner Bestandteile um 50 und mehr Prozente reduziert, stellt, in Mark und Pfennig ausgedrückt, heute einen weit bedeutenderen Betrag dar als vor dem Krieg! Damit ist zwar für die Nation wenig gewonnen, wohl aber für den Fiskus, dessen Schulden eine der verminderten Kaufkraft des Geldes entsprechende Verringerung erfahren haben — Verringerung, die aber wieder rückgängig gemacht würde, wenn die Warenpreise vor der Schuldabtragung auf ihr anfängliches Niveau zurücksinken sollten! Es ist mit anderen Worten dem Staate nicht genug anzuraten, seine Schulden zur Zeit der höchsten Preise abzutragen, da sie sich im Falle eines künftigen Preisfalls automatisch um 50 und mehr Prozent erhöhen müßten! Es ist in der Tat eine bekannte Tatsache, daß allgemeine Preisaufschläge den mit fremdem Gelde arbeitenden Unternehmer auf Kosten seines Gläubigers bereichern, während umgekehrt allgemeine Preisfälle, während deren der Geldwert wieder steigt, dem Gläubiger nützen und den Schuldner um seinen Verdienst bringen. Genau in dieser Lage befindet sich aber der größte heutige Schuldner, der Staat: auch seine Last wird durch die Entwertung der Geldeinheit abnorm erleichtert (was u. a. im reichlicheren Fließen aller Staatseinkünfte zur Zeit der Hausse zum Ausdruck kommt), wird aber in Zukunft mit um so ernsteren Schwierigkeiten zu kämpfen haben, je mehr die Preise wieder fallen.

Entgegen einer allgemein verbreiteten Ansicht wird also ein Großstaat unmittelbar nach dem Kriege (wo die Preise voraussichtlich noch steigen werden) an einem Budget von 10 Milliarden nicht schwerer zu tragen haben, als zuvor an einem solchen von 5. Denn zweifellos wird in den ersten Friedensjahren das Preisniveau fast überall etwa 150 % höher stehen als vor Kriegsausbruch. Selbst wenn wir also eine reale Verminderung des Volksreichtums von 20 % annehmen, so wird derselbe für die (nominell) doppelte Steuerlast mit derselben Leichtigkeit aufkommen wie vor dem Krieg für die einfache!

Aber noch andere Umstände machen eine verhältnismäßig leichte Abtragung der Kriegsschuld, eine wesentlich erhöhte Tragfähigkeit des Steuerzahlers nach Friedensschluß wahrscheinlich. So die durch den Krieg bewirkte Konzentration der Vermögen und die leichtere und ausgiebigere Erfassung der großen Vermögen gegenüber den kleinen. Schon heute meldet die Statistik, wie man weiß, eine auffallende Ergiebigkeit der preußischen Einkommensteuer, was wir wohl hauptsächlich dem Umstande verdanken, daß die leicht erfaßbaren festen Einkommen durch den Krieg eine starke Vermehrung erfuhren (die Verheimlichung also schwieriger ist), und daß durch den sinkenden Geldwert das Existenzminimum sowie die Mindestansätze für jede Steuer-

Digitized by Google

klasse eine abnorme Reduktion erfuhren, indem der Mann mit gleichbleibendem Realeinkommen fast regelmäßig in eine höhere Steuerklasse aufrückte!

Auch im weiteren Verlaufe des Krieges und während der ersten Friedensjahre dürfte der Fiskus aus dieser einfachen Tatsache der Geldentwertung noch manchen Vorteil ziehen, der aber unvermittelt aufhören wird, sobald der Preisaufschlag sein Ende erreicht und die Kaufkraft der Geldeinheit wieder wächst.

Auch daran ist kaum mehr ein Zweifel möglich, daß der Krieg unsere finanzpolitischen Grundsätze einer tiefgreifenden Umwertung unterziehen wird. Speziell die konsequente Unterscheidung zwischen produktivem und unproduktivem Reichtum, zwischen notwendigem und überflüssigem Aufwand ist es, die fortan unter den Grundsätzen der Besteuerung einen Ehrenplatz verdient. Der Krieg hat uns ja gewissermaßen erst recht zum Bewußtsein gebracht, wie vieles von unserem privaten Aufwand wir in Wirklichkeit entbehren können, ein wie hoher Bruchteil der nationalen Arbeit im Grunde unproduktiven, weil leicht entbehrlichen Zwecken galt. Ebenso folgenschwer ist aber die Unterscheidung zwischen verdientem und unverdientem Reichtum, die sich auch erst jetzt in die finanzwirtschaftliche Theorie Eingang verschafft. Bisher war man nur zu geneigt, produktive und unproduktive, sozial nützliche und nutzlose Leistungen über einen Kamm zu scheren, vom verdienten und unverdienten Reichtum denselben Tribut zu fordern. Das wird fortan aufhören. Schon zeigen sich die Großstaaten entschlossen, den unnützen Aufwand im Zoll- und Steuerwege fortan in ganz unvermuteter Weise zu belasten.*)

Gerade in der Spannung zwischen dem sozial unentbehrlichen und dem wirklich stattfindenden Arbeits- und Güterverbrauch sind aber zweifellos noch zahlreiche Milliarden aufgespeichert, die der Staat mittels sukzessiver Vervollkommnungen des Steuerwesens größtenteils an sich ziehen könnte. Der Krieg hat uns erkennen lassen, daß nur ein relativ geringer Bruchteil aller in einem Gemeinwesen verrichteten Erwerbstätigkeit der Stillung primärer Bedürfnisse dient und daß er sich durch arbeitsparende Maschinen, durch Zusammenlegung der Betriebe, Vereinfachung des Zwischenhandels,

*) Vorbildlich darf in dieser Beziehung die neuere englische Steuerpolitik mit ihrer drakonischen Belastung des entbehrlichen Konsums (Zucker, Tee, Getränke, Schmuckwaren usw.) und der hohen Einkommen (maximal 42½% statt früher 12½%, außer einer nunmehr 60prozentigen Kriegsgewinnsteuer) genannt werden. Auch das letzte Steuerbukett Ribots brachte in dieser Beziehung (soweit es durchdrang) viel Bemerkenswertes. Leider scheinen in Deutschland einer ähnlich durchgreifenden Reform außer der zersplitterten Fiskalgewalt Parteirücksichten entgegenzustehen. Und doch wäre ihrer Verwirklichung der gegenwärtige Augenblick zweifellos günstiger als jeder Zeitpunkt nach dem Kriege!

Digitized by Google

organisatorische Reformen aller Art noch erheblich verringern ließe. Wir müssen nur bedenken, ein wie großer Prozentsatz aller industriellen und kommerziellen Tätigkeit in Wirklichkeit auf unnütze Rivalität, auf Kampf unter Mitbewerbern hinausläuft, wie sehr sich z. B. die Zahl der Schenken, der Krämerläden, der Presseerzeugnisse, Buchverlage, ja der Kirchen, Schulen, Vergnügungslokale ohne Nachteil für die Gesamtheit verringern ließe. Überall, wo solche Verhältnisse vorliegen, ist auch Raum für ein kostensparendes Monopol und somit für neue, die Preise nicht notwendig erhöhende Staatseinkünfte. Bisher stand der Verwirklichung solcher Monopole die Macht der vereinigten Handels- usw. Interessenten, sowie die Schwierigkeit, diese Leute neuzubeschäftigen, gegenüber. Nun, da der Krieg von sich aus Handel und Gewerbe zu einer großartigen Konzentration und Zusammenlegung gezwungen, viele Betriebe lahmgelegt, Erwerbstätige arbeitsunfähig gemacht hat, hat sich der Weg für eine durchgreifende Monopolbildung (wenn möglich unter ständiger Mitwirkung privaten Unternehmertums) seltsam geebnet.*)

Aber auch darüber hinaus wird sich der Staat zu einer weitgehenden Differenzierung zwischen notwendigem und Luxusaufwand, zwischen verdientem und unverdientem Reichtum entscheiden müssen. Was die Volkswirte vor dem Krieg über die produktionsfeindliche Wirkung hoher Steuern und Zölle aussagten, das gilt — mit geringen Einschränkungen — für den produktiven und verdienten Reichtum. Niemand wird sich in der Tat mit der Aussicht, die Hälfte seines Gewinns an den Staat abgeben zu müssen, so anstrengen wie zuvor. Allein der „unverdiente", vor allem der ererbte Reichtum ist theoretisch „taillable et corvéable à merci", sozusagen unbeschränkt besteuerbar. — Dasselbe gilt natürlich von Konjunkturgewinn und unverdientem Wertzuwachs, auf deren Ergiebigkeit nach dem Krieg aber nicht stark zu rechnen ist. Natürlich müssen von diesem Standpunkt auch die Ausgaben für unentbehrlichen Lebensunterhalt und für Kindererziehung als produktiv betrachtet, also in hohem Maße von Abgaben befreit werden. Die entbehrlichen Ausgaben der oberen und unteren Klassen sind zahlreich genug, um auch für diesen Ausfall aufkommen zu können.

*) S. in diesem Sinne Jastrow, „Wirtschaft und Verwaltung nach dem Krieg" im 5. Kriegsheft des „Archives für Sozialwissenschaft" usw. Verfasser sieht als künftige Hauptfinanzquelle die Anerkennung privater Monopole unter der Bedingung weitgehender steuerlicher Belastung voraus. Dieselbe werde deshalb eine große Rolle spielen, weil die gesetzliche Regelung der Kartelle, Trusts usw. aus sachlichen Gründen nicht länger zu umgehen ist. In ähnlichem Sinne neuerdings Lansburgh („Die Bank", Februar und März 1917) und A. Hollósy, „Mehrproduktion und Valuta" im „Weltmarkt" vom 12. März.

Digitized by Google

Die Saat

Von Franz Groebbels (im Felde)

Es war einmal eine arme Gemeinde.

Lauter ganz alte Leute, friedfertige Frauen und zarte Kinder.

Denn die wehrhaften Männer waren alle hinausgezogen in den Krieg. Und als das neue Jahr anhub und die Schneeglöckchen blühten hinten im Walde, da rief der Älteste die alten Männer zusammen und sprach: „Wir sind arm und alt. Wie sollen wir das Geld aufbringen zur Aussaat, so wir brauchen?“

Und sie berieten lange untereinander.

Die Frauen aber beteten still in ihrer Kammer.

Und die Kinder spielten Krieg.

Und in der Nacht, da bröckelte es leise von den Äckern und lösten sich die schlichten grauen Schollen und wuchsen und wuchsen. Und als die zwölfte Stunde gekommen war, da waren aus den schlichten grauen Schollen viele schlichte graugekleidete Heimatsöhne geworden, und jeder hielt seinen Helm umgekehrt wie ein Gefäß in Händen.

Da sprachen die Felder und die Obstgärten und die Weinberge:

„Was habt ihr in euren Helmen?“

Und die Männer erwiderten: „Die Saat, die nottut.“

Und griffen hinein, und es waren ihre roten zuckenden Herzen, und sie streuten sie über die Felder, die Obstgärten und die Weinberge.

Dann sanken sie in die Erde zurück, woher sie gekommen waren.

Und als es Frühling geworden war und die Amsel sang vorne im Garten, da sprach die Gemeinde: „Es ist ein Wunder geschehen um und um. Unsere Felder und Gärten und Weinberge blühen, ohne daß wir sie bestellt haben.“

Es war aber in den Herzen die goldene Treue gewesen, die wuchs jetzt als goldener Halm nach oben.

Und es war darin gewesen die rote Liebe.

Die blühte jetzt auf als Mohn im Felde, als dunkle Traube am Weinstock und als rotbäckiger Apfel.

Und es hatte darin gewohnt der blaue Glaube.

Der stand jetzt als Ehrenpreis und Kornblume zwischen den Halmen, und die Kinder kamen und pflückten und freuten sich.

Und als es Sommer geworden war und die weißen Wolken wie Träume über den Himmel zogen, rief der Älteste wiederum die alten Männer zusammen und sprach: „Wir sind arm und alt. Wir haben keine Sensen und

Digitized by Google

keine Hände, zu schneiden und zu sammeln, was das Jahr uns schenkte. Was sollen wir tun?"

Und sie berieten lange untereinander.

Die Frauen aber beteten still in ihrer Kammer.

Und die Kinder spielten Krieg.

Und als es Nacht geworden war, da bröckelte es leise von den Äckern und lösten sich die Schollen und wuchsen und wuchsen. Und um die zwölfte Stunde standen die schlichten graugekleideten Heimatsöhne wieder auf den Feldern, und jeder hatte sein Schwert mitgebracht.

Und sie mähten damit die Halme und banden sie, und sie schnitten damit die Frucht und sammelten sie von den Zweigen.

Aus ihren Augen aber tropften dabei still Tränen des Heimwehs, fielen auf Garbe und Frucht, und der Halm und der Apfel und die Traube tranken sie ein.

Dann sanken die Männer in die Erde zurück, woher sie gekommen waren.

Am anderen Morgen aber sprach die Gemeinde: „Es ist ein Wunder geschehen um und um. Unsere Felder und Obstbäume sind geerntet und die Traube liegt bereit im Bottich."

Und die Männer lächelten vor Freude.

Und die Frauen dankten Gott.

Und die Kinder holten sich Halme, Äpfel und Trauben und spielten damit Krieg.

Der Most und der Wein aber waren in diesem Jahr schwerer und süßer als je.

Und das Brot köstlich und herrlich gewürzt mit dem Salze, das es aus den Tränen in sich gesogen hatte.

Die Flüchtlingsfürsorge in Elsaß-Lothringen

Vom Flüchtlingskommissar Pfarrer Klein, Weißenburg i. E.

Der elsaß-lothringischen Regierung ist durch die Räumung einer Reihe von Ortschaften, die in der Front oder unmittelbar hinter ihr, also noch im Bereich schwerer Geschütze liegen, eine Aufgabe erwachsen, der sie durch die Organisation der Flüchtlingsfürsorge gerecht zu werden sucht. Es gibt etwa 50 000 Heimatlose, die einst im Schatten der Vogesen wohnten und jetzt durch das Elsaß, Baden, Württemberg, die Pfalz, Preußen verstreut sind.

Digitized by Google

Entwurzelte, gewaltsam und plötzlich aus dem Heimatboden gerissene 50 000 Menschen, vom Achtzigjährigen bis hinab zum zwei Monate alten Säugling. Landwirte, die Scholle und Altväterhaus, Altväterart verlassen mußten; Textilarbeiter, die vom fünfzehnten Jahr ab an der Maschine standen! Das sind unsere Flüchtlinge. Sie zogen aus, ohne Habe, in einem Handbündel den Rest dessen tragend, was ihnen einmal gehörte — ärmer als die Bettler, so kamen sie. Und ihre Not rief aus allen Gauen Süddeutschlands nach Hilfe nicht nur, sondern danach, daß ihnen auf Jahre hinaus der Aufenthalt im Elend erträglich würde.

Es wäre der Fürsorge für unsere Flüchtlinge mancher Umweg erspart geblieben, wäre von Anfang an ein festes Programm, ein Mobilmachungsplan der Flüchtlingsfürsorge dagewesen. Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß es solch einen Plan nicht gab. Die Not kam über das Land wie ein Sturzbach; so wenig waren wir vorbereitet, daß wir an alles eher denken konnten als an ein Programm. Wir mußten froh sein, wenn wir den stürzenden Strom erst einmal eindämmten. Monatelang drängte ein Transport den andern, und ganz allmählich erst, als die Wasser sich verliefen, als die erste Bestürzung und anfängliche Unsicherheit einer gewissen Stetigkeit der Verhältnisse Platz machte, wurde so etwas wie ein Programm sichtbar. Heute sieht so vieles einfach aus, was im Anfang uns verwirrte, und anderes, daran vor anderthalb Jahren kein Mensch dachte und denken konnte, fordert heute Kraft und Leitung. Das ist aber etwas fast Neues, daß eine große Arbeit die Gesetze, nach denen sie zu geschehen hat, aus sich heraus vor die hinstellt, die ihr sich verpflichtet fühlen müssen. Und es ist reizvoll, einen Neubau zu schaffen, der ganz und gar den Bedürfnissen entspricht, die ihn notwendig gemacht haben. Bemerkenswert ist hierbei, daß es sich um eine staatliche Fürsorge handelt. Die elsaß-lothringische Verwaltung hat den Beweis erbracht, daß sie ohne Pedanterie und ohne sich an Vorbilder anlehnen zu können, völlig aus den Notwendigkeiten heraus eine Organisation zu schaffen gewußt hat, die sich bewährt und der Aufgaben, auch wenn immer wieder neue aufstehen, Herr wird.

* * *

Daß es nicht allzu leicht war, dem Landwirt, der in irgendeine Industriegegend verschlagen wurde, oder dem Textilarbeiter, der in einem Bauerndorf Arbeit fand, die entsprechende Arbeit zuzuweisen, leuchtet ohne weiteres ein. Das hat aber manche sonst nicht leicht zu schaffende Annäherung beider Gruppen mit sich gebracht. Der Bauer stand an der Maschine monatelang. Die Weberin legte Kartoffeln oder lernte Gartenarbeit; der Industriearbeiter ist ein wenig Bauer geworden. Wir sind mit diesem Nebenertrag unserer

Digitized by Google

Flüchtlingsarbeit nicht unzufrieden und hoffen, daß sie im Frieden einmal ihre Frucht weiter tragen wird.

* * *

Der Elsässer ist einer der bodenständigsten deutschen Stämme. Diese Bodenständigkeit ist deutsches Mal an seiner Stirne. Alemannisches Erbe. Wie viel Heimweh ist in unseren Flüchtlingen! Davon ahnt nur der etwas, der ihnen stammverwandt ist, ihren Dialekt spricht und etwa in Witzenhausen oder Bitburg oder Hanau zu einer elsässischen Flüchtlingsfamilie kommt: „Güete Nowe bisamme!" Man muß beim Abschied die Alten in Tränen gesehen oder am Krankenbett eines Siebzigjährigen die Klage gehört haben: „Wann i starb, wann i in der Framde starb!" Der Ruf nach der Heimaterde, die von Granaten umgepflügt ist! Die hundertfältige Frage vergesse ich nicht, die Frage nach dem Dorf am Hang des Hartmannsweiler Kopfes, im Münstertal, an der Schweizer Grenze; die Frage nach dem väterlichen Hof; und nicht das Abschiedswort: „Namme-n-uns mit!"

Und doch: da und dort sprechen unsere dunkeläugigen und schwarzhaarigen Mädels aus dem Oberelsaß ein niedliches „Schwowedütsch" oder antworten auf die Frage, wie es ihnen gefällt: „Janz jut!" Und es wiederholt sich die Geschichte vom Reservemann, der heimkommt und zwei Tage lang seinen Heimatdialekt nur noch kann, wenn er — fensterlt!

Das ist nicht schlimm, erinnert uns aber daran: sie sollen ihrer Heimat erhalten bleiben. Darum wird der Zusammenhang mit ihnen möglichst gepflegt, und die Fahrten der Heimatpfarrer, meine eigenen Fahrten zu unseren Flüchtlingen haben uns oft genug den Beweis erbracht, wie sie selbst uns das danken. Daß sie warten müssen, immer wieder, von einem Frühjahr zum anderen warten, bis ihnen die Wege nach Hause freigegeben werden können, stärkt vielleicht am meisten ihr Heimatgefühl und läßt sie die Berge nicht vergessen, in deren Schatten sie geboren sind.

Damit soll nicht dem Partikularismus das Wort geredet werden. Partikularisten waren diese Leute eigentlich nie. Aber es bleibt doch auch heute von Wert, daß der Einzelne sich seines Einzelwertes bewußt bleibt oder werde, und unsere Flüchtlinge werden erst erkennen, daß sie „draußen" etwas gewonnen haben, wenn sie wissen, was ihnen daheim an Engem und Weitem eigen war.

Der erste Ruf unserer Heimatlosen ging natürlich nach Brot und nach einem Dach. Die wirtschaftliche Not schrie zunächst nach Abhilfe. Da mußte denn die Tür gesucht werden, die den Flüchtlingen sich öffnete — im Winter 1915 — und die Hand, die ihnen das Brot brach. Die Tür fand sich und die Hände. Die Tausende strömten in badische und elsässische Dörfer und wurden dort einquartiert. Sie waren seelisch und körperlich müde und

Digitized by Google

verlangten nach nichts anderem zuerst als nach einem ruhigen Winkel und einem Bissen Brot, nach ein wenig menschlichem Mitempfinden und — nach Ruhe. So saßen sie und träumten zu den Bergen hin, zu den Dörfern, die im Granatenhagel lagen, und warteten auf den Tag der Heimkehr. Aber nicht ihnen allein erschien der Zustand der Heimatlosigkeit als ein vorübergehender. Damit rechnete auch die Behörde, die inzwischen Transport auf Transport unterzubringen hatte und darum nichts weiter zu tun vermochte, als die Mittel sicherzustellen, welche die Unterbringung der Flüchtlinge möglich machten.

Aber allmählich, als die Wochen und Monate hingingen, konnte das Provisorium nicht mehr genügen. Es fehlte den „Fremdlingen" ein Zwiefaches: der Familienzusammenhang und die Beschäftigung. Kinder hatten keine Eltern, Eltern keine Kinder mehr — und auf Almosen angewiesen zu sein, tut auf die Dauer nicht gut. So mußten die einzelnen Familien wieder selbständig gemacht werden und den Arbeitsfähigen Arbeit gesucht werden. Ein hart Stück Arbeit war das — und sie ist noch nicht restlos getan. Sie war aber notwendig, sollten die Flüchtlinge nicht sozial verkommen. Vorbedingung war die Fixierung eines nach der Kopfzahl der Familie gestaffelten Einkommens, das der einzelnen Familie sichergestellt werden mußte. Es bewegt sich zwischen 55 ℳ für eine einzelne Person und 200 ℳ für eine zehnköpfige Familie. Die Beträge sind an sich nicht gering, aber sie sind leicht zu steigern, wenn in Betracht gezogen wird, daß alle Nebeneinkommen aus Renten und sonstigen Unterstützungen nur mit einem Teilbetrag angerechnet werden, und daß der Flüchtling, der arbeitsfähig ist, es in der Hand hat, sein Einkommen wesentlich zu vermehren. Wenn für eine fünfköpfige Familie ein Einkommen von 144 ℳ vorgesehen ist und zwei arbeitsfähige Mitglieder der Familie monatlich 150 ℳ verdienen, könnte die Rechnung einfach dahin lauten: da das Einkommen durch Eigenverdienst erreicht wird, fällt die Unterstützung weg. Nun stehen aber unsere Flüchtlinge wirtschaftlich und sozial in viel engeren Schuhen als andere Leute: sie haben nichts oder nichts Nennenswertes, das ihnen eigen ist. Und sie arbeiten in fremder Umgebung mit weniger Freudigkeit als der einheimische Arbeiter; und ihre Arbeitsfreudigkeit soll angeregt werden dadurch, daß ihnen nur etwa 60 % ihres tatsächlichen Verdienstes auf ihre Unterstützung angerechnet werden. Das Rechenexempel lautet demnach so: 150 ℳ Verdienst mit 60 % angerechnet = 90 ℳ. 144 ℳ — 90 ℳ = 54 ℳ. Diese 54 ℳ werden an Unterstützung weitergezahlt. Die fünfköpfige Familie bezieht also ein Einkommen von 204 ℳ im Monat. Aber unsere Flüchtlinge genießen außerdem eine Reihe von Nebenvergünstigungen und sind wirtschaftlich in weit besserer Lage als etwa beschäftigungslose Textilarbeiter.

Digitized by Google

Drei Gedichte

Von Wilhelm Schuſſen

Föhnglanz

Sturmwolken verlohen am Hügelzug.
Zu wunderſamem Augentrug,
Zwiſchen Schatten grell geſchoben,
Erſteht ein Dorf, vom Gold gehoben,
Wie eine Inſel des Lichts.
Und wenn ich auch weiß, daß ins Nichts,
Ins Schattendunkel
Wieder ſinkt das Sonngefunkel:
So fällt doch wie Glanz aus ewigem Meer,
Aus dem das Licht und alle Hoffnung ſtrömen her,
So fällt doch dieſer magiſche Schein
Wie ein Unterpfand mitten aus dem Sturm in meine Seele herein.

Sommer

Wo da und dort ein Schmetterling
Entſteigt der Blumen Feſtvereinen,
Die die wilden Bienen küſſen,
Liegt die Luſt als Sonnending.
Jetzt ſollte man nichts beweinen,
Nichts bereuen und nichts erbangen müſſen,
Dann könnte man einmal glücklich ſcheinen.

Mondnacht

Schweigenden Mondes ruhender Glanz
Auf blauendem Grund,
Glitzernder Sterne endloſer Kranz,
Gebt mir eure Antwort kund!

Schweigenden Mondes ruhender Schein,
Friede rundum,
Hüllet mich ein,
Machet alle meine Ziele ſtumm!

Digitized by Google

Kein Universalmittel

Es gibt kein Universalmittel, das allein den Erfolg im großen Völkerringen verbürgt. Die Gewißheit des praktischen Erfolges liegt in einer resultierenden verschiedener Kraftkomponenten. Für den abstrakten, moralischen Erfolg mögen als Universalmittel immerhin die Zuversicht in die eigene Volkskraft, Selbstvertrauen, Rechtsbewußtsein und das Vertrauen in die bewährte Leitung gelten, der praktische Sieg wird bei einem Krieg, der nicht nur auf militärischem Boden, sondern auch auf wirtschaftlichen, politischen, finanziellen und sozusagen auf allen Gebieten ausgekämpft wird, immer das Resultat verschiedener Posten sein.

Wer das richtig erfaßt, wird allein vor Enttäuschungen, Niederschlägen und Entmutigungen gefeit bleiben. Der U-Bootkrieg, der so erfolgreich angesetzt hat, so daß ihm auch auf feindlicher Seite Ernst und Wirkung nicht abgesprochen werden können, kann allein auch nicht die Entscheidung bringen. Er ist einer der Kraftkomponenten wie der Landkrieg, der Durchhaltungskampf der Heimat es sind, die zusammen den Erfolg ergeben sollen. Eine wichtig wie die andere, jede der bis aufs äußerste gehenden Spezialisierung bedürftig. Keine ein Universalmittel.

Es ist nötig, daran zu erinnern, weil eine übertriebene Vorstellung von der Alleinwirkung eines Mittels das klare Urteil der breiten Massen beeinträchtigen und eine schädliche Lässigkeit bezüglich der anderen Mittel, vor allem in der täglichen Verantwortung, zur Folge haben könnte.

Nur ein Zusammenwirken, und zwar auf weitgetrennten Spezialgebieten, kann uns die erhoffte Entscheidung bringen.

Unsere U-Boote mögen, wie wir erwarten, nicht nur die Widerstandskraft des zähen Englands vermindern, sondern auch die überseeische Zufuhr der Kriegsmittel für die Entente empfindlich abschwächen, dem Irrglauben, der sich vielfach in unseren Mitten breitmacht, als sei damit das Kriegsende zu einem ganz nahen Zeitpunkt gerückt, muß entgegengetreten werden. Ohne den geringsten Kleinmut, aber aus Wahrung des ungetrübten Urteils und zur Stärkung des Widerstandes und der Kraftäußerungen auf den anderen Gebieten, die den Krieg mitführen.

Unsere Interessen an den Erfolgen der Flotte dürfen jenes an den wichtigen Bestrebungen auf den Landkriegsschauplätzen, den Stellungskrieg in einen Bewegungskrieg zu wandeln, den Anstrengungen, die für uns günstige Kriegslandkarte mit äußersten Kraftmitteln festzuhalten, ebensowenig in den Hintergrund schieben als das Interesse daran, unser Volk vor Ernährungssorgen um jeden Preis zu schützen. In der Erkenntnis der gleichen Wichtigkeit aller dieser Faktoren liegt die entscheidende Kraft, deren wir bedürfen.

Für den U-Bootkrieg war von fachlicher Seite von vornherein eine längere Wirkungsdauer als conditio sine qua non des Erfolges vorgesehen, auch wohl niemals an die Bedeutung eines Universalmittels gedacht. Der Volksmund hat da rasch den Begriff von sofortiger Aushungerung Englands geprägt, die nicht zutreffen kann. Das zähe Engländertum so einzuschätzen, daß es nicht durch einige Zeit das aushalten werde, was wir nun schon so lange mutig tragen, hieße doch leichtfertig urteilen.

Dazu tritt noch, daß die Regierung in England es weit leichter hat, Politik über die Köpfe des Volkes

Digitized by Google

hinweg zu machen als anderswo. So sehr es eine Anomalie scheint, nimmt nirgends das Volk in dem parlamentarischsten Land der Erde, dem britischen Reich, so wenig Einfluß auf die auswärtige Politik der Regierung als eben in England.

Solange also die Lords und die Londoner Citygrößen nicht tatsächlich hungern, wird England nicht leicht friedensmürb.

Mit Ruhe und richtiger Einschätzung der erforderlichen Zeitdauer für die Wirkungen wird man, mit Fallenlassen der Idee des Universalmittels, an dem Vertrauen und der Zuversicht in den Enderfolg — nichts einbüßen, dagegen den eigenen Pflichtenkreis fester ausfüllen.

W. S.

Georg Simmels „Rembrandt“ *)

Es gibt Denker, deren Erleben der Dinge so stark ist, daß sie immer den überfachlichen Belang ihrer Untersuchungen erweisen. Sie bleiben nicht innerhalb der irgendwie willkürlich abgesteckten Grenze ihres Sondergebietes. Wenn man den Philosophen *nicht* als denjenigen Mann ansieht, der zeitlos gültige Gesetze aufzuzeigen hat, sondern ihn als den Forscher erkennt, der das aufnehmende und reagierende Organ für die Ganzheit des Seins hat — dann ist *Georg Simmel* freilich einer der größten Philosophen.

In seinem neuen Buch, einem „kunstphilosophischen Versuch“, in dem er die Summe Rembrandt zu erfassen sucht, stecken wieder alle für diesen Philosophen bezeichnenden Formen der Haltung und der Methodologie. Nichts ist auf die sonst gerade bei der kunstwissenschaftlichen Betrachtungsweise häufige Einzelerforschung gerichtet. Immer ist die Ganzheit gesehen. Aber es ist das Verdienst dieses Buches, daß es allen Gefahren grundsätzlicher Einstellung begegnet. Simmel gefährdet nie das Erlebnis der Kunst. Wo er die Wesenheit des Porträts und besonders des Rembrandtschen erklärt; wo er die Individualistik dieses Malers aufweist und das besondere Wesen des Lichtes bei ihm; wo er in der ganzen Bewegung auf die Malerei und von der Malerei her zu Resultaten allgemeiner Art kommt, nie tut er dem Kunstwerk als schlechthin einmalige Tatsache etwas zuleide. Das Ganze des Kunstwerks wird als Dasein und Erlebnis vorausgesetzt, und auf dieser Voraussetzung baut der Philosoph ein Gebäude von tiefster Deutung und Bedeutung auf. Und eine neue wesentliche Aufgabe der Philosophie wird ersichtlich: die nämlich, von dem Einzelding, einem Maler, einem Dichter (wenn man an sein Goethebuch denkt) oder dem Geld (wenn man seine soziologischen Theoreme ins Auge faßt) die Tangenten anzulegen an die letzten geistigen Zusammenhänge und Tiefen überhaupt. Deshalb wird dieses Buch für den Kunsthistoriker vielleicht nicht viel besagen: weil es keine neuen Bilder Rembrandts entdeckt hat, keine Stilbestimmung gibt und überhaupt die handwerkliche Wissenschaft nicht fördert.

Aber für alle anderen ist es ein bedeutsames Erlebnis, weil hier ein großer Maler (das, was wir immer fühlten) nicht mehr lediglich mit der Begrifflichkeit der Kunstgeschichte gesehen wird, sondern in geistigen Zusammenhängen größter Tragweite

*) Rembrandt, von Georg Simmel, bei Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

erscheint. Dieses Buch hat das Wesen aller großen Bücher: es erschöpft innerhalb seiner Grenze alle Möglichkeiten und weist dennoch über sich hinaus. So wird uns zwar das Wesen des Rembrandtschen Porträts ersichtlich (das als die Lebensvergangenheit im Bilde bezeichnet wird), die spezifische Religiosität und das ewige und große Wunderwerk Rembrandtscher Kunst, die Lichtverteilung, ersteht; so wird jedes einzelne Bild des Malers durch manchmal ganz nebensächliche Hinweise charakterisiert und gewertet — aber so sehr im einzelnen eine Fülle tiefen Verstehens für das Wesen der Malerei ersichtlich ist, das, was den Wert des Buches ausmacht, ist eben, daß die philosophischen Begriffe hier aus ihrer eigenen Gesellschaft heraustreten. Das Rüstzeug der Philosophie erweist seine Gültigkeit am Gegenstand einer anderen Disziplin. Die Dinge eines anderen Gebietes werden gleichsam in den „philosophischen Adelsstand" erhoben.

Die Skepsis gegen dieses Buch kann von zwei Seiten kommen: einmal kann der Kunsthistoriker behaupten, man könne mit der philosophischen Begrifflichkeit nicht einen Maler in seiner Einzelheit und Ganzheit erfassen; dann aber kann man jenes merkwürdige Gefühl, mit dem man jedes Simmelsche Buch aus der Hand legt, und das man vielleicht den relativistischen Katzenjammer nennen könnte, gegen den Autor vorbringen und sagen, daß dieses Buch eben nur einen unter vielen Gesichtspunkten festhält, eine Methode neben vielen anderen.

Mir will aber scheinen, daß der Grundwert und die Bedeutsamkeit des Buches auch dem Einwand relativer Gültigkeit sieghaft begegnen kann.

Norbert Einstein

Der Judenroman eines Lappen

Immer wieder findet das jüdische Schicksal neue Formung. Nicht nur um des breiten jüdischen Leserkreises und der zeitgeschichtlichen Aktualität des Problems willen. Die immanente Tragik des jüdischen Schicksals schreit geradezu nach Gestaltung.

Der Lappe Matti Aikio hat in seinem Roman „Der Sohn des Hebräers" (München, Georg Müller), den Niels Hoyer in ein sehr schönes Deutsch übertragen hat, von neuem künstlerische Bewältigung des tragischen Judenschicksals versucht. Mit dem Juden verband den lappischen Dichter dieses: Fremdrassigkeit inmitten einer germanischen Umwelt, Ewig-Fremdsein in Europas Temperament, Paria-Schicksal seines kleinen Volkes. Aus diesem Zwiespalt zwischen nationaler Eigenart und fremder Umwelt erwächst das Leid des Juden David Hesmon.

So schildert Matti Aikio das herbe Einsamsein des Lappen unter der Maske des Juden. Aber die jüdische Tragödie formt er nicht. Denn diese ist nicht nur Tragik äußeren Geschickes, sondern inneren Zwiespalts der Seele. Die einfache Natur David Hesmons hat nichts von jüdischer Zerrissenheit. Nichts von dem jüdischen Widerstreit verfeinerter Nerven und harten Intellektes, verlangender Glaubenssehnsucht und zersetzender Zweifel. Die tiefsinnige Legende vom ewigen Ahasver erfaßt das Judenschicksal viel abgründiger, erfaßt es von seiner inneren Seite: nicht Bedrängung der Umwelt, sondern ewig unerfüllte Unrast der eigenen Seele zeugt hier die Tragödie des Juden.

Es wird heute so unendlich viel über Jüdisches geschrieben. Und doch immer nur von zwei Polen aus: mit Bitterkeit oder mit Sentimentalität.

Digitized by Google

Wann wird uns endlich die große Ahasver-Dichtung geschenkt werden, die herb und innerlich genug ist, der immanenten Tragik des Juden künstlerische Gestaltung zu geben? Soviel scheint mir gewiß: nie wird sie ein Jude schaffen können, dem die brennende Wunde dieses Leides noch zerstörerische Qual ist; nur einer, der die ewige Wanderschaft der jüdischen Seele überwunden und Heimat des Glaubens und Wirkens gefunden, kann die Tragödie des Juden gestalten aus wissendem Mitgefühl.

Max Fischer

Die Zukunftsaufgabe des Postschecks

Über die Notwendigkeit, auch in Deutschland den bargeldlosen Zahlungsverkehr weit mehr als bisher zu pflegen, ist in den letzten Monaten so viel geschrieben worden, daß es wohl manchem allmählich zu viel geworden ist, besonders da ja die Frage an und für sich scheinbar außerordentlich einfach ist: wenn wie bisher vorwiegend in Bargeld bezahlt wird, so muß man in ungebührlicher Weise entweder das Metallgeld oder aber neuerdings die Banknoten der Reichsbank in Anspruch nehmen. Beides ist volkswirtschaftlich gefährlich, denn das Hartgeld braucht die Reichsbank, um die Banknoten sicherzustellen, und ein allzu großer Umlauf in Banknoten gefährdet wiederum die entsprechend sichere Deckung, macht gegenüber dem Ausland einen sehr ungünstigen Eindruck, drückt auf unsere Valuta und damit indirekt auch auf die ganze Warenpreisbewegung. Dies ist der volkswirtschaftliche Vorteil. Für den Einzelnen kommt noch hinzu, daß die Zahlung mit Scheck oder durch Überweisung billiger ist als die Barzahlung. Soweit wäre also, wie gesagt, die Frage außerordentlich einfach, und es wäre überflüssig, heute nochmals auf das sehr ausführlich erörterte Thema zurückzukommen. Und trotzdem ist es notwendig, und zwar aus folgenden Gründen: Mit außerordentlichem Eifer ist man von allen Seiten an die Lösung des Problems herangegangen. Aber die Art und Weise, wie das geschah, befriedigt so wenig, daß heute vor lauter Agitation das Publikum nicht mehr weiß, was es tun soll, und daß es zum großen Teil auf ganz falsche Wege geleitet worden ist. Das ist begreiflich, denn zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs fühlen sich bei uns eine Reihe von Stellen berechtigt und verpflichtet. Da ist die Post mit ihrem Postscheckverfahren, die Banken mit ihrem Bankscheck- und Überweisungsverkehr, die Sparkassen und Genossenschaften mit ähnlichen Einrichtungen. Da nun jeder aus menschlich begreiflichen Gründen nur an sich und seine Einrichtungen denkt, so wird derjenige die größten Erfolge erzielen, der am beweglichsten ist, der am besten die Reklametrommel zu rühren versteht, der kaufmännisch vorgeht. Daß da die Post ins Hintertreffen kommt, liegt auf der Hand, denn sie ist ein Staatsbetrieb, und dementsprechend liegt ihr die kaufmännische Propaganda äußerst fern. Umgekehrt müssen notwendigerweise die Banken darum die größten Erfolge erzielen, weil sie schon durch ihre weitverzweigte kaufmännische Organisation den meisten Einfluß auf das Publikum ausüben. Leider nun hat niemand bei dieser ganzen Arbeit gefragt, welche jener Einrichtungen sich für das große Publikum am besten eignet, ob sich eines für alle

Digitized by Google

schickt oder ob etwa eine systematische Arbeitsteilung eintreten soll. Daß die beteiligten Stellen das nicht getan haben, ist ebenso bedauerlich wie begreiflich, weil jeder zuerst an sich selbst denkt. Aber man hätte denken sollen, daß sich die Reichsbank, der doch in erster Linie die Verteidigung unserer Währung obliegt, um die Sache gekümmert hätte, etwa durch die Aufstellung eines genauen Arbeitsplanes. Sie hat es nicht getan, hat sich, nebenbei bemerkt, sogar sehr, sehr lange um die ganze Angelegenheit überhaupt nicht gekümmert, ist dann aber mit allerhand Merkblättern herausgetreten, die zum Teil recht unglücklich und irreführend abgefaßt waren.

Fast noch schlechtere Erfahrungen als das verwirrte Publikum hat übrigens mancher jener Kreise machen müssen, die sich dem bargeldlosen Verkehr zur Verfügung stellten. Das gilt vor allem von den Banken, namentlich den Großbanken. Diese agitierten für den bargeldlosen Verkehr teilweise deshalb, weil die Presse und wohl auch die hohen Behörden darum ersuchten. Sie waren sich aber auch nicht der Folgen bewußt, die eine derartige Agitation mit sich bringen würde. Diese Konsequenzen sind keineswegs immer angenehm für die Banken. Angestachelt von der Aufforderung, sich doch ja recht eifrig des bargeldlosen Verkehrs zu bedienen, ließen sich eine Unmenge kleiner und mittlerer Existenzen bei den Banken Rechnungen eröffnen und zogen nun mit Feuereifer Schecks auf die kleinsten Beträge. Große Betriebe aber, wie etwa Kommunen usw., die sich vor dem Vorwurf der Rückständigkeit bewahren wollten, beauftragten fortab ihre Banken, an jedem Monatschluß ihren gesamten Verkehr, der oft Tausende von Posten umfaßte, zu begleichen, angefangen von Beträgen über einige tausend Mark bis herunter zu Posten von 5 und 6 Mark. Wer den Bankbetrieb einigermaßen kennt, wer namentlich weiß, mit welchen ungeheuren Personalschwierigkeiten diese Institute heute zu rechnen haben, wird sich nicht wundern, zu hören, daß derartige Belastungen, namentlich durch die kleinen und mittleren Kunden, dann aber durch den Kleinkram mancher großen Kunden, daß heute die Banken einfach nicht mehr weiter können, daß es ihnen vor dem bargeldlosen Verkehr manchmal schaudert.

Was für Lehren sind nun aus dieser Feststellung zu ziehen? Sollen wir etwa die Bestrebungen für den bargeldlosen Verkehr eindämmen und aufgeben? Nichts wäre verkehrter als das. Im Gegenteil, wir müssen ihn mehr pflegen als je, schon deshalb, weil wir sonst in Zukunft recht böse währungstechnische Erfahrungen machen werden. Aber wir müssen ihn richtig, systematisch pflegen. Das aber bedeutet, daß der ganze Klein- und Mittelverkehr nicht durch die Banken, sondern durch die Post erledigt werden muß. Die Post nämlich ist durch ihre Einrichtungen und ihr ausgezeichnetes System in der Lage, auch kleine und mittlere Zahlungen reibungslos abzuwickeln. Sie ist vor allem imstande, den ganzen Betrieb viel billiger und rationeller zu bewältigen als etwa der Bankscheck, wie denn überhaupt der englische Bankscheck auf einer erheblich niedrigeren Stufe steht als etwa der deutsche Postscheck. Man vergegenwärtige sich einmal den verschiedenen Vorgang der beiden Zahlungsinstrumente: der Bankscheck muß zunächst an den Empfänger geschickt und von diesem erst wieder an eine Bank weitergegeben werden, entweder um dort in bar eingelöst zu werden (was sehr häufig geschieht und was eigentlich gar kein bargeldloser Verkehr mehr ist) oder aber er muß der

Digitized by Google

Bank übergeben werden, um dort gutgeschrieben zu werden, was unter Umständen nicht nur Zeit, sondern auch Geld kostet. Darum ist es ganz richtig, wenn gesagt wird, der Bankscheck macht aus der Bringschuld eine Holschuld.

Ganz anders aber ist es mit dem Postscheck, der seinen Namen eigentlich zu Unrecht trägt. Denn er ist in Wahrheit eine Überweisung, die edelste Form des Zahlungsausgleichs. Hier verfügt man einfach auf einem Formular die Übertragung einer gewissen Summe vom eigenen Konto auf das Konto des Empfangsberechtigten. Dieser erhält dann ohne irgendwelches Zutun von der Post Anzeige und Gutschrift zugestellt und kann nun seinerseits in jeder Weise über das ihm gutgeschriebene Geld verfügen. Freilich ist das darum noch nicht in restlos idealer Weise möglich, weil die Mehrzahl der Menschen noch kein Konto bei der Post besitzt. Es sind heute im Deutschen Reich erst ungefähr 180 000. Wenn wir aber erst einmal so weit sind, daß jeder irgendwie in Betracht kommende Staatsbürger mit einem gewissen Einkommen eine eigene Kontonummer besitzt, wird sich der ganze Zahlungsverkehr in wunderbarer Weise durch Ab- und Zuschreiben erledigen lassen. In England hat man einmal das Wort geprägt: Nur wer mit Bankscheck zahlt, ist ein Gentleman. Wir müssen in Deutschland so weit kommen, daß man auch bei uns sagt: Nur wer ein eigenes Postscheckkonto hat, ist Vollbürger. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Leser zu veranlassen, sich ein Postscheckkonto zuzulegen. Selbst wenn er überzeugt ist, daß für ihn ein derartiges Konto eigentlich nicht in Frage kommt, so soll er doch einmal den Versuch machen. Irgendwelches Risiko ist damit ja nicht verknüpft. Er braucht lediglich 50 Mark bei der Post zu haben, die er in dem Augenblick, in dem ihm die Sache nicht mehr behagt, ohne weiteres zurückerhält. Jedem, der den Versuch macht, wird es so gehen wie dem Schreiber dieser Zeilen, der ebenfalls nur „des Prinzips wegen" sich neben seinem Bankkonto ein Postscheckkonto zugelegt hat und es heute nicht mehr entbehren könnte. Daß natürlich die Einrichtungen der Post, so ausgezeichnet sie sind, in gewissen Punkten verbesserungsfähig sind, weiß am besten die Postverwaltung selbst, die auch mit der Zeit weitere Neueinrichtungen und Vervollkommnungen treffen wird. Aber schon heute ist, wie gesagt, die Einrichtung vorbildlich und bietet für den kleinen und Mittelverkehr bei weitem mehr Vorteile als etwa der Bankscheck. Die Banken selbst aber sollten sich nicht scheuen, diese Wahrheit auch ihrer Kundschaft gegenüber zu vertreten. Einen Nachteil hätten sie davon darum nicht, weil irgendwelche Gefahr, daß ihnen etwa Depositen durch diese Abwälzung entzogen würden, ausgeschlossen ist.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Wahlrecht und Romantik

Von Hermann Gottschalk

Gelegentlich der bevorstehenden Verfassungskämpfe werden wir die Auferstehung einer alten Allianz genießen: Romantik und Reaktion. Zwar hat sie keine Aussicht, wieder zu ihrer alten Macht schrecklichsten Angedenkens zurückzugelangen, sie kann und wird aber sehr heftig gegen das Reformwerk anstürmen und in weiteren Kreisen Verwirrung anrichten. Ihre Enttäuschung am Deutschen Reich wächst mit ihrer Niederlage, und das einstige bismarckische Stigma für die deutsche Demokratie, der „Reichsfeind", wird von ihnen vielleicht freiwillig als Ehrenname übernommen werden — wenn es gelingen sollte, der Reaktion in den Einzelstaaten vom Reiche aus den Endprozeß zu machen.

Das Lieblingsargument der reaktionären Romantiker und romantischen Reaktionäre (von den realpolitischen wollen wir hier nicht reden) ist die Erhaltung der deutschen Eigentümlichkeiten. A allgemeine, B besondere. Von den vielen Klein-a und Klein-b, in die sie weiter zerfallen, werden wiederum die als reinstes deutsches Gold befunden, die am undemokratischsten sind. Eine einfache und sichere Methode, um ohne weiteres herauszufinden, was deutsch und undeutsch ist. Als idealstes Scheidewasser gilt das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Da es zufällig in anderen Ländern früher (freilich nicht so vollkommen) verwirklicht wurde als in Deutschland, so muß es undeutsch sein samt allem demokratischen Grundsatzkram, der damit zusammenhängt. Die „allgemeine Gleichheit und Freiheit" freilich, als alleingültige praktische Forderung, darin könnte man den Romantikern recht geben, wenn sie diese allein meinten, die ist abstrakt, gegen alle Natur, aber gegen die französische ebensogut wie gegen die deutsche. Sie aber und das allgemeine gleiche Wahl-

Digitized by Google

recht in einen Topf werfen, das heißt die abstrakte moralische Forderung und ihre konkrete Lebensbeantwortung miteinander verwechseln. So etwa, als wollte man das Gebot: Du sollst nicht töten, wegen seiner Unmöglichkeit für ungültig erklären und zugleich alle Gesetze, die das Töten verbieten, abschaffen. Die praktische Unmöglichkeit einer abstrakten Moralforderung schließt doch nicht ihre allzeitige Notwendigkeit aus. Wir würden das Töten verbieten, auch wenn die zehn Gebote nicht geschrieben wären, ebenso wie wir es erlauben, trotzdem wir sie anerkennen. Das Gebot besteht; wir kommen weder in Gehorsam noch Übertretung daran vorbei. Es ist nichts anderes als einer der Sätze, die das Individuum heiligen! Darum übertreten wir es nur, im Falle die Erhaltung des Individuums weniger wichtig wird als die der Gesamtheit. Und mit der allgemeinen Gleichheit und Freiheit ist's dasselbe. Sie ist ebenfalls einer der Sätze, die das Individuum heiligen. Aber auch er wird in Gehorsam und Übertretung durch das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit von Fall zu Fall umgestaltet. Wir gehorchen ihm im Falle der Gleichheit des bürgerlichen Rechts: seit Abschaffung der Leibeigenschaft gibt es nur noch gleichwertige Kontrahenten. Wir widerstreben ihm im Staatsdienst, worunter z. B. der militärische Gehorsam fällt. Bedingte Rückstände der Leibeigenschaft — Beschränkungen der Freizügigkeit und des Koalitionsrechts — erhalten sich nur, wo es den Nutznießern gelingt, Interessen der Gesamtheit vorzuschieben. Verstellt das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit, und sofort wird jener absolute Satz neue Veränderungen erfahren. Wer in diesem Sinne an den Sozialismus denkt, wird sofort wissen, was ich meine.

Was dem Romantiker am Reichstagswahlrecht so zuwider ist, das ist der Gedanke, daß der Gescheiteste und der Dümmste dasselbe Stimmgewicht besitzen sollen. Wie undeutsch diese Annahme ist, wollen wir später erörtern. Zunächst eine Frage an die Herren, warum sie sich nicht im geringsten darüber aufregen, daß der Gescheiteste und der Dümmste auch dieselbe Pflicht haben, sich für die Gesamtheit totschießen zu lassen. In der Ehre fürs Vaterland ist

Digitized by Google

die allgemeine Gleichheit anerkannt. Sind denn aber alle Leiber gleich? Vertritt der Leib eines hochbezahlten und feinkultivierten Menschen im Verhältnis zum Vaterland keine andere Größe als der des Grubenausräumers? Hier auf einmal erhält das abstrakte Gleichheitsgebot konkrete Gültigkeit, und doch ist es wahrscheinlich wichtiger, daß ein Begabter, als daß tausend Unbegabte, wenn wir auch nur vom Leibe als dem Instrument der Arterhaltung sprechen, erhalten bleibt. Es steckt etwas Erhabenes, Religiöses in dem allgemeinen und gleichen Opfer fürs Vaterland, wiewohl die Vernunft sich doch ungeheuer dagegen sträubt. Wie gering aber ist der Schaden, den eine unvernünftig abgegebene Wahlstimme anrichtet, im Vergleich zu dem, den der Tod des Grubenausräumers, geschweige des Hochbegabten, für die Gesamtheit bedeutet!

Aber noch in einem anderen Sinne ist der Skrupel über die Stimmengleichheit unbedacht. Bei der Stimmabgabe des einzelnen fällt seine Intelligenz, besonders seine Übersicht über die staatlichen Fragen gar nicht ins Gewicht. Er gibt sie ja nicht als Kluger oder Dummer ab, als politischer Denker oder Nichtdenker, man müßte wohl sonst der großen Mehrzahl auch der „Männer von Besitz und Bildung" die Wahlzelle wieder sperren. Sondern er meldet sich als Interessent. Es ist seine einzige Möglichkeit, sein freies gutes Recht auf Mitgestaltung seiner Lage auszuüben. Aus seiner Stimme spricht nicht seine Person, sondern die Volksschicht, zu der er gehört. Der ungeheure Rahmen eines Siebzig-Millionen-Volkes bedarf eines vereinfachenden Abstimmungsapparates, dessen einzelne Stimmen nicht Stimmen von Individuen, sondern von deren Schichten und Gruppen sind. Nicht die individuellen Potenzen, sondern die Gesamtbedürfnisse sollen zur Aussprache kommen, um Einrichtungen, nicht Individualwerte zu schaffen. Darum ist der gleiche Zutritt aller Beteiligten notwendig. Es gibt nichts Unpersönlicheres als ein Wahlstimmenhaufen, aber auch nichts, was so deutlich allgemeine Notwendigkeiten ans Licht schafft. Bildet sich ein an die Urne tretender hochindividueller Großgrundbesitzer oder Geheimrat etwa ein, mit seinem Zettel seine individuelle Offen-

Digitized by Google

barung abzuliefern? Ach nein, das will er nicht einmal, es ist ja gerade sein Schmerz, daß er nicht mit seiner einzigen Stimme die ganze Gesamtheit seines Interessenklüngels hineinwerfen kann. Er will für seine Person das gleiche tun, was sonst die Masse tut. Es liegt auch ihm nur an der Quantität, nicht an der Qualität. Er nennt es nur anders.

Was nun die Klage des undeutschen Wahlrechts betrifft, so wollen wir doch untersuchen, woher das Deutsche Reich stammt, das mit seiner bösen Verfassung jetzt wie ein Seuchenherd die guten alten Nationalheiligtümer ansteckt. Das neue Deutsche Reich wurde aus zwei Wunschquellen erzeugt, aus einer romantischen und einer machtpolitischen. Die romantische speiste sich aus den Herrlichkeiten alter Historie, aber auch aus dem echt deutschen Hang zum Träumen und Märchenausspinnen. Es wollte Wiederherstellung. Abgelaufene Lebensvorgänge — die deutsche Reichsherrlichkeit hatte sich wirklich gründlich und allseitig ausgelebt! — sollten wie eine Uhr wieder aufgezogen werden. Darauf würden wir, wenn auch sonst nichts dazwischengekommen wäre, auch heute noch warten können. Die machtpolitische aber speiste sich aus dem wirklichen Leben und konnte den Zuschuß an Romantik leicht mit aufsaugen. Es wäre lächerlich, darüber viel schreiben zu müssen: das deutsche Volk erhob sich aus tiefem Verfall und bedurfte zu dieser Erhebung einer neuen Gesamtform, die den umschlossenen Einzelformen an Macht und Freiheit überlegen war. Die heillose Einzelstaatlerei mit ihrer erstickenden Kabinetts-, Privilegien-, Klassen- und Standeswirtschaft war die letzte Form des Verfalls gewesen. Wollte das neue Deutsche Reich sein, so mußte es über den Einzelstaaten sein. War es wirklich das Deutschtum, das sich auf sich selbst besann, so mußte es gegen die Elemente wirken, die es erstickten, und das waren die einzelstaatlichen Einschnürungen mit ihren unsäglichen Kränkungen des Individuums. Wo das Individuum gekränkt wird, da wird das Volkstum erstickt, gleichviel, ob das deutsche oder ein anderes!

Den Romantikern ist alles Vergangene von deutschem Zauber verklärt, und wären es die Stockprügel, die dem renitenten Bürgers-

Digitized by Google

mann von der Polizei verabreicht wurden. Und darum erscheint ihnen auch heute noch, was an alten Winkeln im deutschen Leben vorhanden ist, als ganz besonders deutsch und reizvoll. Auch die schlechten Verwaltungs- und Wahlsysteme, die versteckten und verstockten Widerstände oben und unten, die Erbprivilegien und Vorrechtswirtschaften, einschließlich der aus der Großindustrie ‚ich neu bildenden Autokratie, weil's doch in einem hingeht. Sie sind die Zuflucht „individueller Durchsetzung der öffentlichen Angelegenheiten", während der Einwurf der freien, gleichberechtigten Mannesstimme in diese Angelegenheiten „das reiche Bild der Abstufungen aufhebt", oder so ähnlich. Möchten diese Gemüter sich doch bemühen, den Quellen dieser „undeutschen" Abstufungen nachzugehen. Sie würden da reichlich auf ausländischen Import stoßen, während sie in allen reindeutschen Verfassungen vor dem Import des Christentums das allgemeine gleiche Stimmrecht als Grundbedingung der Selbstäußerung des deutschen Wesens auffinden werden. All der romantische Zauber der politischen Unschuld und Hilflosigkeit, der falschen Bescheidenheit und echten Unterwürfigkeit, der nach lebenslänglicher Anstellung seufzenden Lebensfeigheit und der allem freien Selbstbewußtsein ins Gesicht schlagenden Amter- und Titelsucht und Karrierewut, der standesumschnürten Begriffsenge und gesellschaftlichen Unduldsamkeit — all dieses so liebevoll als verzeihliche menschliche Schwäche und deutsche Eigentümlichkeit gehegte und gehätschelte Perückenwerk des reaktionären Romantizismus ist zuletzt französischen Anstoßes. Es war die Welt Ludwigs XIV., woran sich das in den Sumpf gesunkene deutsche Leben wieder „aufrichtete". Damals entstand der so reizend humorvolle Serenissimus, der sich „Landeskinder" wie Schweine hielt, und all der den Rest der zerfallenen Menschenwürde mühelos zusammenkehrende Kabinetts- und Verwaltungskram, dessen Ausläufer noch bis in die Verfassungen unserer heutigen Einzelstaaten hineinreichen.

Dieses Undeutsche, weil die deutsche Individualität Erdrückende, konnte nur von einem gemeinsamen Außen her angegriffen werden, das größer und mächtiger, weil der persönlichen Freiheit gerechter

Digitized by Google

war als die Einzelgebilde, und das war das wirkliche, aus neu erwachtem nationalen Selbstbestimmungsgefühl hervorquellende Reich mit der allgemeinen Gleichberechtigung seiner Teilnehmer an seinem Ausbau. Seine moralhygienische Aufgabe gegenüber den Einzelstaaten war ungeheuer und hat sich auch schon zu großen Teilen erfüllt. Aber vieles ist noch zu tun, und dazu ist ja durch die Einsetzung der Verfassungskommission des Reichstags der nächste Weg gebahnt. Das Deutsche Reich mit seinem allgemeinen gleichen Wahlrecht hat den deutschen Mann allmählich wieder zu sich selbst erzogen, so daß er auch in den Innengemächern ans Aufräumen gehen kann. Das Deutsche Reich, aus machtpolitischer Quelle entstanden, ist den Einzelstaaten gegenüber die Emanation des männlichen Freiheitswillens, der mit seinem gesunden Wachstum die fauligen Reste der überlebten alten Organe aufsaugt. Möchte diese Lebenstatsache lauter reden als aller staatsrechtliche Formelkram! Das Reich ist der Wille zur Freiheit oder es wird nicht mehr sein!

Die Romantiker — soweit sich die Auseinandersetzung mit ihnen verlohnt — brauchen nicht zu befürchten, daß das Reich je störend in die wirklichen und erhaltungswürdigen Stammeseigentümlichkeiten eingreifen könnte. Schlechtes Wahlrecht und schlechte Verwaltung dürfen als solche freilich nicht gelten. Indem diese beseitigt werden, können die wirklichen Volkskräfte, soweit nicht das moderne Wirtschaftsleben sie aufsaugt, erst zur echten Entfaltung kommen, und wenn jeder größere, durch besondere Stammesart ausgezeichnete Reichsteil die Freiheit behält oder erhält, sich geistig und gemütlich durch selbstbestimmte Erziehung und Kunstpflege weiterzuentwickeln und sich die dazu nötigen wirtschaftlichen Sondergrundlagen zu erhalten — was nur mittels des Reichs geschehen kann! —, so können die Romantiker von heute ruhig vertrauen, daß ihre Nachfolger in hundert Jahren „wehmütig nach dem Schirmer der Zeit zurückblicken“ werden, da das Reichswahlrecht die letzten Trümmer der „guten alten Zeit“ beseitigte.

Digitized by Google

Kriegsgeologie

Von Dr. E. Scheibener

Bereits hatte ich an dieser Stelle über die Bedeutung, welche während dieses Krieges den Naturwissenschaften zukommt, einige Bemerkungen gemacht insofern, als die Botanik imstande war, dem Volke eine ganze Menge von Produkten aufzuweisen, die es als Ersatz der ihm durch die Zeitverhältnisse verloren gegangenen heranziehen konnte; besonders wurde auf die Entdeckung neuer Textil- und Kautschukpflanzen verwiesen.

Die Geologie spielt eine teilweise ähnliche Rolle, als auch sie imstande ist, Rohstoffe zu erschließen, hauptsächlich durch Auffindung neuer Lagerstätten von Erzen und von Kohle; eine viel wichtigere aber dadurch, daß sie direkt den im Felde stehenden Truppenkörpern sich dienstbar erweisen kann.

Was die Auffindung neuer Lagerstätten, beispielsweise von Kohle, anbelangt, so kann hier in der gegenwärtigen Zeit Deutschland wohl der helfenden Hand seiner Geologen entbehren, besitzt es doch ganz ungemein große Kohlenlager mit geradezu riesigen Mengen des kostbaren schwarzen Brennstoffes, so daß es trotz des durch die Kriegsindustrie bedeutend größeren Bedarfes davon noch an das Ausland abgeben kann; es ist außer den Vereinigten Staaten von Amerika und England eines der reichsten Kohlenländer der Erde, und es dürfte nicht unzeitgemäß sein, sich einmal ein Bild von den Lagerstätten eines gegenwärtig so ungeheuer wichtigen wirtschaftlichen Elementes zu machen.

Die größten deutschen Kohlengebiete sind diejenigen an der Ruhr mit den flözführenden Schichten von Essen, Bochum, Dortmund sowie der Saar und Schlesien, welche den bedeutendsten Bergbau Deutschlands ins Leben gerufen haben.

Interessant und gegenwärtig außerordentlich wichtig ist auch der Verlauf der Ausdehnung dieser Kohlenlager nach Westen hin. Die kohlehaltigen Schichten, die produktiven des Geologen, fallen nach dieser Richtung stark ein. Erst in der Gegend von Aachen werden sie wieder abbaufähig, d. h. sie sind in einer solchen Tiefe vorhanden, daß ihre Ausbeutung ohne zu große Kosten technisch möglich ist. Die gleichen produktiven Kohlenschichten setzen sich nun längs des Nordabhanges der Ardennen und in der Richtung der Maas über Lüttich, Namur, Charleroy und

Digitized by Google

Valenciennes hin fort, wo sie überall die Ursache einer außerordentlich bedeutungsvollen Industrie waren. Weiter nach Nordwesten verlaufen sie in großer Tiefe über den Kanal nach Südengland, um im Gebiete von Bristol und Somersetshire wieder emporzutauchen. Vier Nationen partizipieren also an diesen mächtigen Kohlenlagerstätten, Deutschland, Belgien, Frankreich und England, wovon auf dem Kontinente Deutschland den Hauptanteil hat. Nichts verdeutlicht besser das Bestreben Frankreichs, gerade in dieser Richtung immer neue Offensivversuche zu machen, um erneut sich in den Besitz dieser so wichtigen Lager zu bringen; denn die südfranzösischen Kohlenlagerstätten von Le Creuzot und St. Etienne reichen bei weitem nicht hin, um den Verlust der nördlichen Kohlenlagerstätten an die Deutschen wieder wettzumachen.

Das Gefährliche für Deutschlands Kohlenlager ist nur ihre geographische Lage, das Ruhr- und Saarrevier im exponierten Westen, die schlesischen im äußersten Osten. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus war deshalb die Sicherung der kostbaren Kohlenlager für Deutschland bei Kriegsausbruch eine Notwendigkeit; eine feindliche Besetzung Schlesiens, des Ruhr- und Saargebietes hätte unabsehbare Folgen haben können. Kein Zweifel, die Lage der Kohlenlagerstätten Deutschlands war mitbestimmend für die Maßnahmen bei Kriegsausbruch.

Eines der Länder, welches seinen Kohlenbedarf ausschließlich aus Deutschland deckt, ist die schweizerische Eidgenossenschaft. Indessen herrscht in der Schweiz gegenwärtig Mangel an Kohlenzufuhr, welcher bereits mancherlei unangenehme Mißstände gezeitigt hat, die sich in den meisten Städten in einer Erhöhung des Gaspreises bemerkbar machen, weiterhin in einer Betriebseinschränkung der Bundesbahnen bis auf 40 Prozent und endlich in Steigerungen des Kohlenpreises. Hervorgerufen wird dieser Kohlenmangel hauptsächlich durch das mangelnde Wagenmaterial, dem auch die Bundesbahnen nicht abhelfen können, da sie erstens über nur wenige Kohlenwagen verfügen und sodann auch, weil von der Gesamtzahl von zirka 17 000 Güterwagen schon jetzt über 7000 im Auslande laufen, hauptsächlich in Frankreich und Österreich, welche alle, wie beispielsweise in Frankreich, der Herbeischaffung der vom Bunde gekauften Vorräte aus den französischen Häfen dienen.

Es ist deshalb begreiflich, daß in dieser schweren Zeit böser wirtschaftlicher Nöte die Schweizer Geologen eifrig an der Arbeit sind, die bestehenden Kohlenlagerstätten der Schweiz zu untersuchen, um die Frage zu lösen, ob und wie die schweizerischen Kohlenlager imstande sein werden, hier helfend einzugreifen, so daß geradezu von einer allerdings freiwilligen Mobilisation

Digitized by Google

der betreffenden wissenschaftlichen Kreise gesprochen werden könnte, hervorgerufen durch die zufolge des Krieges geschaffene schwierige wirtschaftliche Lage.

Das Resultat ist allerdings, wie ja auch in Fachkreisen vorauszusehen war, ein wenn nicht völlig negatives, so doch nur teilweise befriedigendes.

Am besten noch sind die Verhältnisse im Wallis, das überhaupt die an Steinkohlen reichste Gegend der Schweiz zu sein scheint. Wir haben dort zwei große Flözzüge, deren einer, der sogenannte südöstliche, westlich von Visp beginnt, sich sodann der Rhone entlang bis Sitten erstreckt und von dort gegen das Val des Bagne nach dem großen St. Bernhard und weiterhin ins Aostatal hinüberreicht. Der ganze Flözzug besteht aus 6 bis 10 Flözen, wovon über 85 Kilometer auf Schweizer Gebiet entfallen.

Das wäre ja nun alles ganz gut und recht, wenn nicht eine Menge großer Nachteile damit verbunden wäre. In jener urfernen Zeit, als diese Lagerstätten gebildet wurden, standen die Alpen noch nicht. Als sie aber sich bildeten, litten natürlich auch die ehedem wagrecht gelegenen Flöze unter dieser neuen Entwicklung der Dinge. Sie wurden in die Höhe gehoben und dadurch in ihrer ursprünglichen Lagerung gestört und vielfach auseinander gerissen, so daß sie zumeist nicht mehr im alten Zusammenhange sich vorfinden. Sie sind aufgelöst in einzelne Lager und bilden oft sogar lediglich taschenförmige Anhäufungen im Gestein, sogenannte Linsen, von sehr unregelmäßiger Lagerung und Größe. Wird schon dadurch eine rationelle Ausbeutung schwierig, so wird eine solche weiterhin auch noch dadurch sehr erschwert, daß, wie angeführt, die Lager zufolge der Gebirgsbildung bedeutend in die Höhe gehoben wurden, so daß sie zumeist hart an der Grenze des ewigen Schnees liegen, so daß eine Ausbeute nur im Sommer vorgenommen und auch dann die Kohle nur mit großen Kosten zu Tale gebracht werden kann, was den Preis natürlich ungünstig beeinflußt.

Wie überall, wo große Kräfte tätig sind, wie z. B. bei der Gebirgsbildung, herrschen auch große Druckkräfte und hohe Temperaturen. Auch diesen waren die Flöze unterworfen. Ist im allgemeinen eine Kohle um so besser, unter je größerem Druck und Temperatur die Verkohlung vor sich ging, so kann natürlich auch hier ein Zuviel von Schaden sein. Klar zeigt sich dies bei den Kohlen des südöstlichen Walliser Flözzuges. Die Kohlen enthalten zu viel Graphit, das will heißen, daß unter entsprechend hohem Druck und Temperatur die Kohle den denkbar höchsten Grad der Verkohlung erreichte, indem sie graphitiert wurde. Nun aber hat Graphit eine höhere Verbrennungstemperatur als Kohle, es ist mehr Wärme erforderlich, um die graphitierte Kohle zu verbrennen, und deshalb ist sie schwer entzündbar. Aber auch sonst sind diese Kohlen durch mancherlei Substanzen verunreinigt und enthalten

Digitized by Google

beispielsweise oft sehr viel Eisen. Dieses schmilzt bei der Verbrennung, wodurch ein zähflüssiger Schlackenkuchen entsteht, der die Röste verstopft, wodurch ein Weiterbrennen unmöglich wird.

Viel besser sind die Kohlen des zweiten großen Walliser Flözzuges, der am Grand Chavalard beginnt, sodann die Rhone überschreitet und über Salvan und Trient die französische Grenze erreicht und sich sodann über Chamonix durch ganz Savoyen bis Grenoble fortsetzt. Leider liegen von diesem Flözzuge nur 20 Kilometer auf Schweizer Gebiet.

Weitere Kohlenlager, jedoch keine Steinkohlen, sondern Molassekohlen, von geringerem Heizwerte als jene, besitzt die Schweiz sodann in dem großen Gebiete der Molasse, heißt das in dem zwischen Alpen, Jura und Rhein liegenden Teile des Landes. Es sind an die 350 größere, kleinere und kleinste Flöze nachgewiesen worden, und die größten wurden sämtlich ausgebeutet, überall mußte jedoch der Betrieb eingestellt werden, weil die Flöze im Verhältnis zu wenig umfangreich waren und andererseits der Betrieb zu teuer zu stehen kam, um mit der immer häufiger und zuletzt ausschließlich importierten Kohle aus Deutschland in Wettbewerb treten zu können.

Man sieht leicht ein, daß die Schweiz keineswegs der Kohle ermangelt, zugleich aber auch, daß die Qualität und die Menge dieser Kohle nicht ausreicht, um das Land zu versorgen und es in dieser Hinsicht daher vom Auslande abhängig ist. Man hofft daher in der Schweiz, daß sie bei ihrem völlig korrekten neutralen Verhalten und in Anbetracht der unleugbaren Wohltaten, die sie in so vielen Dingen den Angehörigen der vom Kriege betroffenen Staaten erweist, auch bei den kriegführenden Staaten auf ein völliges Verständnis ihrer außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen Lage.

* * *

Haben hier die Geologen nicht besonders viel ausrichten können, aus dem einfachen Grunde, weil die Natur ihnen das Material ihrer praktischen Arbeit nicht gewährte, so sehen wir die Geologen in noch anderer Weise zu Wichtigkeit sich erheben, und zwar in unmittelbarem Bereiche der Kampfzone selbst.

In einer außerordentlich interessanten Schrift, „Kriegsgeologie", erwähnt der bekannte Heidelberger Geologe W. Salomon einige Punkte, bei deren Berücksichtigung geologische Kenntnisse von Wichtigkeit sind, beispielsweise bei Prüfung der Standfestigkeit von Böschungen, längs welcher Schützen-

Digitized by Google

gräben angelegt werden müssen, oder sonstwie Befestigungen, „ist es doch bei der Anlegung von Feldbefestigungen von ungeheurem Vorteil, bei wechselnder Bodenbeschaffenheit das verhältnismäßig standfesteste Material auszuwählen und wenn möglich den Gegner zu zwingen, sich in ungeeignetem Material einzugraben", das z. B. locker ist, leicht rutscht oder sehr wasserdurchlässig ist. — Auch wird in einem lockeren Boden, wie in Geröllen und Kiesmassen, Sanden oder Lehmen, ein Graben schneller auf die gehörige Tiefe erstellt sein als in harten, widerstandsfähigen Gesteinen, Umstände, deren Berücksichtigung oft von großem Vorteil sein kann. Ein erfahrener Geologe wird in solchen Fällen zumeist schon an der Bodenoberfläche den Charakter der oberflächlichen Schichten abschätzen können, eben besonders bei Anlage unterirdischer Stollen, aber auch sonst oberirdischer Gänge — so durch seine Erfahrung Nachteile verhüten können, eben bei Anlagen, bei deren Errichtung Schnelligkeit der Ausführung und zugleich zweckmäßigste Anlage von ungeheurer Wichtigkeit sind. „Freilich, in den großen Schwemmlandebenen Norddeutschlands, Nordbelgiens und Polens sowie der Rheinebene ist fast überall lockerer Boden in genügender Tiefe vorhanden, ganz anders aber verhält es sich in der Trias-, Jura- und Kreideformation, in denen in diesem Kriege in Frankreich und Belgien Zehntausende von Schützengräben rasch ausgehoben werden mußten." *)

Aber auch bei Beschaffung von einwandfreiem Trinkwasser kann der Geologe mit Erfolg beigezogen werden, indem er aus der Lage des Grundwasserspiegels und der Neigung und Beschaffenheit der Schichten auf die jeweiligen Quellverhältnisse schließt und so in einer anscheinend wasserlosen Gegend oft starke Quellen erschließen kann. So hatte, wie Salomon berichtet, ein im Felde stehender Geologe es verstanden, bei großem Wassermangel diesem drückenden Übelstande abzuhelfen. Den einzigen Brunnen hatte der Feind beschossen und dadurch unbrauchbar gemacht. Eines Tages indessen gruben die Pioniere Unterstände für die Reserven, wodurch ein Hohlweg entstand, der quer durch eine Bodenwelle führte. So konnte man ersehen, daß das wasserdurchlässige Kreidematerial von einer wasserundurchlässigen Tonschicht unterlagert wurde. Der Geologe riet nun den Pionieren, in der der Bodenwelle folgenden Bodenmulde nach Wasser zu graben, in der durchaus richtigen Annahme, daß sich das Grundwasser innerhalb der Mulde auf dem undurchlässigen Tone ansammeln mußte, und siehe da, schon in drei Meter Tiefe stieß man auf Wasser; die so geschaffene Quelle lieferte in durchaus genügender Weise für zwei Regimenter das edle Naß. Solche Beispiele

*) Trias-, Jura- und Kreidegesteine spielen besonders am Aufbau der Vogesen, dann aber auch der Champagne und Argonnen eine Rolle.

Digitized by Google

könnten noch beliebig vermehrt werden. Ein einfacher Augenschein hatte in dem erwähnten Falle genügt, um einem drückenden Mangel leicht abzuhelfen und Tausenden zur Wohltat zu werden, gewiß ein augenfälliges Beispiel des hohen Wertes der Geologie im Felddienste.

Bereits in Friedenszeiten hatte die deutsche Armeeoberleitung die Wichtigkeit der Geologie erkannt und alljährlich nahmen drei oder vier Offiziere an geologischen Vorlesungen der Technischen Hochschule zu Charlottenburg teil. „Aber," schreibt Salomon, „es ist nicht zu verkennen, daß es zu wirklich sicherer Entscheidung geologischer Fragen nicht ausreicht, daß man ein Jahr lang an einigen, wenn auch selbst vortrefflichen Vorlesungen und Übungen teilgenommen hat. Wer nicht tiefer in die Geologie und ihre Hilfswissenschaften eingedrungen ist, bleibt eben doch ein Laie. Um Geologie zu beherrschen, braucht man ebensoviel Zeit wie zur Medizin, und was würde man sagen, wenn man heute unser Heer, anstatt mit Ärzten mit Offizieren ausstattete, die ein Jahr lang einige medizinische Vorlesungen gehört haben." Deshalb befürwortet Salomon mit noch anderen die Schaffung eigentlicher Kriegsgeologenstellen. „Es müßten sich Offiziere, die dem Ingenieurwesen und dem Pionierkorps angehören, in mehrjährigem Studium an Hochschulen ein umfassendes Maß von geologischen Kenntnissen aneignen. Es müßten aber jedenfalls so viel Stellen geschaffen werden, daß schon im Frieden die in den Kriegsplänen vorausgesehenen Schlachtfelder eventuell zukünftiger Kriege hinreichend genau studiert und über sie ein ausreichendes Karten- und Profilmaterial angesammelt werden könnte. Für die Feldzüge ließen sich sehr leicht weitere Kriegsgeologen dadurch gewinnen, daß man schon im Frieden die zahlreichen jungen Geologen und Bergleute nach der notwendigen rein militärischen Ausbildungszeit zu Hilfskriegsgeologen heranbildete und entsprechende Aufgaben, wie sie im Kriege vorkommen, ausführen ließe."

Noch ist diese Stellung der Geologen im Heere der Zukunft nicht völlig geklärt. Ihre Notwendigkeit darf aber als erwiesen gelten, ist doch der Krieg der Zukunft mehr wie je ein solcher der Technik und ihrer Hilfswissenschaften, und so wird auch ein Heer, das in allem und jedem der Technik ihr Ohr leiht, vertrauensvoll in kommende Zeiten blicken dürfen, und mit Stolz darf es die Naturwissenschaften erfüllen, auch hier ihr Teil beigetragen zu haben.

Digitized by Google

Das Wiegenlied

Eine unmusikalische Episode von Else v. Hollander

Peter Goch war menschenscheu. Das wird man bisweilen, ohne Grund und Ursache zu kennen. Es liegt in der Luft wie der Heuschnupfen, der kommt, ohne daß man wüßte, woher, und geht, ohne daß man wüßte, wohin; liegt in der Luft wie zu enge Stiefel, die ja eigentlich nicht in der Luft liegen, sondern sehr real dem Boden anhaften, was allerdings ihrer Enge nur eine noch drückendere Wirklichkeit verleiht. Und ob allein die Unintelligenz eines nicht zum Schustern berufenen Schusters Ursache dieses Unheils ist? Oder ob nicht doch metaphysische Zusammenhänge —? Es ist ein zu weites Gebiet für zu enge Stiefel.

Peter Gochs Menschenscheu aber hatte handgreifliche Gründe. Sie war sozusagen gesetzmäßig über ihn gekommen und hatte mit der ganzen Wucht eben der Gesetzmäßigkeit Besitz von ihm ergriffen. Er war — in Konsequenz seiner Menschenscheu — aus der Stadt heraus in die Einsamkeit gegangen, wo er mit einiger, aber nicht allzuvieler Arbeit und einer keineswegs vorbildlichen, bejahrten Haushälterin, die zu sehr Neutrum war, um als Mensch gelten zu können, auf so gutem Fuße lebte, wie das einem Menschenfeinde möglich ist. Sein kostbarster Besitz war ein Grammophon, das er hoch in Ehren hielt. Er entnahm es einer mit einem absonderlichen und wohl irgendwie beziehungsvollen Silhouettenfriese gezierten Truhe aus glasiertem Ton nur in seltenen Stunden, und auch dann nur immer auf kurze Zeit, zum Teil wohl in der Erwägung, aus Feierstunden keinen Alltag machen zu wollen, zum Teil aber auch, weil er nur zwei Platten für dieses Grammophon besaß, und zwar — bis auf eine ganz geringe und anscheinend geringfügige Abweichung — zweimal dasselbe Lied. Doch das ist schon zu weit vorgegriffen. Es bleibt zuvor einiges über seine zwar selbstgewählte, so doch gewissermaßen unfreiwillige Einsamkeit zu sagen. Nicht äußerlich, denn da war sie in keiner Weise erschütternd oder überwältigend oder imponierend. Er war nicht an den Rand der Sahara gegangen und auch nicht an die Küste des Toten Meeres. Sein scharfgelb getöntes Haus war von hohen, kahlen Stämmen umstanden, deren Charakter als Kiefernwald sich dadurch dokumentierte, daß man, dem Auge beträchtlich fern, einen halb palmen-, halb straußenschwanzähnlichen grünen Büschel schwanken sah. Das nächste Dorf war eine Stunde, die nächste Bahnstation zu Fuß ein und dreiviertel Stunden entfernt. Peter Goch hätte also, wenn er gewollt hätte, sehr wohl die Bahnstation erreichen und aus

Digitized by Google

seiner Einsamkeit eine Gemeinsamkeit machen können. Aber er wollte nicht, und darauf kam es an.

Die wenigen, die seiner ansichtig wurden — meist Leute mit nicht übermäßig zart organisiertem Nervensystem wie der Landbriefträger und der Bäcker mit dem Brotwagen — glaubten natürlich, da solche Leute immer Gründe wissen, mit positiver Bestimmtheit auch die Ursache von Peter Gochs Weltflucht zu kennen. Sie mußte, da das Innere dieses seltsamen Menschen weder einem Briefboten noch einem Bäcker zugänglich war, in seiner äußeren Erscheinungsform liegen, die von beiden nie ohne ein Gefühl, das zwischen Mitleid und Abscheu eine unkontrollierbare Mitte hielt, betrachtet wurde. Man könnte mit einem Worte sagen, daß sie von derjenigen der Durchschnittsmenschen, die wir uns als die Norm hinzunehmen gewöhnt haben, um ein Beträchtliches abwich. Wir kennen den Menschen als eine Wirbelsäule mit Knauf oben und seitlich eingeschrobenen Armen. Bei Peter Goch nun war der Kopf vollständig nach links hinübergebogen und ruhte halb wie zärtlich, halb wie schutzsuchend auf dem spitz aufragenden linken Schulterknochen. Es ergab dies eine Linie, die zwar zweifellos bizarr, aber doch irgendwie unnatürlich berührte, ohne daß man sich ein Urteil anmaßen dürfte, wie weit dies naturgemäß sei. In diese unstreitig und unverkennbar schiefe Situation hatte ihn seine Mutter gebracht, nicht eigentlich in grob materieller oder juristisch haftbarer Fahrlässigkeit, nur eben durch einen gewissen Ton seines Elternhauses, an dem sie schuld war.

Den Augen des Bäckers und des Briefträgers, mit denen wir momentan die Welt der Erscheinungen ansehen, war es einleuchtend, daß Peter Goch äußerer Mißgestalt wegen die allzu nahe Nähe der Menschen mied, und ihrem wohlwollenden Gemüte gab es Beruhigung, daß seine pekuniären Verhältnisse ihm dies Eremitendasein zu gestatten schienen, in welchem er das tun konnte, was nur den wenigen vergönnt ist: unbeirrt durch Außendinge seiner Arbeit und seinen Interessen leben.

Es war jedoch nicht zu verkennen, daß der unleugbar vorhandenen äußeren Tragik noch eine innere sich gesellte, nach der alten Melodie, daß ein Unglück selten allein kommt. Um es kurz zu sagen: Peter Goch war einer jener Menschen, die das Licht der Welt zu spät erblickt haben. Man verstehe das nicht falsch; es handelt sich in diesem Falle nicht um eine medizinische Berechnung des Geburtsdatums — auch hier kann gewiß eine Verspätung von unheilvollen Konsequenzen begleitet sein —, sondern es lag ein augenfälligeres, einschneidenderes Zuspätgekommensein vor. Peter Gochs ganzes Denken und Empfinden war nämlich auf ein einziges Gebiet konzentriert, auf dem er wirklich Hervorragendes hätte leisten und der Mit- und Nachwelt höchst wichtige und interessante Aufschlüsse hätte geben können. Er hätte, zum Teil

Digitized by Google

durch seine eigenen Lebensschicksale angeregt, ein Werk — halb akademisch, halb romantisch — über die Tücke des Objekts schreiben können, doch war ihm dieses unerhört dankbare Motiv ja von einem mehr vom Glück Begünstigten weggefischt und bereits so erschöpfend behandelt, daß jeder weitere Versuch in dieser Richtung als unbedingt epigonenhaft von Kritik und Publikum abgelehnt worden wäre. Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich mit bescheideneren Forschungen zu begnügen, und zwar sammelte er Notizen und Studien zu einer Publikation über „Sinn und Wirkung der Halbtöne in der Musik". Er hatte keine Eile, dieses Werk abzuschließen, sondern war in gewissem Grade erfreut, eine angenehme und nicht zu anstrengende Beschäftigung gefunden zu haben, die außerdem sein eigenes Geschick in fortwährendem mystischen Zusammenhang streifte.

Er war — es läßt sich nicht vermeiden, das zu erwähnen — durchaus nicht als Mißgestalt auf die Welt gekommen und menschlichem Ermessen nach auch nicht für diese Ausnahmeform prädestiniert, denn seine beiden Eltern waren schöne Menschen gewesen. Der Bildhauer Franz Xaver Goch hatte zwar weniger bedeutende, aber immerhin gut verkäufliche Tiergruppen geschaffen, deren letzte Ausstrahlungen in die Nachwelt sich jetzt in dem sehr erwünschten und recht auskömmlichen Zinsgenuß bemerkbar machten, der erst die Fundamente für Peter Gochs Eremitendasein legte. Damals jedoch, als die Tiergruppen noch eine zwar tönerne, aber doch in gewissem Sinne lebendige Gegenwart waren, war Peter anderen Kindern seines Alters weder über- noch unterlegen. Er galt als entzückend und lag in einem wörtlich und bildlich ihm angemessenen blauen Bauernbett mit grellbunt geblümten Vorhängen, bewacht von einer interessant hübschen Frau von kunstgewerblichem Zuschnitt, die aber gleichwohl Anspruch auf den Ehrentitel einer guten Mutter erheben durfte. Sie nähte und stickte für ihren Jungen, sie ließ bunte Bälle auf seinem Deckbett rollen und zeigte ihm Blumen und goldene Kugeln. Und wenn er müde wurde, sang sie ihn in Schlaf. Wie bei allen Säuglingen setzte sich die Existenz Peters aus Müdewerden und wieder Müdewerden zusammen; daraus ergab sich mit eiserner Folgerichtigkeit, daß auch die Existenz seiner Mutter sich aus Singen und wieder Singen zusammensetzte. Und hier waren die Wurzeln des Verhängnisses zu suchen. Denn seine Mutter gehörte zu den nicht allzu zahlreichen Menschen, die hoffnungslos unmusikalisch sind, unterschied sich aber von anderen Schicksalsgenossen dadurch, daß sie die Musik heiß liebte, um so heißer, da diese Liebe gänzlich unerwidert, mithin unglücklich war. Unglückliche Lieben sind sehr häufig am heißesten. Es lassen sich eben doch alle Verwicklungen im Leben auf eine verzweifelt einfache Formel reduzieren.

Wenn das Können dieser Frau auch nur in geringem Maße ihrem Wünschen entsprochen hätte, so würde sie ihrem Kinde eine Schumannsche Kinderszene

Digitized by Google

oder eine weiche, flehende Stelle aus der Missa solemnis vorgesummt haben. Sie überschätzte jedoch ihre gottgegebenen Kräfte durchaus nicht und wußte ihr Programm in gleich charaktervoller wie einsichtiger Weise zu beschränken, indem sie sich nicht in die Höhenregionen der Musik verstieg, sondern auf der breiten Landstraße dahinschritt, wo ihr keine Kreuzwege und Fallen zu drohen schienen. Sie sang tagaus, tagein das gleiche Lied, ein kleines, anspruchsloses, schlichtes Lied, das keinerlei musikalische Ambitionen verriet, doch aber wohl den Zweck erfüllen konnte, ein kleines müdes Menschenkind mit süßen Tönen einzulullen. Vielleicht hätte es in der Kehle einer Jenny Lind die Kraft sphärischer Klänge bekommen.

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir daher,
Flög ohne Ruh.

Es war ein süßes Lied.

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir daher,
Flög ohne Ruh.

Wie kam dieses ruhevolle und doch ruhelose Lied dazu, abenteuerlich abzuirren und sich die Halbheit eines Fis in dem Worte Ruh aufdrängen zu lassen?

Peters Mutter war eine ehrliche, geradlinige Natur, von jener schönen Einfalt des Herzens im Goetheschen Sinne, die in ihrer Dezidiertheit und Entschlossenheit auf alle Umgebung einen unsäglich beruhigenden Einfluß übt. Für sie selber gab es kaum je eine Lebens- und demgemäß auch keine Tonlage, in der sie nicht ohne Schwanken hätte entscheiden können, ob sie zur Rechten oder zur Linken zu gehen Neigung oder Willen hätte. Dieser ihr Charakterzug trat auch in ihrem Verhältnis zu ihrem Gatten — soweit dieser mit den von ihm geschaffenen Tiergruppen zu identifizieren ist — deutlich hervor: sie hatte Verständnis und Interesse für die Linienführung einer Gruppe, aber für die feinen und eigentlich die Wirkung herbeiführenden Abtönungen der Glasur fehlte ihr jeder Blick. Volle, satte Farben, die keine ungewissen Halbtöne aufkommen ließen, hatten ihre Sympathie. So kam es, daß unter den Schöpfungen ihres Gatten ein kraßblauer Ara mit intensiv chromgelbem Schnabel, der von dem Zoologischen Garten einer Mittelstadt für das Vogelhaus angekauft wurde, ihr erklärter Liebling war, und sie versäumte nie, wenn sie in die Nähe dieser Stadt kam, zu ihm hinzupilgern und sich seiner beglückenden Farbenganzheit zu freuen. Wie hätte diese Frau die Existenz und die Existenzberechtigung eines Fis anerkennen sollen? Hielt sie doch den Grundton F auf alle Fälle für irgendwie tonangebend! F war etwas, was man kannte; man lernte es als kleines Kind in der Schule und

Digitized by Google

wußte genau, an welcher Stelle des Alphabets man es zu suchen und einzureihen hatte. Es gab viele Begriffe des menschlichen Lebens, die auf dem F basierten: Frieden und Fest, Form und Farbe, Fessel und Ferne. Was aber war Fis? Das einzige, was sich von ihm sagen ließe, wäre, daß es kühn und gewagt auf der äußersten Grenzscheide zwischen F und G balanziert und höchst eigenwillig alle Gesetze durchbricht. Das genügt, um in der Halbwelt der Töne eine Rolle zu spielen, nicht aber, von der in soliden, anerkannten Linien sich bewegenden Gesellschaft anerkannt zu werden. Es konnte Peters Mutter wirklich kein Fis in den Sinn und in die Kehle kommen, und sie flog unverzagt und ohne Ruh ohne Fis, mit F.

Das Kind Peter aber hatte von seinem Vater ein musikalisches Gehör geerbt, das sich unter keinen Umständen, auch von der zärtlichsten Frauenstimme nicht, täuschen ließ, ein Gehör, das mit ihm auf die Welt gekommen war und wie ein vibrierender Hammer in seinem Gehirn auf das Angeschlagenwerden wartete. Frau Käte hätte den Hammer nicht so häufig anschlagen sollen, denn so oft der furchtbar entschiedene Ton hörbar wurde, dieses unerbittliche und gar keine Schwankung kennende F, zog der Junge den linken Schulterknochen krampfhaft und lange in die Höhe und duckte den dünnbehaarten Kopf wie schutzsuchend auf den Knochen nieder. Eine Bewegung, die sich mit hartnäckiger Gleichförmigkeit Mal für Mal wiederholte und — wie aus Punkten eine Linie sich bildet — zu etwas Dauerndem, Chronischem und schließlich nicht mehr zu Übersehendem wurde. Man bemerkte es in einem vorgeschritteneren Stadium, fand aber, da niemand die Ursache kannte, kein Mittel, Einhalt zu tun. Auch die Ärzte nicht, und man mußte sich mit der Tatsache der Verkrümmung abfinden. Denn die begangene Sünde des zu oft gesungenen F ließ sich nicht wieder gutmachen. Auch einmal gesungene Töne sind irreparabel. Und es könnte für eine Frau ohne jedes musikalische Feingefühl, die unglücklicherweise in eine musikverständnisvolle Familie hineingerät, sich höchstens die Konsequenz ergeben, niemals sich auf das schlüpfrige Gebiet der mancherlei Halbtöne zu begeben. Es muß aber wohl auch hier ein Zwang vorliegen, der alle Bedenken spontan wegfegt und jenem In-Tönen-sich-ausleben-Wollen Raum schafft. Denn Frau Käte sang auch dann noch, als ihr Junge schon ohne Wiegenlieder eingeschlummert wäre, zu einer Zeit also, als dieses zweckvoll erscheinende Motiv in keiner Weise mehr mitsprach. Sie wusch ihre Hände in der Unschuld ihres unreinen Gesanges und schüttete dieses Waschwasser über ihr Kind, das mit einem aus Wonne und Grauen gemischten Gefühl seinem alten Wiegenlied zuhörte:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir daher,
Flög ohne — F, d. h. mit F ohne Fis.

Digitized by Google

Und immer weher zog sich sein Schulterknochen in die Höhe, und immer fester legte sich sein Kopf darauf nieder.

Es verhielt sich aber so, daß auch dem guten Franz Xaver bei seinen Tiergruppen die falsche Ruh in die Knochen gefahren war. Die Tonentgleisung hatte auch in seinem Ton manche Entgleisung verschuldet. Konnte er aber seiner Frau verbieten zu singen? Und verbot er es, würde sie das Singen lassen können? Er versuchte es, sie versuchte es, es ging nicht. Frau Käte hatte so viel Freude in sich, über blauen Himmel und helle Sonne und die weißen Mullgardinen ihrer Zimmer; da mußte sie einfach singen, wenn sie bei der Arbeit saß.

Wenn ich ein Vöglein wär, —
— — — — — — — —
Flög ohne — —

Da wurde es Franz Xaver zu bunt. Peter war jetzt ein erwachsener Mensch; er hatte das Abiturium und die Studienjahre hinter sich und war zu Hause, um seine Doktorarbeit zu vollenden. Da kam der merkwürdig unheilvolle Tag, an den Peter Goch noch jetzt nach den vielen Jahren nur mit einem Schauder zurückdenken konnte. An jenem Tage holte Franz Xaver sich seine Frau in sein Atelier, mitten zwischen die Tiergruppen mit den todesmutig aufgerissenen Mäulern und den drohend gehobenen Schwänzen, um hier zwischen all dem toten Ton einen neuen Ton lebendig zu machen. Er zwang sie auf ein rotes Sesselchen nieder, nahm ihre Hand und ließ sie das alte Wiegenlied singen. Wenn ich ein Vöglein wär —. Und als sie an das Wort Ruh kam, sang er ihr das Fis vor. Sie sang gehorsam nach, denn sie war ihm immer eine gute und nachgiebige Frau gewesen, aber sie sang F. Sie hörte den Unterschied nicht. Was ist denn auch ein halber Ton? Ein Nichts, wie alles Halbe! Aber Franz Xaver hatte Geduld, denn er hatte mit seinen Tiermodellen gelebt und wußte, wie viel Langmut nötig ist, um so einer unverständigen Kreatur eine einzige Geste einzuimpfen. Er probierte stundenlang, den Tag zu Ende und die Nacht hindurch und den neuen Tag ein gutes Stück. Und der Lohn blieb nicht aus. Als beide schon schweißtriefend und mit kaum noch klingenden Stimmen dasaßen, gelang es Frau Käte endlich, den richtigen Ton zu finden. Es kam ein klares, ganz unverkennbares Fis heraus. Franz Xaver lachte wie ein Kind. Er stand und lachte, als habe man ihn von einem Alp befreit, als sei er in Wahrheit aus der Bedrückung des F zu den Höhen eines reinen Fis aufgestiegen. Nun hatte er seine richtige Ruh, und der gute Ton seines Hauses war gesichert. Er liebte seine Frau wie an dem ersten Tage, da er sie gesehen hatte. Er rieb sich die Hände, er wollte Wein und Früchte haben und diesen Tag festlich begehen, an dem die Leichtigkeit des Fis die Biederkeit des F besiegt.

Digitized by Google

Der Sohn wurde zum Festmahl gerufen, ohne daß ihm etwas über die Ursache des Festes gesagt wurde. Da man als junger Mensch jedoch die Feste feiert, wie sie fallen, und keineswegs immer erst eines Kalenderheiligen als Vorschub bedarf, so saß er sehr gemächlich und wohlbehaglich da, teilte die goldgelbe Ananas in saftige Scheiben, trank von dem grünlich scheinenden Wein und sah, wie Vater und Mutter einander zulachten. Frau Käte hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, ihre Backen leuchteten, und ihre Lippen waren ganz wenig geöffnet. Kein Wunder, denn es hatte sich ihr die neue Welt der Halbtöne erschlossen. Sie war so glücklich, daß sie leise zu summen begann — das Wiegenlied. Franz Xaver lehnte sich breit und mit dem Stolz des Siegers in schweren Schlachten zurück. Unter triumphierend zitternden Augenlidern sah er gespannt den Sohn an, der bereits in Erwartung des F jenes schmerzhafte Ziehen in Schulterknochen und Kopf verspürte. Flög ohne — —

Peter Goch war aufgesprungen. Das konnte ja nicht sein! Was er da gehört hatte, war ein glockenreines Fis gewesen, denn Frau Käte konnte dieses Fis jetzt aus dem Effeff. Ihm war's, als würgte ihn Entsetzen. Er hätte dreinschlagen, er hätte schreien mögen — er vermochte es nicht, er war gelähmt. Konnten denn Sterne aus ihrer Bahn gehen? Konnten Gesetze sich ändern? Gab es denn keine Treue in der Welt? Hatte denn nichts Bestand? Er hob mechanisch einen Fuß und hob den anderen. Warum dies ihm, der an das Bestimmungsmäßige alles Geschehens glaubte? War dies die Welt? Er sah seine Mutter mit ungeheurer Verachtung an. Ihre ganze Dummheit drängte sich ihm unwiderstehlich auf. Ein ganzes Leben lang F zu singen und schließlich doch das Fis einzusetzen, nur weil es das Übliche war! Mußte denn alles angelernt sein?

Wäre er ein Mann der Tat gewesen, so wäre er auf diese noch immer lachende Frau zugegangen und hätte mit einem einzigen Druck seiner Hand dieses frivole Fis mit seiner greulichen Halbheit hinab in die Tiefen des F gestoßen, daß beide auf ewig vertönt wären. Lieber das Chaos, das alle neue Hoffnung in seinem Schoß birgt, als Kompromisse, feige Nachgiebigkeit und Unzulänglichkeit. Doch die Gnade der Aktion war ihm nicht vergönnt. Er konnte dies Urteil nur geistig an seiner Mutter vollziehen. Und das tat er.

Dann schritt er auf die Tür zu, klinkte sie auf und schloß sie hinter sich, nachdem er sich mausgleich durch den Spalt gezwängt hatte. Still packte er seine Sachen und verließ sein Vaterhaus und die Menschen, ohne sich durch diplomatische Verhandlungen beirren und aufhalten zu lassen. Er machte nur noch einen Besuch bei einem sehr begabten Sänger am Stadttheater, das auch Operetten aufführte, und ersuchte ihn, das Lied „Wenn

Digitized by Google

ich ein Vöglein wär" in ein Grammophon hineinzusingen. Mit F und mit Fis. Der Sänger konnte das, denn er war eben begabt, und er tat es, denn er war ein entgegenkommender und auch sonst formgewandter Mann, und außerdem bezahlte Peter ihn gut.

Auf diese Weise war Peter Goch in den Besitz des Grammophons und der Platten gekommen, und wenn er die Verschlußklammern der mit einem absonderlichen Silhouettenfriese gezierten Truhe aus glasiertem Ton löste, fühlte er sich wie ein Weltweiser, der das Geheimnis des Lebens zu entriegeln im Begriff ist. Hier lag, in Wahrheit Ton in Ton gebettet, alles Falsche und alles Richtige eng beieinander. Hier war Gesetz und hier war Ungesetz. Hier war Ordnung und hier Abenteuer. Was brauchen die Dichter so große Probleme? F oder Fis, darin liegt alles. Form und Idee, das Ding an sich und die Variabilität, Sinn und Un-Sinn.

Zwei Gedichte

Von Beate Bonus

Im Dunkeln

Im Dunkeln harre, harre du
Hoch überm Meer und warte zu.
Sonn' oder Mond, sie leben noch.
Ihr Weg ist weit, sie kommen doch.
Steh fest, daß nicht dein Herz vergeht,
Eh' wieder Licht im Morgen steht.

Fürcht' dich nicht

Nun will ich hier die Augen schließen!
Von drunten über Baum und Wiesen
Verschwiegen kommt der Nachtwind her.
Er streift mir sachte Stirn und Lider,
Von Tal und Bergen löst er wieder
Der Wolken schwebend leichtes Heer.

Und schlummernd laß ich es geschehen,
Daß aus der Brust mit leisem Wehen
Er mir die tiefste Regung flicht. —
Nun dehnt sie über Sternenweiten
Sich aus wie starkes Flügelbreiten:
Du ferne Seele, fürcht' dich nicht!

Digitized by Google

Über die Technik des Friedensschlusses

Der Weltkrieg, der so ziemlich in alle Gebiete menschlicher Tätigkeit eingriff, hat auch die äußere Politik auf neue Wege und neue Mittel gewiesen. Die alte diplomatische Maschine, die bis nun die Verständigungen zwischen Kriegführenden herstellte, muß auf einen neuen Gang eingerichtet werden. Oder ist es nicht neuartig, wenn eine politische Partei, wie jene der Sozialdemokraten, die den Vorteil nicht abgerissener Verbindungen mit Gleichgesinnten eines feindlichen Lagers für sich hat, benutzt und sich gewillt zeigt, für die Diplomatie einzuspringen, um Klarheit über Kriegsziele und Friedensmöglichkeiten zu schaffen?

Das amtliche Österreich-Ungarn hat die Übereinstimmung der Kriegsziele der Monarchie und ihrer Verbündeten mit jenen der provisorischen russischen Regierung in einer Form verkündet, die gleichfalls als ein Novum anzusprechen ist. Graf Czernin hat dabei das sicher erwogene Wort gesprochen, daß das furchtbare Drama des Weltkrieges sich seinem Ende nähere.

Die allerdings noch sehr unklaren Verhältnisse in Rußland lassen vorläufig nur den Wahrscheinlichkeitsschluß zu, daß eine russische Regierung einzig und allein Aussichten auf Dauerbestand haben kann, die den baldigen äußeren Frieden bringt.

Für eine Verständigung gibt es anscheinend nur zwei Formen, über deren Brauchbarkeit die Ansichten allerdings sehr auseinanderlaufen. Es wäre nun gut, wenn die vorgreifenden neuerlichen Erörterungen der Kriegsziele innerhalb der Parteien unserer Lager stärker zurückhielten. Ist einmal über die eine oder andere Verständigungsform entschieden, wird sich hierzu ja noch genügende Gelegenheit bieten.

Es handelt sich darum, ob eine Friedenskonferenz, etwa wie sie Graf Czernin gelegentlich als das einzige Mittel der Aussprache bezeichnete, ohne Einstellung der Kriegsoperationen unseren Bedürfnissen entsprechen würde oder aber der Gedanke, einen Sonderfrieden mit einem Feind oder mehreren vorweg zustande zu bringen?

Bei Erwägung der gegenwärtigen Lage und Stimmungen in der Entente, insbesondere seit Eintritt Amerikas, der vielleicht nur erfolgte, um der Union als der einzigen noch nicht erschütterten intakten Macht einen majorisierenden Einfluß auf einer Konferenz zu ermöglichen, kann einer jetzt berufenen, ohnehin schwer ausdenkbaren Friedenskonferenz wohl kein sicherer Erfolg prophezeit werden. Sie ergäbe ein endloses Redeturnier und würde sich vielleicht als veraltetes Mittel der Verständigung erweisen.

Anders, wenn ein Sonderfriede mit Rußland ihr voranginge. Auf dieser Bresche in der Ententelinie ließe sich eine ganz anders sichere Gegenstellung errichten.

Es könnte die Frage also von unserem gerechtfertigten Standpunkt aus nicht lauten: Konferenz oder Sonderfriede — sondern unsere Forderung heißen: Sonderfriede und dann Konferenz.

Hier ist die chronologische Reihung das Wesentliche. Die kriegerische Lage ermöglicht uns, den Ereignissen mit Gelassenheit entgegenzusehen — ohne uns jedoch zu hindern, über die Verständigungsform Klarheit zu schaffen. Wir fürchten die Konferenz keineswegs, wohl aber müßten wir

Digitized by Google

ihren Mißerfolg ungemein bedauern, der das Ende des Ringens heldenhafter Taten durch verfehlte Worte wieder hinausschieben könnte.

Freiherr v. Stetten

Altdeutsche Malerei

Die deutsche Malerei des späten Mittelalters, in den letzten Jahrzehnten monographisch durch die Kunstwissenschaften in gewissem Sinn neu entdeckt, strebt nach einer zusammenfassenden Darstellung. Sie will erlöst sein von dem Vergleich mit der Blütezeit um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts und in ihr Eigenrecht eingesetzt werden, nicht als primitive Vorbereitung verstanden zu sein, sondern als reiches, lebendiges Wachstum. Es handelt sich darum, dieser Kunst voll Härten und „Befangenheiten" nicht das Urteil des „Nichtkönnens", des „Noch-nicht-Könnens" anzuhängen, sondern ihr „So-Wollen" zu begreifen, zu sehen, wie sie nicht Anfang, sondern auch immer Abschluß, Blüte eines Vorangegangenen war. Unser geschichtlicher Einschnitt, der irgendwo „anfängt", um Gruppen zeitlich, örtlich, geistig zusammenzufassen, ist notwendig immer Willkür, Behelfsverfahren; er rechtfertigt sich vor einem Stoff so fließender Art kaum sachlich, sondern nur aus dem Bedürfnis einer literarischen Ökonomie.

Heidrich, der leider eines der zukunftsreichen Opfer des Krieges geworden, hat vor einigen Jahren bei Diederichs eine Bildersammlung deutscher Maler erscheinen lassen, der er eine bewegte, kräftige Einleitung schrieb; das war ein erster Versuch, dieses Gebiet unter einheitlichen Werturteilen und klaren Zusammenhängen zu straffen. Curt Glaser nimmt die Arbeit in anderer Weise auf: mit weniger schriftstellerischer Leidenschaft, organisierender Gestaltung, behutsamer, vorsichtig, mehr analytisch. Sein kürzlich erschienenes Werk: „Zwei Jahrhunderte altdeutscher Malerei" (Verlag F. Bruckmann A.-G. München) entbehrt dadurch einer gewissen pädagogischen Kraft, einer geschichtlichen Zielführung, wie sie wohl für diese Zeit geleistet werden könnte (wie von Wölfflin für die italienische Renaissance); der Wert des Buches verschiebt sich zur Einzeldarstellung, seiner Charakteristik des Einzelmeisters oder der Gruppe, die ihn umgibt. Man vermißt den Atem eines starken Temperaments, aber man ist immerzu dankbar für die klare, saubere Art, mit der hier ein unendlicher Fleiß Wollen und Können, Zeitbedingtheit und Eigenwesen, Schule und Meisterschaft der alten Maler aufzeichnet. Was ihm wichtig erscheint, ist der Nachweis, wie schon die alten Gotiker nicht zufällige Gewächse ihrer nordischen Heimat sind, sondern wie auch bei ihnen, in Bildschema und Farbe, etwa die frühe hohe Blüte Sienas ferne Frucht trägt, wie Burgund als das Zentrum einer reichen Kultur seine Kräfte nach Osten aussendet, wie dann etwa in Pacher die Auseinandersetzung mit dem plastischen Ideal des Südens, mit Mantegna, beginnt und welche Anregungen aus dem Flandern und Brabant des Rogier und Bouts kommen — das ist ja vielfach nicht zum erstenmal gesagt, aber es wird hier so unaufdringlich gesagt, daß es zu keinen Bewertungen führt, sondern in der Feststellung auch zugleich die Selbständigkeitswerte der gebundenen deutschen Entwicklung herausarbeitet. „Sie sind Mitschaffende am Werk einer gemeinsamen Kunstsprache und über-

Digitized by Google

setzen, was sie in der Fremde lernten, in deutsche Mundart."

Da mag es ja nun dem einzelnen verschieden ergehen — uns war es zwischen den vielen Büchern zur Tagesgeschichte, die man irgendwie gelesen haben „muß", eine erholsame Freude, diese unzeitgemäße Wanderung durch alte deutsche Kirchen und durch die stillsten Stuben der Museen mitzumachen, Erinnerungen an Köln, Münster, Soest zu wecken, an Besuche in Nürnberg, Nördlingen, Kolmar, Basel zu denken und so im Lesen und Schauen deutsche Geschichte und eigenes Nacherleben in eines fließen zu lassen. Diese Arbeit von Glaser ist wohl wissenschaftlich in ihren Unterlagen und Zielen, aber die methodischen Auseinandersetzungen sind sparsam, und das Buch wendet sich an alle, die zur Kunst nicht bloß einen kritischen Facheifer, sondern Liebe tragen. Es ist in einer anmutigen und ruhig klaren Sprache geschrieben, die sich, wo sie zur Bildbeschreibung oder zur psychologischen Ausdeutung eines Meisters gewandt ist, zu einer frischen Lebendigkeit erhebt.

Theodor Heuss

Ein flandrisches Tagebuch

Nach dem grübelnden Gotiker Silbergleit hat es der sachliche, in Rokoko, Barock und allen Jugendstilen heimische Preuße Alfred Richard Meyer gesammelt und im Darmstädter Falken-Verlag drucken lassen. Es heißt: „Vor Ypern" und erweist zwiefache Bedeutung: als Aufreihung von fast ausschließlich meisterlichen Gedichten eines — zu letzter sensualer Aufnahmefähigkeit gereiften — Impressionisten; und als Markstein in der Entwicklung des Dichters Meyer, der, aus vielerlei unfruchtbaren Abwegigkeiten, restlos zu sich und seiner Zukunft erlöst und, als einer von ganz Wenigen, durch zwei Kriegsjahre künstlerisch unmittelbar in hohem Maß gefördert ist.

Hier ist Einer zum Wesentlichen erwachsen, und das ist seltener, als nötig und gut wäre: erwachsen von Branitz nach Potsdam, von der Architektur des genialischen Dilettanten auf Muskau zur unfehlbaren Baukunst des genialen Bewältigers auf Sanssouci, vom überwuchernden zum harmonisch eingefügten Schnörkel, vom faden Heimatgefühl des Parketts zu jenem echten, starken, das ihn sprechen (und überzeugend nachleben) läßt: „Von Erde sind wir und sollen wieder von Erde sein." Meyers Buch bündelt Augenblicksbilder aus gehetztem Kriegserleben; und verführt allzu leicht, Fritz von Preußen, Bach, Kant, Schadow, Schinkel, Hoffmann zu nennen, zu spüren; ohne von kulturhistorischer (oder irgendeiner anderen verstimmenden) Bewußtheit getragen zu sein, regt es ihre Schleichpatrouille in Dichters Lande, zu Dichters besserem Verständnis, an.

Und doch ist der ernste, echte, schlichte, erdhafte, unfeierliche, kriegstüchtige, oft hemdärmelige Künstler dieser flandrischen Streckverse aus sich verständlich genug, sofern der einzige Begriff der Sachlichkeit im Werk des Betrachters aufragt. Er liefert den Schlüssel zu jedem Geheimfach im Schrein, der Meyers Eindrücke, der, über ihre gebändigte Gleichheit hinaus, seine Ausdrucksformen umhegt. Eine Sachlichkeit waltet, deren Besitzer — vielleicht — wirklich auf alle Nebenwege sich verloren, an alle wesensfremden Winzigkeiten sich vergeudet haben müßte, um sie recht zu beherrschen; die Hingabe eines demütigen Werkgläubigen, der seiner

Digitized by Google

Selbständigkeit nichts vergibt, wenn er mit dem Geständnis (eines Starken) beginnt: „Es ist etwas unaussprechlich Ungeheures, unter dem Willen eines Großen zu stehen."

Im Lande der Miniaturmaler hat Alfred Richard Meyer monumentale Daseinssegmente gemalt; und man weiß nicht recht, ob der Schwarzweißkünstler, der Federzeichner, oder der Pointilliſt glückhafter ist; ihnen allen hat die gleiche, leidenschaftmeisternde Sicherheit die weiche, doch jeder Kraftregung fähige Hand geleitet. Wie ein völlig Neues gemutet die farbsatte Bildhaftigkeit, die den Stundenschlag von Becelaere, vor Ypern, in die Atmosphäre stellt, die den „Polderhoeker Morgen" dämmern, eine Sprengung sich vollziehen, die gefangenen Engländer ins (geliebte) Leben erwachen läßt; um so unerhörter, je schlichter Meyer die Worte wählt, je salopper er ihre Verbindung herstellt. Überall ist Sachlichkeit, bewußte Ergebenheit an die Dinge an sich, als beherrschendes Kunstgesetz, spürbar; selbst in Versen, die einen ins Persönliche rückfälligen, reflektierenden, sich Rechenschaft gebenden Künstler offenbaren; und hier gerade am schönsten. Und den Dichter ehrt es durchaus, daß unorganisch eingeschaltete Zufälligkeiten (ein Abgesang an den Mort homme, ein „Licht" in Lissauers Epigrammatik) aus dem Rahmen fallen, den eine ungewöhnlich erstraffte Kunst ungemein grell aufrichtete. „Musik über Flandern", wie Meyers schönstes Gedicht sie erlauschte, griff die sichere Hand eines großen Lyrikers, neuschöpferisch, aus dem Chaos.

Arno Holz dürfte, aus Gerechtigkeit, ein Wort wiederholen, das in (nicht seinem, sondern) Hauptmanns „Michael Kramer" steht; es heißt: „Ich nicht, aber du" — und würde dem Schüler Alfred Richard Meyer Erfolgsbestätigung und bester Preis sein.

Franz Graetzer (Berlin).

Wallstreet als Erbin der City

Zuverlässige amerikanische Fachleute (so der Statistiker der National City Bank) schätzen, daß seit $2^1/_2$ Jahren über 2000 Millionen Dollar amerikanischer Wertpapiere aus den Händen europäischer Besitzer in die Heimatländer zurückgeflossen sind. Daneben wurden — nach derselben Quelle — rund 2500 Millionen Dollar nach Europa, vor allem an die Entente (an diese 2200 Millionen Dollar) geliehen. Diese paar Ziffern bezeichnen vielleicht besser als lange Ausführungen eine der vielen verhängnisvollen Konsequenzen des Weltkrieges. Die Vereinigten Staaten, vor dem Krieg ein Schuldnerland, mit namhaften Beträgen Europa tributpflichtig, sind heute in einem Umfange zum Geldgeber geworden, wie es früher auch nicht das reichste Land der Alten Welt hätte tun können. Die Ziffern lassen aber auch annähernd erkennen, welche einmaligen Gewinne bis heute die Union aus dem Krieg gezogen hat. Denn zusammengezählt ergeben sie eine Summe von 18 000 Millionen Mark. Dabei erschöpfen sie noch keineswegs die ganze Tributzahlung Europas an die Vereinigten Staaten, da ja daneben noch andere Veränderungen eingetreten sind. So sei nur daran erinnert, daß bis heute rund 4000 Millionen Mark Gold in die Vereinigten Staaten geflossen sind. Man

Digitized by Google

wird also die einmaligen Kriegsgewinne bis heute gut und gern auf 22 bis 25 Milliarden Mark schätzen können. Daß, solange der Krieg dauert, diese Entwicklung weitergeht und diese ungeheure Summe sich immer mehr erhöht, das scheint wohl zweifellos. In dieser Beziehung ist die Einwirkung des Tauchbootkrieges außerordentlich interessant. Sie bewirkt zwar, daß die Entente ganz erheblich weniger Waren aus den Vereinigten Staaten beziehen kann als bisher, diese selbst aber verdienen ungefähr soviel Geld wie früher. Dieser scheinbare Widerspruch ist an Hand der Ausfuhrzahlen leicht zu lösen: Im letzten Monat vor Beginn des unbeschränkten Tauchbootkrieges konnten aus den Vereinigten Staaten um 613 Millionen Dollar ausgeführt werden, nebenbei bemerkt eine Zahl, wie sie die Geschichte des Außenhandels nie verzeichnet hat, denn sie entspricht etwa der Summe, für die das größte Exportland der Zeit vor dem Kriege, England, auch in den besten Zeiten nur in einem Vierteljahr ausführen konnte. Im Februar nun ging, zweifellos im Zusammenhang mit dem Tauchbootkrieg, aber auch infolge der verringerten Tageszahl der amerikanische Export auf 466 Millionen Dollar zurück. Die kürzlich veröffentlichte Märzausfuhr beziffert sich aber auf 551 Millionen, stieg also wieder. Wir beobachten also, daß Amerika neuerdings wieder gewaltige Rechnungen nach England schicken kann. Das erklärt sich aber nicht etwa daraus, daß die Warenverschiffungen neuerdings gewachsen sind, sondern einfach und allein aus der unglaublichen Preisgestaltung. Von Tag zu Tag steigen drüben die Preise, namentlich für die Waren, auf die die Engländer angewiesen sind. Das ist augenblicklich in allererster Linie der Weizen. In den letzten Tagen notierte dieser in Neuyork 285 Cents gegen etwa 85 Cents vor dem Kriege. Ähnlich ist es mit fast allen anderen Ausfuhrartikeln. Mit anderen Worten: England erhält immer weniger Ware und muß dafür immer mehr Geld zahlen — das heißt: „zahlen" ist nicht der richtige Ausdruck, denn mit was soll man denn zahlen, wenn man selbst keine Einnahme hat, und auf diesem Punkt ist England tatsächlich angekommen.

Eine der Wirkungen des Tauchbootkrieges, auf die bisher niemand hingewiesen hat, ist diese Exportstockung. Zwar wurde von deutscher Seite immer wieder darauf hingewiesen, daß speziell die Kohlenausfuhr durch den Tauchbootkrieg leiden werde. Aber von den anderen Waren ist nie die Rede gewesen. Der Mangel an Schiffsraum hat aber heute schon bewirkt, daß der Exporthandel Englands, der sich im ersten Teil des Krieges ganz leidlich behauptete, heute die Waffen strecken muß, da die Regierung außerstande ist, die nötigen Schiffe zur Verfügung zu stellen. Die Folge ist auch hier für Europa bezw. in diesem Fall England katastrophal, denn der große Markt, den Großbritannien gerade im Krieg vollends erobern und ausbauen wollte — hatte doch der Handelsminister Runciman im Herbst 1914 in einem Rundschreiben die Handelskammern ausdrücklich aufgefordert, sie sollten doch die glänzende Konjunktur ausnutzen —, muß jetzt fast vollständig den Amerikanern und Japanern überlassen werden. Namentlich die bedeutendste Ausfuhrindustrie Englands, das Baumwollgewerbe von Lancashire, leidet geradezu furchtbar. Doch das nur nebenbei.

Wichtiger scheint uns die Frage: Was sind die Folgen jener unglaublichen Kapitalverschiebungen von der Alten in die Neue Welt? Sie bedeuten unseres Dafürhaltens zunächst einmal die dauernde Ausschaltung der engli-

Digitized by Google

schen Finanzvormacht, die seit Beendigung der Napoleonischen Kriege unbestritten war. Diese ganz einzigartige Stellung beruhte vorwiegend auf drei Dingen: auf dem Vorhandensein großer Kapitalien zu billigen Zinssätzen, auf dem Freihandel und auf der Schiffahrt. Die Kapitalien sind nicht mehr vorhanden. Sie waren entstanden aus den alljährlichen Zinseinnahmen aus dem Ausland und aus den sonstigen Posten der Zahlungsbilanz Großbritanniens. Die Zinseinnahmen von früher 3500 Millionen Mark werden in Zukunft sogut wie ganz fehlen bezw. durch die ungeheuren Tribute an die Vereinigten Staaten reichlich aufgewogen werden. Den zweitwichtigsten Einnahmeposten in der englischen Jahresrechnung bildete die Schiffahrt. Sie warf nicht weniger als 2500 Millionen Mark Reingewinn ab. Es kann schon heute gar kein Zweifel mehr bestehen, daß auf Jahre hinaus auch dieser Posten fehlen wird, da die englische Handelsmarine bereits jetzt in einem derartigen Zustand ist, daß sie für die Zufuhr auf die neutrale Flagge angewiesen ist. Je länger England sich besinnt, Frieden zu schließen, desto ungünstiger wird gerade dieser Posten beeinflußt. Die Hoffnung Englands für die kriegerischen Entscheidungen beruht heute auf den Schiffsbauten des neuen Alliierten. Wenn sich diese Hoffnung erfüllt, so wird sie letzten Endes zum schweren Verhängnis für Albion werden. Denn nichts hat bisher die Konkurrenzfähigkeit der Vereinigten Staaten so gelähmt wie das Fehlen einer eigenen Handelsflotte, an dem ja, wie man weiß, England selbst die Schuld trägt. Der drittwichtigste Einnahmeposten der englischen Zahlungsbilanz bestand aus den Kommissionen, Versicherungen, Bankgebühren. Man vereinnahmte daraus rund 600 Millionen vom Ausland. Wird das auch in Zukunft der Fall sein? Das ist entschieden zu bezweifeln, besonders da ein sehr ansehnlicher Teil dieser 600 Millionen aus Deutschland geflossen ist. Der Freihandel wird in England in der alten Weise nicht mehr fortbestehen. Die mächtig gewordenen Sonderinteressen der Industrie, der Wunsch und die Notwendigkeit, eine leistungsfähige Landwirtschaft großzuziehen, und letzten Endes fiskalische Interessen werden das verhindern. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß England künftig nach dem Vorbild Deutschlands, schon um die Wunden des Krieges zu heilen, in der intensivsten Weise Landwirtschaft und Industrie betreiben wird, womit übrigens nach aller historischen Erfahrung die Voraussetzungen des englischen Imperiums aufs äußerste gefährdet sind.

Daß Amerika über unvergleichlich mehr Kapitalien und zu billigeren Sätzen als Europa künftig verfügen kann, liegt auf der Hand. Nur der Grad der Kräfte verschiebung ist heute noch einigermaßen zweifelhaft. Mit jedem Monat, den die wahnsinnige Selbstzerfleischung Europas weiter andauert, wird die künftige Machtstellung der Neuen Welt weiter gesichert und ausgebaut.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Vermögensbeschlagnahme durch das Reich

Von Regierungsrat Konietzko, stellvertretendem Staatskommissar an der Börse zu Frankfurt a. M.

ie Deckung der durch den Krieg erwachsenen Lasten erweckt naturgemäß das Interesse weitester Kreise. Die verschiedenartigsten Steuerpläne werden vorgeschlagen und erwogen. Die Größe der Lasten läßt es fast ausgeschlossen erscheinen, daß Steuern allein genügen können, um ihrer Herr zu werden. Und so hört man mehr und mehr davon reden, daß das Reich wahrscheinlich zur Beschlagnahme eines Teiles des Privatvermögens werde schreiten müssen.

Bei den hierauf sich beziehenden Erörterungen und Vorschlägen herrscht Einigkeit darüber, daß es unmöglich sein würde, den beschlagnahmten Vermögensteil durchweg in bar zu entrichten, da die Aufbringung der hierfür erforderlichen ungeheuren Barmittel schlechterdings ausgeschlossen erscheint. Die einen wollen daher den Ausweg wählen, daß der beschlagnahmte Vermögensteil zwangsweise dem Reiche unmittelbar in natura übertragen wird. Jeder solle zahlen mit dem, was er hat, der eine mit Aktien oder Obligationen, der andere mit Hypotheken, der Grundbesitzer mit Grundbesitz oder Eintragung von Hypotheken für das Reich usw. Es lohnt sich nicht, auf diese Art der Beschlagnahme näher einzugehen. Sie birgt viel zu viel Schwierigkeiten in sich, als daß eine Durchführbarkeit ernstlich in Erwägung gezogen werden könnte. Das Reich würde dabei in eine eigentümliche Art von in allen Teilen des Landes befindlichen Gütersammlungen kommen, deren Verwaltung schon technisch nicht zu bewältigen wäre.

Größere Beachtung muß aber folgender Vorschlag finden: Infolge Unmöglichkeit allgemeiner sofortiger Barentrichtung soll das Reich den auf Grund einmaliger 1918 oder 1919 zu erfolgender Veranlagung und Feststellung der Höhe des beschlagnahmten Vermögensteiles zu zahlenden Betrag, gewissermaßen als Darlehnsgeber, stunden, soweit nicht etwa der einzelne zur alsbaldigen Barzahlung imstande ist. Der gestundete Betrag wäre 36 Jahre lang mit 6% in vierteljährlichen Raten zu verzinsen und zu tilgen, wobei 5% Zinsen und 1% auf Tilgung zu rechnen wären, welche letztere sich entsprechend dem allmählich sich verringernden Zinsbetrage steigern würde. Das Reich soll auf diese Weise den gleichen Erfolg haben, als wenn es den ganzen Steuerbetrag auf einmal erhalten würde. Denn die Kriegsanleihen

Digitized by Google

seien dadurch gedeckt, ihre Zinsen auf die Steuerzahler abgewälzt. Die Tilgung, mit 1% anfangend und dann nach den Regeln der Rentenrechnung steigernd, würde zur Tilgung der Kriegsanleihen verwendet werden, was nach 36 Jahren geschehen sein würde.

Dieser Vorschlag, der einer bei sofortiger Gesamtentrichtung des aus der Beschlagnahme geschuldeten Steuerbetrages unvermeidlich eintretenden schweren Erschütterung des Wirtschaftslebens vorbeugen würde, hat viel Bestechendes für sich. Er soll daher einer näheren Untersuchung auf seine Durchführbarkeit und Wirkung unterzogen werden.

Da der Vorschlag die Höhe des zu beschlagnahmenden Vermögensteiles mit 20% des Vermögens voraussetzt, so mag vorweg geprüft werden, ob dadurch tatsächlich unsere Kriegsanleihen gedeckt werden können. Bei dieser Prüfung müssen wir von dem Gesamtbetrage des deutschen Volksvermögens ausgehen. Vor dem Kriege betrug es nach der letzten Schätzung von Helfferich 310 Milliarden Mark. In diesem Betrage sind jedoch auch die Werte des öffentlichen Vermögens (Staatseisenbahnen, Staatsbergwerke usw.) eingeschlossen, die mit mindestens 30 Milliarden Mark bewertet werden müssen. Da für die Beschlagnahme nur das Privatvermögen in Betracht kommen kann, so würden, wenn man die durch den Krieg zweifellos eingetretene Verringerung des Volksvermögens außer Betracht läßt, im günstigsten Falle nur 280 Milliarden der Beschlagnahme bezw. deren Erträgnis zurgunde gelegt werden können.

Hiernach würde sich bei einem Beschlagnahmesatz von 20% ein Betrag von 56 Milliarden Mark ergeben, den das Reich zur Tilgung seiner Kriegsanleihen verwenden könnte. Damit wird jedoch der volle Betrag der Kriegsanleihen und Schatzanweisungen keineswegs gedeckt sein. Bis April 1917 belaufen sich die unmittelbaren Kriegskosten des Reiches bereits auf rund 64 bis 65 Milliarden Mark; bis Ende 1917 würden sie sich bei einem Monatsbedarf von durchschnittlich mindestens $2^1/_2$ Milliarden Mark um weitere $22^1/_2$ Milliarden Mark vermehren. Selbst wenn wir noch vor Ende des Sommers 1917 den erhofften deutschen Frieden erlangen, wird auch weiterhin ein großer Teil unserer Kriegsausgaben als Folgeerscheinung fortbestehen. Es werden noch über den Krieg hinaus in der ersten Zeit Anleihen notwendig sein, da die bisher genehmigten neuen Steuern erstens sich bis dahin noch nicht ausgewirkt haben, und zweitens auch bei weitem nicht den erforderlichen Zinsbetrag decken werden. Es verhält sich vorläufig so wie mit einem Schuldner, der die laufenden Lasten aus seinem Einkommen nicht bestreiten kann und daher — in Erwartung besserer Zeiten — zunächst noch weitere Schulden machen muß, um den fälligen Verpflichtungen nachkommen zu können. Wir werden hiernach nicht fehlgehen, wenn wir die unmittelbaren

Digitized by Google

Kriegskosten (Anleihen und Schatzanweisungen) mit mindestens 90 Milliarden Mark im Endergebnis beziffern. Da nun bei einer durchschnittlichen 20prozentigen Beschlagnahme sich höchstens die Deckung von 56 Milliarden ergeben würde, so müßten weiterhin 34 Milliarden (Kriegsanleihen und Schatzanweisungen) zu verzinsen und zu tilgen sein. Bei 5% Zinsen und mit 1% Tilgung anfangend, würden also hierfür allein noch 6% = 2400 Millionen Mark an Steuern aufzubringen sein. Nun werden sich aber die laufenden Ausgaben des Reiches keineswegs etwa auf Verzinsung der Kriegsanleihen und Schatzanweisungen beschränken. Es werden hinzutreten fortlaufende Familienunterstützungen, Aufwendungen für Elsaß-Lothringen und Ostpreußen, Renten für Kriegskrüppel, Kriegerwitwen und Waisen. Ergänzung von aufgebrauchtem Heeres- und Marinematerial aller Art, und die Lasten, die den Bundesstaaten und Kommunen vom Reich ersetzt werden müssen und anderes. Alle hieraus sich ergebenden laufenden Ausgaben werden mit jährlich 3 Milliarden Mark sicherlich nicht zu hoch eingesetzt sein. Es blieben mithin trotz 20% Vermögensbeschlagnahme jährlich noch 5,4 Milliarden durch Steuern zu decken übrig. Von den bisher bewilligten Steuern ist die Kriegsgewinnsteuer keine dauernd laufende, sondern nur eine vorübergehende, deren Erhebung bald nach Kriegsende fortfallen wird, so daß die laufenden neuen Steuern vielleicht nur einen jährlichen Betrag von 1200 Millionen abwerfen werden. Nach alledem werden immer noch ungefähr 4,2 Milliarden neue Steuern oder andere Deckungen zu suchen sein. Erwägt man, daß uns in Friedenszeiten bei normalem Wirtschaftsverkehr schon die Aufbringung einer halben Milliarde laufender Steuern als etwas Ungeheuerliches erschien, so wird das aus einer Vermögensbeschlagnahme zu erzielende Erträgnis uns als unbedingt erforderlich erscheinen müssen.

Ist nun der mit Rücksicht auf die Undurchführbarkeit einer sofortigen Gesamtentrichtung des beschlagnahmten Vermögensteiles vorgeschlagene Weg der Stundung geeignet, der Verwirklichung entgegengeführt zu werden? Ich glaube dies verneinen zu müssen. Eine derartige, auf Grund einmaliger Veranlagung auf 36 Jahre hinaus festgelegte Abgabe würde alle steuerlichen Grundsätze auf den Kopf stellen. Jede Vermögens- und Einkommensteuer ist beweglich. Sie wird in bestimmten, verhältnismäßig kurzen Zeiträumen (drei oder ein Jahr) wiederkehrend Gegenstand der Veranlagung unter Berücksichtigung der jedesmal gegenwärtigen Leistungsfähigkeit. Bei einem 36 Jahre lang unabänderlich zu zahlenden Abgabebetrage würden die Vermögens- und Einkommensverschiebungen, die sich in der nach dem Kriege einsetzenden wirtschaftlichen Sturm- und Drangperiode ganz besonders bemerkbar machen werden, außer Betracht bleiben. Es würde nicht ausbleiben, daß viele, die im Jahre der Veranlagung bzw. Feststellung des beschlag-

Digitized by Google

nahmten Vermögensteils mit einem bestimmten Vermögensbetrag herangezogen worden sind, in den nächsten Jahren ihr Vermögen ganz oder teilweise verlieren, andererseits aber andere, die mangels Vermögen im Feststellungsjahr freigeblieben sind, in den kommenden Jahren Vermögen erlangen. Wollte man für die späteren Jahre der jedesmaligen Leistungsfähigkeit Rechnung tragen — und darüber wird man nicht hinwegkommen können —, so müßte man in bestimmten Zwischenräumen neue Veranlagungen wegen der inzwischen eingetretenen Verschiebungen eintreten lassen und müßte, wie z. B. bei der zweiten und dritten Rate des Wehrbeitrages, soweit gewisse Vermögensverluste eingetreten sind, Nachlässe gewähren. Beim Wehrbeitrag kam hierfür aber nur ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum in Betracht, während bei einer 36 Jahre dauernden Leistung die Nachlässe einen Umfang annehmen würden, die für das Endergebnis Milliardenausfälle bedeuten könnten. Wollte man jedoch demgegenüber zum Ausgleich die späteren Neuerwerbungen von Vermögen einer nachträglichen Beschlagnahme unterwerfen, so würde dies nichts anderes als eine neue Vermögenszuwachssteuer darstellen, und zwar mit derartig hohen Sätzen, daß die für die Befruchtung und Erholung des Wirtschaftslebens notwendige Kapitalneubildung fast unterbunden wäre. Überdies würde eine derartige Vermögenszuwachssteuer die mit dem Reichsbesitzsteuergesetz vom 3. Juli 1913 eingeführte hinfällig machen, da zwei Zuwachssteuern nebeneinander schlechterdings nicht bestehen könnten. Dadurch würde sich aber ein Ausfall aus der früheren Zuwachssteuer ergeben. Soweit der zukünftige Zuwachs Vermögen beträfe, die im Jahre 1918 oder 1919 der Beschlagnahme unterworfen worden sind, würde mithin die Konfiskation nicht abgeschlossen sein, sondern eintretendenfalls 36 Jahre weiter fortbestehen; es wäre eine Schraube ohne Ende, bei der von einmaliger Vermögensbeschlagnahme nicht gesprochen werden könnte. Abgesehen hiervon spricht gegen das Stundungsverfahren und überhaupt gegen einmalige Vermögensbeschlagnahme vor allem auch der Umstand, daß bei ihr der Erwerb aus Arbeit freigelassen würde. In Industrie, Handel, Gewerbe usw. beziehen leitende oder sonst hervorragende Persönlichkeiten in vielen Fällen Einkommen von einer Höhe, die von Millionen weniger Gesegneten geradezu als traumhaftes Vermögen angesehen werden. Wer also im Feststellungsjahr ein derartig hohes Einkommen bezieht und gewohnt war, es, ohne davon zu sparen, aufzubrauchen, würde der Vermögenskonfiskation nicht unterliegen. Welche schreiende Ungerechtigkeit würde dies in sich bergen. Ein Bankdirektor, Großhändler, berühmter Künstler oder Schauspieler z. B., der 75 000 Mark oder noch mehr jährliches Einkommen aus seinem Berufe erzielt, auf großem Fuße lebt, ohne, wie es häufig im Leben vorkommt, Vermögen zu haben, würde frei bleiben; und der kleine Hausbesitzer, Fabri-

Digitized by Google

kant, Geschäftsmann, Beamte, der gerade im Veranlagungsjahre ein bescheidenes Vermögen besitzt, müßte bei sofortiger Wirkung der Vermögenskonfiskation $^1/_5$ seines mühsam erarbeiteten und ersparten Vermögens hinhingeben oder beim Stundungsverfahren 36 Jahre lang 6% des beschlagnahmten Teiles, das wären 24% der Gesamterträgnisse seines Vermögens, opfern. Ausgleichend in dieser Hinsicht könnte allenfalls eine Verbrauchsabgabe wirken, wie sie von dem Freiburger Universitätsprofessor Mombert vorgeschlagen ist. Doch bietet diese, besonders in der Kontengierung des Verbrauches für die verschiedenen Stände so viel Schwierigkeiten und würde in das Volk wegen der Differenzierung des Verbrauches Verärgerung und Verschärfung der Klassengegensätze hineintragen, daß ihrer Verwirklichung wohl nicht nähergetreten werden wird.

Faßt man alles in allem zusammen, so ergeben sich gegen eine Vermögenskonfiskation, auch im Wege des Stundungsverfahrens, so schwerwiegende Bedenken, daß man unwillkürlich zu der Prüfung angeregt wird, ob sich das bei einer Beschlagnahme zu erzielende Erträgnis nicht auf einem anderen, einfacheren Wege erreichen läßt. Da liegt der Gedanke an die so vielfach angefeindete Reichsvermögens- und Einkommensteuer sehr nahe. Man trifft hier den Einwand an, daß dadurch den Bundesstaaten, deren Steuerbedarf durch den Krieg nicht verringert, sondern ebenfalls erheblich vergrößert ist, die hauptsächlichste Steuerquelle, die ihnen zudem verfassungsmäßig vorbehalten ist, verstopft werden würde. Diese Verstopfung läßt sich jedoch ganz leicht vermeiden. Man berechnet zunächst das voraussichtliche Erträgnis, das die geplante Vermögenskonfiskation ergeben würde. Unter Zugrundelegung dieses Ertrages stelle man, entsprechend den bei dem erörterten Stundungsverfahren vorgesehenen Zins- und Tilgungsleistungen der Steuerzahler eine einheitliche Reichseinkommen- und ergänzende Vermögenssteuerskala auf. Ebenso wie nun z. B. bisher die Einzelstaaten berechtigt sind, zur Reichserbschaftssteuer Zuschläge als Landessteuer zu erheben, ebenso wie bisher die Kommunen zu der staatlichen Einkommensteuer Zuschläge erhoben haben, so mögen in Zukunft Bundesstaaten und Kommunen Zuschläge zur Reichssteuerskala je nach ihrem Bedarf erheben. Eine Mehrbelastung der Steuerzahler wurde sich hierdurch gegenüber der Vermögensbeschlagnahme und ihrer Stundung nicht ergeben. Was sonst im Wege der letzteren zu zahlen wäre, würde im gleichen Betrage durch die Reichsvermögens- und Einkommensteuer gezahlt werden. Die Bundesstaaten und Kommunen würden dabei ebenfalls nicht schlechter fahren. Die Zuschläge würden natürlich je nach dem Bedarf der einzelnen Bundesstaaten und Kommunen eine verschiedene Höhe erreichen, wie dies bisher schon bei den Zuschlägen der Kommunen zu der staatlichen Einkommensteuer der Fall war. Bundesstaaten und Kom-

Digitized by Google

munen müssen in Berücksichtigung ziehen, daß ihr Steuerbedarf gestiegen ist, sie können ferner auf der anderen Seite nicht außer acht lassen, daß bei einer Vermögensbeschlagnahme zu 20%, auch wenn das Stundungsverfahren Platz greifen würde, die direkte Steuerkraft der Zensiten im Durchschnitt um $^1/_5$, mit Rücksicht auf die Staffelung vielleicht noch mehr, sinken würde. Es würde ihnen also von den bisherigen Steuererträgen plötzlich mindestens der fünfte Teil verloren gehen. In dieser Erkenntnis müßten sie sich mit der Umgestaltung und Erhöhung ihrer direkten Steuern befassen und die Schraube entsprechend anziehen. Sie würden sich also bei einer Vermögensbeschlagnahme, in welcher Form sie auch erfolgen möge, auf jeden Fall vor die Notwendigkeit einer „Neuorientierung" ihrer bisherigen Steuersätze gestellt sehen. Die unvermeidliche Erhöhung könnten sie auch im Falle einer Zuschlagerhebung vornehmen, und zwar ohne besondere technische Schwierigkeiten. Und soweit verfassungsrechtliche Bedenken erhoben würden, so könnte diesen damit begegnet werden, daß die Reichsvermögens- und Einkommensteuer nur eine zeitlich begrenzte Ausnahmeerscheinung sei, die nach Erfüllung ihres Zweckes aufzuheben wäre, worauf alsdann das ursprüngliche Recht der Bundesstaaten auf Vermögens- und Einkommenbesteuerung wieder aufzuleben hätte.

Wir haben oben gesehen, daß bei einer Vermögensbeschlagnahme und einmaliger Veranlagung der hieraus sich ergebenden Abgabe infolge der zweifellos eintretenden späteren Vermögensverschiebungen die jedesmalige Leistungsfähigkeit nicht berücksichtigt werden könnte. Von vornherein könnte man auch infolge der unsicheren wirtschaftlichen Entwicklung nicht übersehen, welche Wirkung eine einmalige Veranlagung des abzugebenden Vermögensteiles in der Folgezeit haben würde. Die gleiche Abgabe bei gleich hohem Vermögen kann die Steuerpflichtigen verschieden treffen, je nachdem ihr Betrieb oder Gewerbe in der Zukunft von der wirtschaftlichen Konjunktur günstig oder ungünstig beeinflußt, je nachdem sie infolge ihrer Eigenart mehr oder weniger auch von den indirekten Steuern erfaßt werden. Bei einer Reichsvermögens- und Einkommensteuer, der von Jahr zu Jahr die augenblickliche, wirkliche Leistungsfähigkeit zugrunde liegt, würden die Grundsätze steuerlicher Gerechtigkeit so vollkommen wie nur irgend möglich beobachtet sein, und die technische Durchführbarkeit unter Benutzung des bei den Bundesstaaten gehandhabten Einschätzungsverfahrens und ihrer Erfahrung so gut wie keine Schwierigkeiten bieten. Inwieweit eine Staffelung einzutreten hätte, würde von sozialen Erwägungen in Verbindung mit der notwendigen Rücksicht auf den Ertrag abhängen. Vor einem möge man sich aber hüten, die großen Vermögen, deren Bedeutung für die Belebung des Wirtschaftslebens und für die Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland nicht zu unterschätzen ist,

Digitized by Google

zugunsten der kleineren und mittleren Vermögen allzusehr zu belasten. Eine Staffelung wird sich nicht vermeiden lassen, aber man verfalle nicht in das Extreme. Die kleineren und mittleren Vermögen bilden den größten Teil des Volksvermögens. Wollte man ihre Schonung gar zu weit treiben, so würde auch das unbedingt notwendige Erträgnis in Frage gestellt werden.

Selbstverständlich wäre bei Einführung der Reichs-Vermögens- und -Einkommensteuer die Reform und einheitliche Gestaltung des Einschätzungsverfahrens eine notwendige Voraussetzung. Für Wertpapiere müßte, wie dies durch das Steuerkursblatt vom 31. Dezember 1916 bereits geschehen ist, eine alljährliche maßgebende Festsetzung durch die zuständigen Börsenorgane unter Aufsicht und Genehmigung des Bundesrates oder Reichsschatzamtes erfolgen. Für Grundbesitz würden zwar einheitliche Richtlinien aufzustellen sein, die Schätzung selbst aber von besonders hiefür eingerichteten Kommissionen in den einzelnen Steuerbezirken vorzunehmen sein. Einheitlich müßte auch die Übertragung der Veranlagung an eigens hiefür ausgebildete Beamte erfolgen, wobei die vielumstrittene Frage, ob die Beibehaltung der Veranlagung durch Landräte und ähnliche Beamte weiterhin empfehlenswert ist, ihre Regelung finden müßte.

Sozialpolitik und Hilfsdienstgesetz

Von S. Aufhäuser (Berlin)

Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst ist die Antwort des deutschen Volkes auf die Vernichtungspläne unserer Feinde. Es ist aus rein militärischen Erwägungen heraus geboren worden und kann auch in seinem Aufbau wie in seiner Zweckbestimmung nur den Bedürfnissen der Landesverteidigung angepaßt sein. Die Gesetzgeber hatten sich das Ziel gesteckt, den höchsten Grad der Munitionserzeugung zu erreichen; die Kraftquelle, auf die zurückgegriffen wurde, war die Arbeitskraft, die es in allen Teilen der Bevölkerung mobil zu machen galt. In der Stunde nationaler Gefahr muß und kann die Arbeit allein zum Retter des Landes werden.

Es ist nach allem dem erklärlich, wenn neben dem nationalen Zweck des Gesetzes seine Durchführung von der einschneidendsten sozialen Bedeutung ist. Die deutsche Arbeitnehmerschaft hat in bezug auf die Freiheit des Dienstvertrags große Opfer gebracht, die sie verantworten kann, weil damit ihre draußen kämpfenden Brüder den nötigen Schutz erfahren werden. Wenn durch ausreichende Waffen- und Munitionsbeschaffung Opfer an Blut gespart werden können, so werden die Daheimgebliebenen bereit sein müssen, Opfer

Digitized by Google

ihrer sozialen Freiheit zu bringen. Den sozialen Schattenseiten des Gesetzes stehen aber auch einige Fortschritte grundsätzlicher Art gegenüber, die bisher nur selten in vollem Umfang gewürdigt worden sind.

Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst hat vier wesentliche sozialpolitische Errungenschaften gebracht: 1. die gesetzliche Anerkennung der Berufsorganisationen; 2. die Schaffung paritätischer Verhandlungseinrichtungen; 3. das Mitbestimmungsrecht des Arbeitnehmers innerhalb des Betriebes und 4. die Sicherung des Vereins- und Versammlungsrechtes.

1. Anerkennung der Berufsorganisation

Wenngleich im Verlauf des Krieges die Wertung der Gewerkschaften als ausschlaggebender Faktor unseres Wirtschaftslebens allgemein eine merkliche Steigerung erfahren und wiederholt führende Staatsmänner ihre besondere Anerkennung für die Wirksamkeit der Berufsverbände ausgesprochen hatten, so fehlte doch bis zum Inkrafttreten des Hilfsdienstgesetzes jede formale Eingliederung dieser wirtschaftlichen Verbände in das Staatsleben. Nach den Bestimmungen des neuen Gesetzes ist den wirtschaftlichen Interessenvertretungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum erstenmal ein obligatorisches Vorschlagsrecht zur Besetzung der für den Hilfsdienst vorgesehenen Feststellungs-, Einberufungs- und Schlichtungsausschüsse eingeräumt worden. Im § 10 ist ausdrücklich bestimmt, daß das Kriegsamt die Vorschläge für die Besetzung der erwähnten Ausschüsse von den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzuholen hat, während z. B. in allen bisherigen Gesetzen über die Sozialversicherung eine derartige Anerkennung der Berufsorganisationen nirgends zu finden war. Auf derselben Linie liegt die Erklärung der Reichsregierung, daß die Berufsverbände mit unter die „kriegswirtschaftlichen" Betriebe fallen, deren Aufrechterhaltung eine Voraussetzung zur Durchführung des Hilfsdienstes bildet.

2. Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer

Die sämtlichen Ausschüsse des Hilfsdienstgesetzes sind paritätisch von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzt. Darin liegt die Erkenntnis, daß die Arbeit als gleichberechtigter Bestandteil unserer industriellen Erzeugung zu werten ist. Vor dem Kriege haben jahrelange Kämpfe um diese Gleichberechtigung stattgefunden, ohne daß in das absolute Herrschaftssystem der Industrie Bresche gelegt werden konnte.

3. Das Mitbestimmungsrecht im Betrieb

Wenn unter Punkt 2 berichtet werden konnte, daß in den verschiedenen Ausschüssen des Hilfsdienstes Arbeitgeber und Arbeitnehmer dasselbe Stimmengewicht in die Wagschale zu werfen haben und damit eine Wahrung

Digitized by Google

der berechtigten Arbeitsinteressen gesichert ist, so würde diese Entwicklung auf halbem Wege stehen bleiben, falls nicht gleichzeitig auch im Arbeitsbetriebe selbst das Recht der Mitbestimmung für den Arbeitnehmer ausgesprochen worden wäre, wie es im § 11 des Gesetzes durch die Schaffung obligatorischer Betriebsausschüsse geschehen ist. Die Arbeiter sind bei ihrer Forderung nach dem konstitutionellen Fabriksystem stets von dem Grundgedanken ausgegangen, daß sie selbst in gleichem Maße wie der Unternehmer Träger des Betriebes sind und deshalb auch die Möglichkeit eines unmittelbaren Einflusses auf ihre Arbeitsbedingungen haben müßten. Der obligatorische Betriebsausschuß wird in Zukunft die verfassungsrechtliche Grundlage für das Zusammenwirken des Unternehmers und seiner Arbeiter bei Gestaltung der Arbeits- und Lohnverhältnisse bilden.

4. Sicherung des Vereins- und Versammlungsrechtes

Nach dem § 14 des Hilfsdienstgesetzes darf keine im Hilfsdienst beschäftigte Person in der Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechtes beschränkt werden. Diese Bestimmung bildet eine wertvolle Ergänzung zur Anerkennung der Organisation, die ohne Versammlungsrecht einen wichtigen Bestandteil ihrer Entfaltungsmöglichkeit entbehren würde.

Die hier besprochenen vier Grundsätze sozialer Art, wie sie im Hilfsdienstgesetz verwirklicht worden sind, sind gewiß nicht zufällig gerade bei dieser Gelegenheit in die Erscheinung getreten. Das Hilfsdienstgesetz ist eben in seiner Wirkung die stärkste Nutzbarmachung aller nationalen Arbeitskräfte; damit war auch der Augenblick gekommen, den Trägern der Arbeit einen entsprechenden Platz im Gewerbe einzuräumen und die organisierte Arbeit als staatserhaltender Faktor unserer Volkswirtschaft anzuerkennen.

Triest

Von Hugo Wolf (Küstenländische Front)

Die Kirche von Contovello sitzt, wie die Stirnperle in einem Diadem, zartfunkelnd auf der Höhe des gewaltigen Felsenbandes, in das die Bucht von Triest — weich und leise und den goldenen Brand der Liebe im Auge — wie eine Frau in den harten Arm ihres Geliebten gelegt ist. Vor der Kirche hängt eine Terrasse in das Meer hinaus, und wer sich bis an die Brüstung vorwagt, fühlt sich gleichsam in eine Loge versetzt, in die für Majestäten vorbehaltene und dem gewöhnlichen Erdenpublikum entrückte Loge eines Amphitheaters.

Digitized by Google

Von dort erblickte ich in der Beleuchtung einer gedämpften Novembersonne zum erstenmal die Stadt seit Kriegsausbruch. Sonst die Verheißung alles Fremden und Erregenden, Eingangspforte einer Sehnsucht, die in sämtliche Länder und Völker der Erde sich zu versenken gedachte, zunächst aber in jene paradiesischen Fernen, die den Ursprung des Menschengeschlechts erlebten: sonst Brücke nach dem Orient, Abflugstation nach den silbernen Märchen des Morgenlandes, zerbarst die Stadt vor kreischendem Leben, leidenschaftlich eingeschlossen von Dampfern und Seglern, die nach Handelshäusern und Banken und Magazinen ihre unsichtbaren Nerven auslegten und in ihren Schwingungsbahnen Matrosen, Agenten, Abenteurer, Direktoren und allerlei Frauenzimmer herumtanzen ließen. Es war nicht der Hochdruck von Hamburgs oder Londons Hexenkessel, kein überwältigendes Babylon mit himmlischen Ausblicken und höllischen Abgründen, aber es war genug, um die Phantasie eines Knaben, dem die Welt noch nicht offen stand, zu entfesseln und ihm Wunder zu versprechen, sollte er als Mann wiederkehren.

Nun stand der Gereifte, der Erfahrene, im Angesicht der unvergessenen Stadt. Er trug das Kleid des Soldaten und kam von der Front, in vollen Zügen die Stunde genießend, die ihn dem ruhelosen Bereich des Schlachtfeldes entführte.

Die Stadt schlief.

Es war schon spät am Morgen, aber die Stadt schlief. Kein Atemhauch eines Dampfers kräuselte durch die Luft, das Meer lag mit breitgeöffnetem Auge wie etwas Gelähmtes. Nackt und steif krochen die Molen in das Wasser, keine Barke, kein freudiges Segel schützte ihre Flanken, ganz dunkel färbte sich das Wasser in ihrer Nähe und begann zu zittern, als überliefe selbst das Meer eine Gänsehaut in dieser gespenstischen Minute, da am hellichten Tage eine große und zu einem bestimmten Beruf auserkorene Stadt sich diesem entzog und den Traum ihrer vergangenen Nacht weiterzuspinnen unternahm.

Ich dachte, man müsse doch etwas merken, das die rätselhafte Erscheinung hinlänglich erklärte: ich überflog den Horizont nach Kriegsschiffen, die vielleicht die Straße in den freien Ozean sperrten, ich untersuchte mit dem Feldstecher die Meeresoberfläche nach Minen, die etwa den kühnen Schiffern hinderlich wären. Aber es war nichts dergleichen zu beobachten, und gerade dieses Unbestimmbare, in der Luft Hängende, dieses irgendwo Seiende und Notwendige und Nichthinwegzuleugnende, das die Völker gegeneinanderrennen ließ und hier eine Stadt in Narkose versenkte, war Ursache, daß der Beschauer selbst schließlich einem Trugbild zum Opfer gefallen zu sein vermeinte.

Ich schloß die Augen und tat sie wieder auf. Ein Vogel stürzte in die Tiefe, setzte sich auf eine Welle und ließ sich tragen: dies ist Wirklichkeit und

Digitized by Google

Bewegung, dachte ich; sofort wird ein allgemeines Erwachen anheben — Sirenen werden brüllen, Maschinen sich drehen, Kräne poltern, Lasten stöhnen — es wird, oh, es wird sofort laut und hitzig zugehen ... Aber die Stadt rührte sich nicht. Sie schlief immerfort.

Nun bestieg ich mein Fuhrwerk, um es die Windungen der Straße hinabzulenken, nachdem ein Posten meine Papiere geprüft und richtig befunden hatte. Ohne Aufenthalt gelangte ich darauf in das Herz der Stadt.

Es war nichts Außergewöhnliches zu sehen. Es war ein Vormittag wie in anderen österreichischen Städten, beinahe roch es nach Provinz und kleinbürgerlichen Stuben. Die Frauen gingen mit Einkaufskörben über den Markt, die Trambahn wackelte in langen Zwischenräumen und überraschte den ahnungslosen Spaziergänger durch ihre Existenz. Es gab kein Geschrei, keinen Tumult, keinen Polizisten. Es war alles in Ordnung. Daß sich im Straßenbild das Militärische heftiger aufdrängte als sonst, war nicht von Bedeutung: dieser Tatsache konnte man sich heutzutage im kleinsten Gebirgsdorf nicht mehr verschließen.

Und dennoch gab es einen drohenden Fingerzeig: die Brandruine des Redaktionsgebäudes des „Piccolo della Sera". Die geschwärzten, zum Teil eingestürzten Mauern verrieten, was sich einst stürmisch entlud, und streckten sich wie eine Schwurhand zum Protest gegen hochverräterische Umtriebe. Die Springflut der Empörung hatte damals in einem Ansturm beseitigt, was irgendwie Neigung nach der gegenüberliegenden Meeresküste offenbart hatte, und Maßregeln der Regierung wurden leichtsinnigen Demagogen rasch zum Verderben.

Es machten sich nachher Strömungen bemerkbar, die es eine ganze Bevölkerungsschichte entgelten lassen wollten, was einzelne Bankrotteure der Gesinnung angestiftet hatten, und das slawische gegen das romanische Element ausspielten. Doch sieht man heute allenthalben wieder ein, daß es unklug wäre, den Grundcharakter der Stadt in einen fremden zu verwandeln. Triest ist ein Hafenplatz und wird es nach dem Kriege stärker sein als je vorher, dazu aber ist es nötig, dem romanischen Geist Bewegungsfreiheit zu gewähren, denn nur er besitzt noch wie der germanische den Drang, die Leidenschaft, das Temperament, das in die Ferne begehrt und über sich hinaus projiziert, was sein Inneres ruhelos macht. Der Slawe ist der geborene Landmensch — die Wanderungen durch ungeheuerste Erdgebiete, die er in Urzeiten vollzog, stecken ihm unaustilgbar im Blut — was er plant und sinnt, geht nach innen, in die Tiefe der Seele — dort erlebt er seine schwärmerischen Akte ...

Wie in allen Hafenstädten der Welt, die sich verschiedenrassig gemischt haben, zeichnen sich die Mädchen durch ein prachtvolles, selbstsicheres Auftreten aus. Die Mode ihrer Kleidung ist nicht die allerneueste, legt phan-

Digitized by Google

tastische Zusammenstellungen an den Tag, als deren Grundton zumeist gelbe Halbschuhe zu allen Jahreszeiten hervorstechen, und bedient sich einer gewissen Nachlässigkeit, wie es sich bei Menschen mit südlichen Gefühlen eigentlich von selbst versteht. Geht man über die Straße, so ist man sich allerdings im unklaren, ob diese oder jene, die den Blick einladend umherschleudert, einer beabsichtigten Annäherung nicht Schwierigkeiten entgegensetzen wird. Keinesfalls kann gesagt werden, daß die Mädchen hier leichtsinniger wären als anderswo.

Die Mittagsstunde führte mich auf den Molo San Carlo, der eine beträchtliche Menschenmenge zum Korso versammelte. In Friedenszeiten ankerten hier die großen Vergnügungsdampfer, und ich erinnerte mich mit einem ironischen Gefühl einer blanken englischen Magnatenjacht, die einst den österreichischen Hafen beehrt und schön weiß gekleidete Matrosen an Land gesetzt hatte, worüber die vor Freude ganz gerührten Zeitungen spaltenlange Artikel brachten. Jetzt dient der Molo neugierigen Personen, sich ein ahnendes und ehrfürchtiges Schaudern vor den Gewalten des Krieges zu verschaffen, der im Westen steht — allzuweit, um schädliche Einwirkung unmittelbar zu verbreiten, doch nahe genug, daß ein aufmerksames Ohr die Zwiesprache der Geschütze aufzufangen vermag. Deutlich auch sind die Schlote der Werft von Monfalcone wahrzunehmen, in denen sich feindliche Artilleriebeobachter eingenistet haben. Seltsames Abenteuer: im Angesicht des Gegners spazieren zu gehen, Freunde zu begrüßen, mit hübschen Mädchen Unterhaltung zu pflegen und die Sonne, den Himmel, das Meer mit einer Inbrunst zu genießen, wie es sonst nur dem Erholungsreisenden beschieden ist! Der Triestiner hat vielleicht nie die Schönheit seiner Landschaft in solch hohem Maße ausgekostet wie jetzt, da ihn der Eifer des Geschäfts nicht mehr hindert, für die umgebende Natur ein offenes Auge zu haben.

Der Nachmittag wurde mit Kameraden im Café des Exzelsiorhotels hingebracht. Der in Marmor und Gold prunkende Raum hatte wohl die Bestimmung gehabt, ausländischen Gästen, vornehmen Reisenden, Herren von Rang und Damen von Welt sich als stimmungsvoller Zusammenkunftsort anzubieten. Es war auch jetzt kein übler Tummelplatz für heitere Gesprächigkeit und schwingende Laune: vielfach gebauschte Vorhänge sorgten, daß kein verräterischer Lichtstrahl ins Freie drang, ein kleines Orchester breitete sorgfältig Wiener Operettenmelodien aus, als wären es Brüsseler Spitzen, Mädchen bedienten, Mädchen saßen an den Tischen — kein Wunder, daß sich hier mit Vorliebe die Söhne der Front einstellten, um an den Töchtern der Stadt Gefallen zu finden!

Die Straßen waren dunkel, als ich die Gesellschaft verließ, die meinem nach neuen Dingen ausschauenden Herzen schließlich nichts mehr zu sagen

Digitized by Google

wußte. Ich schlenderte längs des Randes der Kaimauer — ganz nahe dem Wasser — und sog die Lungen voll schneidender Luft. Weit und breit kein Tritt, kein Schatten. Das Meer verhielt sich schweigsam. Ein fahler, von Nebeln abgeblendeter Mond kreiste gelassen über der Szene, die ein kundiger Regisseur als Unterlage für einen Hamletmonolog oder eine Faustmeditation hätte brauchen können. Plötzlich ein feines Knallen, ein schwächliches Gepolter, wie wenn Kohle vor einem Hause abgeladen wird und in den Keller stürzt: Einleitung einer Schlacht, nächtliche Artillerietätigkeit, Vorbote vielleicht eines Trommelfeuers! Ich suchte nach Licht ...

Ich gelangte in eine breite Straße mit eilenden Menschen. Vor den Geschäftsläden waren die Rollbalken zur Hälfte herabgelassen, um die Lampen zu beschützen, die außerdem noch in rosa Seidenpapier steckten. Wollte man das Gesicht eines Vorübergehenden erkennen, so mußte man sich an eines der seltenen Lichtbänder klammern, die aus einem unverdeckten Spalt sich ergossen, und angespannt warten, bis der Betreffende in den Bereich der Strahlen geriet. Es war ein mühsames Spiel. Endlich kam ich an ein Tor, das sich durch seine Helligkeit vor den benachbarten auszeichnete, und beschloß, einzutreten.

Teatro Fenice. Das Menu bestand aus einem Viertel Operette, einem Achtel Oper — große Arie! — und einem ganzen hochdramatischen Einakter. Zum Nachtisch wurde Kino serviert. Man war nicht anspruchsvoll, ließ sich die angeborene Naivität nicht durch aufdringliche Darbietungen verderben, die es auf den hohen Stil der Kunst abgesehen hatten, und erkaufte mit Begierde um einen Spottpreis, was das leicht entzündliche Herz an Rührung, Humor, Liebesfreude und Todesschmerzlichkeit nur verschlucken konnte. Gefühl, Gefühl war alles: im Gesang der Tenor, in der Begleitmusik das Cello! Hinschmelzen vor Wehmut, in die Arme einer besseren Welt entfliehen, sich versöhnen mit Gott und mit dem Tode in einem schönen Klang, in einer wohltuenden Leidenschaftsgebärde, in einem glücklichen Wort: wessen Seele sich auf diese Stufe der Ekstase emporgeschleudert hatte, ging befriedigt nach Hause und legte sich wie ein Welteroberer zu Bett.

Mein nördlich veranlagtes Gemüt in seiner kritischen Zersetzungskraft konnte sich nicht entschließen, den so einladend aufgetanen siebten Himmel zu betreten, sondern zog es vor, auf einem Gang durch nächtliche Straßen die wallenden Gedanken zu beruhigen. Die Stille und die Finsternis um die Häuser war dermaßen dichtgeballt, daß man vermeinte, sie mit Händen greifen zu können. Im Winkelwerk der Gassen stieg ich Stufen und erreichte atemlos einen Gipfel, wo mir plötzlich der Dom von San Giusto entgegenstarrte. Nun wurde ich froh und schaute mich um und sah tief unter mir den Schimmer des Meeres und in der Höhe das Tanzgelage der Sterne.

Digitized by Google

„Frieden!“ sagte ich zu den Steinfiguren am Kirchenportal und zu den ruhig betenden Zypressen ...

Als ich den Heimweg antrat, kam ich durch ein ärmliches Viertel, das sonst nächtlicherweile einen ziemlichen Verkehr aufzuweisen hatte, indem hier die Matrosen und die Soldaten und die Lastträger den Spuren der Liebe nachzuforschen pflegten. Diesmal waren es nicht mehr als zwei oder drei schattige Gebilde, die den einsamen Wanderer zum Verweilen aufforderten. Den Schritt beschleunigend, strebte ich nach einem dünnen Licht, das mir aus der Ferne entgegenschimmerte.

Es brannte in einer Kaffeeschenke, und der Besitzer war eben im Begriff, aus Mangel an Gästen die Bude zu schließen. Vor dem Verlöschen des Lichtleins hatte ich noch einen Blick auf das Firmenschild werfen können. „Zum glücklichen Europa“ stand darauf mit verwitterten Buchstaben ...

Die Völker

Von Ludwig Finckh

Vielleicht meinen sie alle es gut;
Sonst vergössen sie nicht ihr Blut.
Aber das Hirn ist ihnen schwer,
Und sie verstehen sich nicht mehr.

Laster heißt der Fleiß,
Der dem anderen frommt,
Weiß ist nicht mehr weiß,
Wenn's vom Feinde kommt.

Keine Krume mehr wird ihm zugemessen,
Lieber sollen alles die Fische fressen.
Keine Flamme soll er mehr sein auf Erden,
Verhungert und ausgetilgt soll er werden.

Wenn er tapfer ist, so speit man ihn an;
Herz hat er keines, und sein Geist ist vertan.
Doch hat er Kinder von Fleisch und Blut,
Und sie haben ihn lieb und wissen nicht, wie die Bosheit tut,
Sind unschuldig wie die der anderen auch.
Ihre Schuld besteht in anderer Hirne Nebel und Rauch.

Digitized by Google

Merkt ihr es nicht: wer ist wieder am Werke?
Welcher Unkrautsäer versetzt die alten Berge?
Was für Geister und Meisterdiebe
Haben den Völkern den Verstand genommen? —
Ach, nur das letzte Restchen Liebe
Ist ihnen abhanden gekommen.

Es war vorher nicht viel.
Mehr Handel und Spiel,
Ehrsucht und äußerer Glanz,
Als der frische, blühende Kranz
Der Liebe.

Und so spring' ich mitten unter euch hinein
Und schreie auf: Haltet ein!
Allesamt wird euch der Haß auf den Boden zwingen!
Liebe nur kann die Menschheit weiterbringen!
Brüder wollen wir wieder sein!
Haß macht klein,
Haß macht schlecht,
Haß zehrt, Haß ist der Knecht.
Lasset die anderen zu recht bestehen,
Der Hasser verdirbt sich selbst und muß im Winde verwehen.
Glaubt mir's, ich habe recht,
Ich habe selber gehaßt und war klein und schlecht.

Gott hat sie geschaffen, so gut wie euch,
Er macht sie arm und macht sie reich,
Und nimmt ihre Seelen in seine Hand —
Und wird von ihnen und von euch
Vater genannt.

Amerikanisch-japanische Verständigung

Über Paris vernimmt man aus Tokio, daß Japan mit Amerika zusammenarbeiten werde, um die wirtschaftliche Entwicklung Chinas mit Geldmitteln zu fördern. Die beiden Mächte würden ungefähr je sechs Millionen Dollar, die die Stadt Peking für einen großen Kanal nötig habe, zur Verfügung stellen. Eine weitere amerikanisch-japanische Anleihe von 50 Millionen Dollar sei der Republik der Mitte in Aussicht gestellt worden. Man braucht von der Vorgeschichte dieser Verständigung nichts zu wissen, um ihre wahre Natur zu erkennen. Japan hat zwar während des Krieges seine auswärtigen

Digitized by Google

Schulden tilgen können, aber es ist doch noch nicht in der Lage, als Gläubigerstaat eine besondere Rolle zu spielen. Es würde seine eigene rastlos fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung gefährden, wenn es größere Summen an andere Staaten verleihen wollte. Wenn sich das reiche Amerika trotzdem dazu entschlossen hat, nur in Gemeinschaft mit Japan weitere Anleihegeschäfte in China zu machen, so bedeutet das, daß Japan nur der Form nach als Geldmacht auftritt, während seine Gewinnbeteiligung in Wirklichkeit einen Tribut Amerikas vorstellt, von der Art, wie ihn in China Kaufleute an Räuberbanden zahlen, um sich gegen deren Überfälle zu versichern. Japan kann es ja unter der Bedingung seiner Kontrolle und Teilhaberschaft nur erwünscht sein, wenn die Amerikaner möglichst viel Geld in China „arbeiten" lassen. China verfügt über gewaltige Vorräte an Rohstoffen und zugleich über ebenso gewaltige Arbeitermassen, deren Tüchtigkeit weltbekannt ist. Es fehlt nur an Geld für die Heranschaffung der nötigen modernen technischen Hilfsmittel, um aus diesen Rohstoffen und Menschenmassen unermeßliche Reichtümer hervorzuzaubern. Solches Geld können die Amerikaner liefern, aber wenn sie sich in den Gewinn aus diesen Anlagen mit den Japanern teilen müssen und obendrein noch von deren Gnade als der Ostasien beherrschenden politischen Macht abhängig bleiben, so ist es klar, daß es sich bei den neuen amerikanisch-japanischen Anleihegeschäften in China nur um leoninische Verträge zugunsten Japans handeln kann. Durch eine Reihe von Abkommen mit China hat Japan ja bereits Hand auf manche der besten und ergiebigsten chinesischen Rohstoffquellen gelegt; amerikanisches Kapital wird ihm helfen, die Rohstoffe zu gewinnen und zugleich die Verbrauchskraft der chinesischen Bevölkerung so zu heben, daß sie für einen Massenabsatz der aus billigen chinesischen Rohstoffen in Japan hergestellten Industriewaren geeignet wird. Je mehr sich aber Japan an dem mit amerikanischem Kapital befruchteten chinesischen Wirtschaftsleben zu bereichern vermag, desto eher kommt es in die Lage, China selbst mit dem Kapital versorgen zu können, dessen es weiterhin bedarf. Dann wird es die erste beste Gelegenheit wahrnehmen, dem amerikanischen Kapitalisten zu sagen: Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen.

Alles das ist zu einleuchtend, als daß sich die Amerikaner selbst darüber täuschen könnten. Sie sind sich auch schon deutlich genug dessen bewußt geworden, daß das japanische Frachtmonopol im Stillen Ozean allein imstande ist, ihnen einen Wettbewerb mit der japanischen Industrie in China fast unmöglich zu machen. Aber man hat sich nun einmal in das „faule Geschäft" der Ausrüstung der gegen Deutschland verbündeten Mächte in Europa eingelassen und muß diese nun auch noch als bewaffnete Macht unterstützen. Um da nicht die Zukunft Chinas ganz an Japan zu verlieren, muß man sich wohl oder übel von diesem eine Schonzeit für die mit Mühe erworbenen eigenen Interessen in China erkaufen. Die Vorbereitungen für das neuerdings zustande gekommene wirtschaftspolitische Abkommen zwischen Amerika und Japan begannen schon gleich nach der „Eroberung" Tsingtaus. Um die Verhandlungen zu fördern, reisten Baron Schibusawa nach Amerika, der Stahlkönig Gary nach Japan. Die Aussichten für eine Verständigung beruhten auf beiden Seiten darin, daß

Digitized by Google

die maßgebenden Kreise die Zeit für eine gewaltsame Austragung des Streites um die Vorherrschaft im Stillen Ozean nicht gekommen erachteten, die Widerstände darin, daß weder hüben noch drüben des zukunftreichsten Weltmeeres jemand über die Unversöhnlichkeit der amerikanischen und japanischen Interessen im fernen Osten sich täuschte. Würde es sich wirklich um eine Dauer versprechende Verständigung handeln, so wäre es unverständlich, weshalb sich die Amerikaner gerade während des Weltkrieges dazu entschlossen hätten, jährlich zwei Milliarden Mark für den Ausbau ihrer Flotte auszugeben. Man beabsichtigte damit, wie der Marinesachverständige Arthur A. Pollen schrieb, gleich zu Beginn eines Krieges so stark zu sein, daß man die japanische Flotte ohne erhebliches Risiko überwältigen könnte. Auf solche amerikanische Stimmen berufen sich in Japan Blätter wie „Dai Nippon", wenn sie betonen, Japan müsse, solange der Krieg in Europa dauere, jederzeit in Bereitschaft sein, Amerika den Krieg erklären zu können. Die vorläufige Verständigung über wirtschaftspolitische Bestrebungen kann die bestehenden dauernden Interessengegensätze wohl verschleiern, aber nicht aufheben.

Otto Corbach

Polen als Nationalitätenstaat

Reichstagsabgeordneter Georg Gothein, der auch im „März" während der letzten Jahre einige wertvolle Beiträge über das polnische Problem veröffentlichte, hat vor einigen Wochen ein kleines Buch über „Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat" erscheinen lassen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Habent sua fata libelli! Die Schrift war in den ersten Monaten des Jahres 1916 niedergeschrieben, aber erst nach der Zwei-Kaiser-Proklamation über die Zukunft Polens für den Druck freigegeben worden, und genau in dem Zeitpunkt, da sie zur Auslieferung gelangte, brach in Rußland die Revolution aus und verschob damit einige der historisch-politischen Voraussetzungen der kühnen Konzeption dieser Arbeit.

Die Beurteilung der staatlichen Lebensmöglichkeiten dieses Entwurfs ist heute unsicherer geworden, da niemand vorauszusagen vermag, welche Formen der politischen Zielsetzung das östliche Chaos gebären wird; wie wir uns nun, mit mehr eigener Schöpferkraft oder mit der zuwartenden Geduld des Beobachters, die Gestaltung unserer Ostgrenze oder ihrer Randstaatenbildung ausdenken mögen, wir haben künftig stärker mit Rückwirkungen von Rußland her zu rechnen, ohne sie berechnen zu können, als vor der großen Umwälzung. Die politische Frage liegt in der Entscheidung, ob wir um so rascher und vollkommener den Bau des polnischen Staatswesens in dem für Polen und uns gleich zuträglichen Sinn fertigstellen wollen oder mit Rücksicht auf unsere noch ungeklärten Beziehungen zur russischen Revolution, in Abwägung der internationalen Gesamtlage, zuwarten wollen. Am 5. April 1916 hat der Kanzler im Reichstag gesagt: daß die von Deutschland und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der baltischen See und den wolhynischen Sümpfen nie mehr wieder der Herrschaft des reaktionären Rußlands ausgeliefert werden. Dies zarische Rußland ist nicht mehr. Wird es wiedererstehen?

Digitized by Google

Darf Deutschland von einem „demokratischen Rußland", wie es heute optimistische Vulgarauffassung geworden ist, sich einer anderen, einer dauerhaft friedlichen Grundstimmung versehen?

Gothein prüft die verschiedenen Möglichkeiten, die für die Grenze und Staatsverfassung eines selbständigen Polens vorgeschlagen wurden, und legt Gewicht auf den Nachweis, daß Kongreßpolen allein wirtschaftlich, sozial und national eine zu enge Basis für eine zukunftsichere Entwicklung bilde. Was ist der Ausweg? Polen, Litauen und Kurland sollen zu einem Nationalitätenstaat zusammengefaßt werden, unter erblicher Monarchie, in Militärkonvention mit den Mittelmächten, mit einem verfassungsmäßig festgelegten System von Bewegungsfreiheiten für die zersplitterten Minderheiten. Ein „kühner Griff", gerade die Polen, bei denen die nationalstaatliche Sehnsucht aus ihrer unglücklichen Geschichte romantisch durch bald anderthalb Jahrhunderte geblüht hat, zum Führervolk eines Nationalitätenstaates zu machen, der Duldung, Gerechtigkeit, Anpassung, Beispiel verlangt. Was für den Plan spricht, ist, daß solch ein Gebilde, in sich selber mit Minderheitsproblemen durchsetzt, nicht mit den Ansprüchen auf „nationale" Abrundung die Mittelmächte belasten kann, und daß hier für die wirtschaftliche Verselbständigung günstigere Grundlagen gegeben sind als bei einem oder mehreren staatlichen Torsen.

Das ist nun nicht zu vermeiden, daß dieser so gegründete Staat ein Kind sehr rationalistischer Überlegungen ist und daß er über dem Gewicht historischer Überlieferungen den Optimismus entgegensetzen muß: „ideal" ist das nicht, aber wißt ihr etwas Besseres? Klug und vorsichtig macht Gothein bis ins einzelne gehende Vorschläge für Staats- und Gemeindeverfassung, für Schulordnung und Ministerium. Daß über den Finanzaufbau nichts weiter gesagt wird, begreift man; was man vermißt, ist eine nähere Ausführung über die militärischen Voraussetzungen. Den breitesten Raum nehmen die sehr gründlichen Betrachtungen über die Wirtschaftspolitik ein, sie sind um deswillen bleibend wertvoll, weil das hier gesichtete und gegliederte Material in seiner Geltung von den Ungewißheiten der politischen Zukunft am wenigsten gefährdet ist. Innerhalb der großen „östlichen" Literatur bestimmt gerade dieser Abschnitt der Gotheinschen Schrift seinen dauerhaften Platz.

Theodor Heuss

Stefan Tömörkény †

Mit Stefan Tömörkény, der am 24. April in seiner Heimatstadt, in Szegeb, im Alter von 51 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben ist, hat das ungarische Schrifttum eines seiner stärksten, bodenständigsten Talente verloren. Einen Dichter, der mit jeder Faser seines Herzens an dem Volke seiner engeren Heimat, an den Madjaren der ungarischen Tiefebene, des Alfölds, der Pußta, ihrer Gehöfte und kleinen Dörfer, hing. Diese grenzenlose Liebe für sein Volk, für seine Heimat hat wohl der Welt seiner Betrachtungen sehr enge Schranken gesetzt, doch verdanken seine kurzen Skizzen und Novellen, deren Zahl in die Hunderte geht — er hat, von einem Einakter und wenigen längeren Erzählungen

Digitized by Google

abgesehen, ausschließlich dieses Genre gepflegt —, gerade dieser tiefen Liebe, der aus ihr entspringenden Art seiner Betrachtung und Schilderung ihren größten Wert, die Atmosphäre, einen feinen, liebevollen, spöttelnden Humor, eine meisterhafte Knappheit, das Fehlen jeder erlogenen Sentimentalität, jeder Maniriertheit, denen Schriftsteller, die ihre Themen aus dem Leben des Volkslebens schöpfen, so leicht verfallen.

Tömörkénys Bauern sind keine Salonbauern, sie sind die Bauern der ungarischen Tiefebene, wie sie leben, in Freude und Not, gottesfürchtig und arbeitsam, von eigenartiger Schlauheit und Beschränktheit; sie sind keine Engel, betrinken sich mitunter ganz tüchtig, sind auch kleinen Gaunereien nicht abhold, doch im Grunde von einer seltenen Güte, die Tömörkény, dem Sohne seines Volkes, im höchsten Maße eigen war, wie ja auch seine Schriften viele Merkmale des madjarischen — nicht ungarischen! — Charakters tragen. Seine Phantasie ist recht matt, die Gabe zur Erfindung bewegter Geschehnisse, überraschender Wendungen fehlt ihm völlig; da er sich jedoch dieser Mängel bewußt war, merkt man sie bloß, ohne daß sie störend wirken: ein ungarischer Bauer wird niemals etwas tun wollen, was über seine Kraft geht; auch Tömörkény begnügt sich damit, was er kann. Allerdings bringt er es hier auch zur vollendeten Meisterschaft. Und dies ist: mit wenigen Worten eine Landschaft zu schildern, daß sie in aller Farbenpracht oder Eintönigkeit vor uns duftet und leuchtet, einen Menschen, daß wir ihn als lebend empfinden, ein Menschenschicksal, daß uns seine Lyrik durchdringt und sich in unser Leben einfügt. Es gibt keinen ungarischen Schriftsteller, in dessen Schriften in so restlosem Maße die Seele des madjarischen Volkes, der ungarischen Landschaft eingefangen ist wie in Tömörkénys Skizzen und Novellen.

Schlicht und harmonisch wie seine Arbeiten war sein Leben. Floß gemächlich, fern von Lärm und Getriebe der Großstadt dahin, unter Menschen, die ihm zugetan waren, und sein stiller Tod ist ein Schlußpunkt am Ende eines abgeschlossenen Lebenswerkes.

Stefan J. Klein

Klabunds „Himmelsleiter" und „Krankheit" *)

Klabund hat sich in den zwei letzten Jahren sehr geändert: er ist schon kein Stürmer mehr; er lebt literarisch abgeklärt in seinen Versen. Das Tobende, Rasende schwand, es blieb vom kriegerischen Klabund der Friedenszeit nur das wunderbare, das dichterische Erfassungsvermögen des Momentes. Die ungebändigte Erotik, die drastische Ausdrucksweise, die ihn auf die Anklagebank gebracht, ging Klabund verloren. (Oder sie kam ihm abhanden oder — er warf sie von sich.) Was Tüftler an seiner Lyrik beanstandeten, werden sie heute loben.

Der „Himmelsleiter" Verse sind zart, weich, frühlingshaft, sehnsüchtig, erinnern an Hölderlin und Eichendorff, zu denen hin Klabund Gemeinsamkeit der Empfindung zieht. Er wird aufrichtig; die Maske der übertriebenen Vitalität, unter der er litt, hat er abgestreift.

Nur aus manch früherem Gedicht weht noch der Sturm der vergange-

*) 1917, Berlin bei Erich Reiß.

Digitized by Google

nen Zeit: eine Landschaft, die lebendig wird, anfängt zu zappeln wie ein Mensch, wie ein Tier; eine Vorstadttype, die Symbol wird, aus der ein Stück Menschheitsgeschichte steigt; des Dichters Erleben selbst, in dem der Witz kämpft gegen eine Hydra des Leidens.

Man kann sich aus der „Himmelsleiter" — sie enthält die Gedichte der vier letzten Jahre — kein Bild des Dichters machen. Oder es wird verworren: sentimentaler Gefühlsathlet, der über seine Zeit lacht und darunter leidet.

Weil ich Klabund liebe, hasse ich dies Buch; denn es entstellt den Dichter. —

„Die Krankheit" aber ist unverfälscht Klabund. Hier ist er Er, Silvester, der Held: Dichter, Rennreiter, Schauspieler, Mann, umjubelt und umworben. Davos: Poker, Tollheiten im Schnee, Fasching. Mit dritter Übersetzung rast es. Die Ernte in die Scheuer bringen vor dem Gewitter. Dem Leben das Letzte abzwacken, ehe der Tod einem die blaue Speiflasche aus der Hand schlägt. — Krank? Er ist unter allen Kranken der körperlich Wohlste. Wie wenig gilt diese Schwäche des Körpers gegenüber den seelischen Leiden.

Was wäre ihm der Besitz der Frau, die er anbetet? Ist's nicht mehr, von der Sterbenden das erste Liebeswort zu hören und an der Sehnsucht zu erstarken?!

Wie Sonne auf dem das Werden erstickenden Eis funkeln und blitzen über allem die grausen Strahlen eines wollüstigen Humors. Die Arroganz von so durchsichtiger Selbstironie, daß sie den Gegner entwaffnet, ihn erschlägt bei der Durchsicht der Interpunktion seiner Kritik.

Paul Nicolaus

Monte Cassino

Aus dem Dunst der Niederung ragen die blauen Höhenzüge des Schwarzwaldes. Die Vogesenberge schlafen in zärtlicher Einsamkeit und heben ihre weiten Schneeflächen wie Schilde in das Purpurlicht des frühen Morgens.

Im weißen Gewoge der Ebene glänzen die dunklen Schatten der Wälder, die Umrisse der Dörfer und das fahle Silber des Schnees. In unerschöpflicher Fülle quillt um die Berge das Licht.

Der Alpen erhabene Gipfelreihe steht wie ein ferner Traum am Himmel und türmt die Erlebnisse friedlicher Tage steil und kühn vor mir auf.

Aus dem Nebel der Vergangenheit steigen italienische Wandertage auf. Das Auge sieht sie nicht mehr im Überschwang der Sehnsucht, fest und gestaltet liegen sie vor mir wie eine Silberarbeit im matten Glanz.

Monte Cassino.
Berg der Gastlichkeit.

Wir kamen von Neapel, einen Soldo im Sack, schliefen und bettelten an den Landstraßen, die uns müde und elend machten und doch jeden Tag neue Schönheiten und Wunder erschlossen. Das Feuer der Jugend flammte in uns und war für Minuten gestillt: als wir in einer Sturmnacht nach Neapel fuhren und das Meer unser Schiff ansprang, als wir am Krater des Vesuvs lagen und der Schirokko von Afrika herüberblies und uns mit Casakörnern geißelte.

Am vierten Wanderabend kamen wir nach Monte Cassino. Und heute im Völkerkrieg auf dem Hartmannsweiler Kopf läßt mich der Tag nicht frei und will gestaltet sein.

Digitized by Google

Mein Kamerad von damals ist schon in der ersten Champagneschlacht gefallen. Er war ein lieber Freund, und wir haben uns oft mit unsern Leibern gegenseitig gewärmt, wenn der italienische Dezemberwind über die endlosen Landstraßen lief. Auf der Polizei bekamen wir einige Soldi und ein gutes Bett zur Nacht, wo wir uns Frost und Müdigkeit aus den Knochen schliefen.

Am Morgen waren wir frisch und stark, und wir stiegen aus der lärmenden Stadt hinauf in das gastfreie, berühmte Kloster, wo die Landstreicher mit den feinen Herren und Damen an der gemeinsamen Tafel essen, wo sich deutsche und französische Kunden treffen, die Landstraßenbrüder aus allen Ländern, und einen guten Tag feiern mit Braten und Wein, Früchten, Weißbrot und Fleischpasteten, wo wir, die Bettler, uns eine Stunde als Menschen fühlten, wo uns, die Allerärmsten, die Mönche bedienten.

Das war so ein Tag wie heute — das Tal war voller Dunst, und die Abruzzen durchbrachen die trüben Schleier. Die Sicht war unermeßlich weit; und die quellende Kühle des Klosters koste uns mit sanften Händen.

Wo bist du, Berg der Gastlichkeit? Wo bist du, Stunde der Brüderschaft? Und wo seid ihr, süßer Wein, duftendes Brot und lächelnde Früchte?

Zwei Jahre Front. Die Granaten schreien. Die Massengräber füllen sich. Blut steht wie ein dampfender See über den Schlachtfeldern, und auf dem Leichengebirge der Zeit hocken die Aasgeier der Wucherei und des Kriegsgewinnes.

Musketier Max Barthel

Die Zukunft der deutschen Schiffahrt

Die gefährlichste Konkurrentin der deutschen Reedereien, die englische, erfährt zurzeit die fürchterlichste Heimsuchung. Vom 1. Februar 1917 bis heute dürfte fast ein Zehntel der britischen Handelsflotte vernichtet worden sein, und seit Anfang des Krieges hat sie wohl 27 Prozent ihres damaligen Bestandes eingebüßt. Und wenn der Tauchbootkrieg noch einige Zeit in dieser Stärke anhält, so sind die Folgen weit über die Kriegswirkungen hinaus ganz unabsehbar. Da mag es zunächst etwas merkwürdig klingen, daß die einzelnen englischen Schiffahrtsgesellschaften bis jetzt aus dem Krieg nur Nutzen gezogen haben, und zwar ganz ungeheuren Nutzen. Zwar verlieren sie in immer schnellerem Tempo ihre Schiffe, und gerade ihre besten — indessen: sie werden ihnen ja von den Versicherungsgesellschaften mit Staatshilfe bezahlt. Die Schiffe aber, die fahren und ihr Ziel erreichen, erhalten so phantastische Frachten bewilligt, daß die Gesellschaften ordentlich in Verlegenheit sind, wo sie ihre Gewinne verstecken können. Dafür nur ein paar Beispiele: Vor dem Kriege kostete die Getreidefracht von Neuyork nach Liverpool 6 Schilling für die Tonne, heute aber 170 Schilling, damals wurde die Weizenladung von Kurachee nach England mit knapp 10 Schilling bezahlt, heute mit 270 Schilling usw. Der sich daraus ergebende Milliardengewinn erfährt allerdings eine erhebliche Einschränkung durch zwei Umstände: durch die sogenannten „Blaubuchraten" und die Kriegsgewinnsteuer. Die

Digitized by Google

Blaubuchraten sind Höchstpreise der Regierung, die allmählich für fast die ganze Handelsmarine in Anwendung kommen, die Sondersteuer aber beträgt jetzt schon bis zu 60 Prozent. Daß trotzdem noch sehr viel für die Gesellschaften übrigbleibt, ergibt sich aus folgender Übersicht, die wir teilweise auf Angaben aufbauen, die Herr Edgar Cramond in einem Vortrag vor der Liverpooler Bankvereinigung gemacht hat:

Die Gewinne der englischen Schiffahrt (alles in Millionen Pfund Sterling).

	1913	1916
Einnahmen	127	370
Ausgaben	107	179
Reingewinn	20	191
Davon erfordern Kriegsgewinnsteuer	—	82
„ „ gewöhnliche Steuern	—	24
Sonderabschreibungen usw.	—	60
Verbleiben für Zinsen und Dividenden	—	25

Man sieht hier, in welch außerordentlichem Umfang die englischen Reeder in der Lage sind, sich innerlich zu kräftigen. Nicht weniger als 1200 Millionen Mark können sie trotz sehr ansehnlicher Dividendenausschüttungen und trotz Abführung von 1650 Millionen Mark an die Kriegskasse des Staates in einem einzigen Jahre zu diesem Zwecke verwenden. Das gibt zu denken. Es bedeutet für später, für die kommende Zeit des internationalen Wirtschaftskampfes die Aufstapelung einer Kraftreserve, die niemand unterschätzen sollte. Wirft man einen Blick auf die Verhältnisse der anderen seefahrenden Nationen, so liegen die Dinge noch viel krasser. Man muß da vor allem an die Norweger mit ihrer unverhältnismäßig großen Tonnage und an die erst im Krieg so recht zur Blüte gekommenen japanischen und amerikanischen Gesellschaften denken. Diese Gruppen haben sämtliche Vorteile der englischen Konkurrenten geteilt, ohne ihre Nachteile mit in Kauf nehmen zu müssen. Sonderbesteuerungen kamen für sie nicht — oder doch nur in schonendster Form — zur Anwendung, und Höchstfrachtsätze sind ihnen nie vorgeschrieben worden. Darüber hinaus hat sich ihre Schiffszahl, sehr im Gegensatz zu der englischen, ständig verstärkt.

Diesen Konkurrenten nun wird die deutsche Schiffahrt nach dem Krieg gegenüberstehen. Wie ist es nun unserer Reederei seit Juli 1914 ergangen? Schlecht, sehr schlecht. Damals verfügten wir über $5^1/_2$ Millionen Bruttotonnen. Davon liegen nur 2 Millionen im sicheren heimischen Hafen, reichlich dieselbe Tonnage befand sich bei Kriegsausbruch in Häfen von Ländern, die sofort die Feindseligkeiten gegen uns eröffneten oder später ihre Neutralität aufgaben. Der Rest liegt in heute noch neutralen Ländern. Es hängt nun von dem Grade des Optimismus ab, ob man annehmen will, daß ein sehr ansehnlicher Teil der vom Feinde zurückgehaltenen Schiffe uns wiedergegeben wird. In vielen Fällen ist das schon darum nicht möglich, weil sie in der Zwischenzeit zu Verlust gegangen oder aber — wie bei den ameri-

Digitized by Google

kanischen — von unseren Leuten mit vollem Recht schwer beschädigt worden sind. Gerade diese in amerikanischen Gewässern vom Krieg betroffenen Dampfer lösen vom finanziellen Standpunkt für uns ein bitteres Gefühl aus. Abgesehen davon, daß sich darunter einige unserer stolzesten Bauten befinden, haben sie nämlich in den letzten $2^1/_2$ Jahren ein unglaubliches Kapital verschlungen: ständige Instandhaltung, Hafengebühren, Bezahlung der Mannschaft usw. zu Preisen, die sich um die Valutadifferenz verteuern. Alles das ist jetzt umsonst verausgabt und hat dazu beigetragen, die heimischen Reserven der Gesellschaften noch weiter zu schwächen, nachdem bereits die Stilliegung in der Heimat und die Notwendigkeit, die Obligationenschulden weiter zu verzinsen, daran unausgesetzt gezehrt hat.

Trotzdem stehen heute die Aktien der beiden großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften annähernd auf Pari. Woher kommt das? Sind etwa die Käufer dieser Papiere völlig irregeleitet? Sollte die Börse sich so vollständig irren? Diese Fragen mit einem glatten „Nein" zu beantworten, wäre vielleicht nicht richtig. Eine gewisse unklare Vorstellung über die tatsächlichen Verhältnisse mag manchmal mit unterlaufen sein. Aber in großen Zügen dürfte immerhin das sprichwörtliche Gefühl der Börse das Richtige getroffen haben. Ein oft gehörtes Argument für ein Vertrauen auf die gute Zukunft der deutschen Reederei baut auf ein Anhalten sehr hoher Frachtraten in den kommenden Jahren. Man verweist auf die schon erwähnte Zerstörung unter der alten Handelsflotte, auf den sehr reparaturbedürftigen Zustand der schließlich vom Torpedo und der Mine verschonten Schiffe. Das ist alles richtig. Es fragt sich nur, ob denn nach dem Kriege gleich so viel zu befördern ist. Europa ist verarmt. Wird es Geld haben, um große Importe bezahlen zu können? Wird es auch nur Kredit bekommen, um sich die Waren stunden zu lassen? Und selbst wenn das der Fall sein sollte, werden die europäischen Regierungen eine ungehemmte Einfuhr gestatten? Werden sie nicht vielmehr in das Programm ihrer Übergangswirtschaft schon im Interesse ihrer Valuta die weitestgehenden Hindernisse und Einschränkungen verfügen? Wie aber steht es mit der Ausfuhr? Können wir, um von Deutschland zu reden, überhaupt gleich exportieren? Vielleicht manche Qualitätswaren, wie Arzneimittel, Chemikalien usw., aber keine Massengüter, auf die die Schiffahrt rechnet, mit Ausnahme vielleicht von Kali. Das einträglichste Gut aber, das gerade die deutschen Linien besonders gern beförderten, die Zwischendeckpassagiere, scheinen nach verschiedenen Meldungen aus fast allen Ländern — ausgenommen Italien — gar keine Auswanderungserlaubnis mehr zu bekommen. Wenn aber nach einigen Übergangsjahren diese Schranken allmählich fallen sollten, so dürfte in den Zwischenzeiten auf allen Werften der Welt eine neue Flotte von ungeahnter Größe entstanden sein. Heute schon wird in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Japan mit fieberhaftem Eifer gebaut, und in England, Deutschland und Italien projektiert; in diesen europäischen Ländern wartet man nur auf die Rückkehr der Arbeiter aus den Schützengräben und auf das Freiwerden der jetzt von Heer und Marine belegten Materialien. Dann aber könnte der Fall eintreten, daß an Stelle der Phantasiepreise Schleuderpreise den Frachtenmarkt beherrschen. Und dann wird der den Sieg davontragen, der sich die größten Kampfreserven gesichert hat.

Digitized by Google

Und trotzdem bezeichneten wir die hohe Bewertung der Schiffahrtswerte für nicht unberechtigt. Unsere Zuversicht beruht zunächst auf der Hilfe des Reiches, die offenbar heute schon in weitgehendem Umfange zugesagt ist und kaum einen Widerspruch des Reichstages zu fürchten hat. Diese Hilfe ist heute, seitdem Amerika zu unseren Feinden getreten ist, viel reichlicher gedacht, als sie früher geplant war. Früher sprach man von einem Darlehen von 300 Millionen Mark. Jetzt spricht man von einem Mehrfachen dieser Summe, und zwar nicht mehr als Darlehen, sondern als „Aufbauzuschuß". Das andere, was zuversichtlich stimmt, ist das große Interesse, das die gewiegtesten Köpfe der Schwerindustrie an unserer Schiffahrt neuerdings bekunden. Hugo Stinnes hat sich in den Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika-Linie wählen lassen, Thyssen baut heute im größten Maßstab selbst Schiffe. Hand in Hand damit geht übrigens eine nähere Fühlungnahme der großen Dampferlinien mit der Deutschen Bank. Gerade dieses Eindringen der größten Verlader aus Rheinland-Westfalen auf Grund ihrer riesenhaften Kriegsgewinne ist, nebenbei bemerkt, nach mehrfacher Richtung so interessant, daß es sich vielleicht verlohnt, darüber später einmal noch besonders zu sprechen. Zu dieser Hilfe von außen tritt schließlich noch die eigene Tatkraft. Ballin und Heinecken sind in den letzten Jahren nicht untätig gewesen. Wenn nicht alles täuscht, hat man sich in großzügigster Weise für die Zukunft in weitgehendem Maße geeinigt. Es sei hier nur erinnert an die innige Verbindung der Hapag mit der deutschen Levantelinie, der Hamburg-Südamerika-Linie und dem Kosmos und der intimen Fühlungnahme von Lloyd, Hapag und Stinnes mit der Deutschen Ostafrika-Linie und der Woermann-Linie. Daß zwischen Hapag und Lloyd schon vor dem Krieg ein sehr gutes Einvernehmen angebahnt war, ist ein offenes Geheimnis. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß die Großgesellschaften, in Verbindung vielleicht mit mitteleuropäischen Plänen, ein großes Interesse für die deutsche Flußschiffahrt bekundet haben. So außerordentlich schwierig also die Verhältnisse auch liegen mögen — der alte Hanseatengeist wird nicht versagen.

Linter.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

London und die russische Revolution

Versuch einer neuen Bewertung

Von Richard Hennig, zurzeit Libau

Vielfach wird bekanntlich behauptet, England habe die russische Revolution „gemacht". Das kann in jedem Fall nur sehr bedingt richtig sein, ganz abgesehen davon, daß die eigentlichen großen Volksbewegungen nur durch innere Notwendigkeiten geboren werden können und durch äußere Einwirkungen überhaupt nicht zu „machen" sind. Es klingt nicht eben sehr wahrscheinlich, daß kurz vor der großen Generaloffensive auf allen Fronten, die ein englischer Gentleman mehr großspurig als geschmackvoll dem knock out zu vergleichen liebte, England in Petersburg ein Spiel gespielt haben soll, das unberechenbar in jeder Beziehung und im schlimmsten Sinne des Wortes ein Vabanquespiel sein müßte. Daß die russische Umwälzung für Englands Krieg gegen Deutschland in keinem Fall förderlich sein, unter Umständen sogar eine tödliche Lähmung bedeuten kann, ist eigentlich so selbstverständlich, daß man gar nicht zu begreifen vermag, wie hierüber überhaupt erst debattiert werden soll. Hat England trotzdem, wie man beinahe als sicher annehmen muß, bei den russischen Vorgängen aktiv mitgewirkt, so dürfte sein Ziel dabei anderwärts zu suchen sein. Die Förderung der russischen Revolution in diesem Augenblick scheint gerade umgekehrt das sicherste Zeichen zu sein, daß man in London auf die russische Dampfwalze für den Krieg gegen Deutschland gar keine Hoffnung mehr setzte (andernfalls wäre es geradezu ein Wahnsinn gewesen, die Schlagkraft des verbündeten Heeres unmittelbar vor der erstrebten Entscheidung durch innere Unruhen zu schwächen), und daß man nun den günstigen Augenblick gekommen glaubte, den erschöpften Bundesgenossen

Digitized by Google

völlig schachmatt zu setzen, um ihn für die künftigen weltpolitischen Auseinandersetzungen in Asien unschädlich zu machen.

In England weiß man, daß, rein machtpolitisch betrachtet, das bisherige Rußland ein viel gefährlicherer Rivale für Englands Weltstellung war als Deutschland. Nichts hätte man lieber gesehen, als daß der wirtschaftliche Nebenbuhler Deutschland und der politische Konkurrent Rußland sich in diesem Kriege gegenseitig aufgefressen hätten. Die harten Schläge, die der russische Bundesgenosse empfing, waren der britischen Asienpolitik genau so willkommen wie die Schäden, die dem Feinde zugefügt wurden. Die russischen Niederlagen wurden in London sehr kühl beurteilt.

So betrachtet, erscheint Englands Mitwirkung bei der russischen Revolution plötzlich unter einem ganz neuen Gesichtswinkel. Für die erfolgreiche Bekämpfung Deutschlands war von dem russischen Bundesgenossen, nachdem er in $2^1/_2$ Jahren härtester Kämpfe versagt und seine besten Truppen vergeblich geopfert hatte, nicht mehr viel zu erwarten. Da erhob sich die Möglichkeit, den verbündeten Nebenbuhler selbst politisch für absehbare Zeit kaltzustellen, indem man ihm ein Kuckucksei ins Nest legte, das ihm für eine lange Reihe von Jahren, wenn nicht Jahrzehnte, ausreichend zu schaffen machen mußte, um England für diese Frist vom Alp der russischen Gefahr zu befreien. Vielleicht hat das russisch-japanische Bündnis vom 3. Juli 1916, das eine deutliche, wenn auch bisher sorglich verhüllte Spitze gegen England barg, die Londoner Machthaber hellhörig gemacht; vielleicht hat auch Rußlands Vordringen in Persien und sein mit der Besetzung Ispahans am 19. März 1916 erfolgter Vorstoß in die „neutrale Zone" Englands Eifersucht und Besorgnis erregt; in jedem Falle schien es wünschenswert, dem wankenden Bundesgenossen, der militärisch nach Westen versagte, nun die Fußsehnen zu durchschneiden, damit er nicht an anderer Stelle sich als ein gleichwertiger Gegner einfinde. Englands Rechnung könnte dabei sein, durch die Revolution den Zerfall des russischen Reiches in eine Reihe von kleinen, schwachen, sich gegenseitig wild befehdenden

Digitized by Google

Staatsgebilden zu fördern. Kommt eine solche Zerreißung des russischen Riesenreiches in mehrere Teile, dann mag in Indien und am Persischen Golf der Alpdruck der russischen Gefahr schwinden, dann hat man das ungebärdig aufbegehrende Japan isoliert und das bedrohliche Gespenst einer künftigen, gegen England gerichteten deutsch-russischen oder gar deutsch-russisch-japanischen Koalition gebannt. Um dieses Ziel zu erreichen, würde eine Schürung der russischen Revolution durch englische Hände psychologisch vollkommen verständlich erscheinen; aber daß der russische Umsturz in Englands Augen der Stählung des Willens zur Bekriegung Deutschlands dienen soll, kann in der Tat nicht mehr sein als ein etwas grelles Aushängeschild, um jeden Argwohn des geneppten Bundesgenossen zu verscheuchen.

Trifft diese Vermutung zu, dann tun wir gut, zu dieser Sachlage Stellung zu nehmen. Auch uns kann an sich ein Zerfall Rußlands in mehrere Einzelstaaten, eine gründliche Selbstschwächung durch jahrelange Kämpfe im Innern als Mittel zur Bannung der slawischen Zukunftsgefahr in Hinsicht durchaus willkommen sein. Was zwischen Deutschland und Rußland stand, waren keine unüberbrückbaren Interessengegensätze; wenn Rußland nicht unter panslawistischen Phantasien den Weg nach Konstantinopel gesucht hätte, den wir ihm nicht freigeben konnten und durften, wäre ein kriegerischer Zusammenstoß schwerlich erfolgt. Konstantinopel werden wir natürlich auch künftighin den Russen nicht überlassen können, aber gegen die für Rußland beinahe ebenso wichtige völlige Freigabe der Meerengen braucht sich Deutschland sowenig zu sperren wie die Türkei. Die Verriegelung des Bosporus und der Dardanellen für die russische Kriegsflotte ist ja weder auf deutsches noch auf türkisches Verlangen in den Pariser Frieden vom 30. März 1856 und in die Schlußakte des Berliner Kongresses vom 13. Juli 1878 aufgenommen worden, sondern England war es, das seinem heutigen Bundesgenossen die mit Recht als Schmach empfundene Bedingung auferlegte. Heute scheint London, das den Russen sogar Kon-

Digitized by Google

stantinopel als Siegespreis versprochen hat, gegen die Öffnung der Meerengen für die russische Schwarzmeerflotte nichts Triftiges mehr einzuwenden zu haben.

Treffen unsere Voraussetzungen zu, so kommt man, die Möglichkeiten einer deutsch-russischen Verständigung der Zukunft überlegend, zu der Formel: Ein allzu starker Zersetzungsprozeß im Riesenkörper des Zarenreiches würde England ungleich mehr nützen als Deutschland. Nehmen die Autonomie- und Unabhängigkeitsbestrebungen der russischen Randvölker, die knapp vierzehn Tage nach Ausbruch der Revolution schon einen selbständigen finnischen, lettischen, ukrainischen und georgischen Staat gefordert haben, einen gar zu großen Umfang an, so kommt die russische Regierung vor die Frage, ob sie gleichzeitig den äußeren Feind und diese zentrifugalen Tendenzen bekämpfen kann oder einen raschen loyalen Ausgleich suchen muß. Wenn diese Selbständigkeitstendenzen an der Westgrenze des russischen Reiches Erfolg haben, kann uns das staatlich nur willkommen sein. Anders liegt es, ob es uns erwünscht sein kann, mit der vollen weltpolitischen Ohnmacht Rußlands eine Entlastung der englischen Sorgen in Asien einhergehen zu sehen. Rußland wird wieder den Ausgang zum Meer suchen, das nächste Mal aber vielleicht in Persien, in der indischen Nachbarschaft. Dort aber tritt es England entgegen.

Indische Prinzenerziehung

Von Dr. N. Hansen, Berlin

Wenn noch am 14. März dieses Jahres der englische Minister für Indien, Chamberlain, in einer Unterhaussitzung die Loyalität und Hilfsbereitschaft Indiens, insbesondere die beispiellose Hochherzigkeit der indischen „Fürsten" preisen konnte, die Flugzeuge, Kriegsmaterialien und Ambulanzen gespendet hatten, so berührte er damit eine Seite des indischen Problems, die wir Deutsche bisher kaum genügend kennen gelernt und beobachtet haben. Es ist der systematische Einfluß, den England seit dem Jahre 1873 auf die

Digitized by Google

Erziehung der maßgebenden indischen Fürsten und Adligen gewonnen hat und den es noch heute geschickt ausübt, ohne daß es dabei die Gefühle dieser Kreise beengt oder verletzt. Und wenn am 30. Oktober 1916 Lord Chelmsford eine stark besuchte Konferenz der indischen Fürsten in Delhi zusammenrufen konnte und sie erneut für die britischen Weltreichsinteressen begeisterte, so war auch dieser Erfolg nicht überraschend, wenn man weiß, mit welchen Mitteln und mit welcher Intensität die Engländer seit vierzig Jahren die wichtigen erzieherischen Grundlagen für die Loyalität Indiens gelegt haben, deren Früchte sie jetzt genießen.

Ein mir vorliegender Bericht des amerikanischen Konsuls in Bombay, Henry D. Baker, vom 30. Juni 1914 über die indische Prinzenerziehung gibt hierüber sehr interessante Aufschlüsse. Gelegentlich einer Dienstreise durch Nordwestindien kam dieser Gewährsmann kurz vor Kriegsausbruch auch nach der Stadt Agmir im Staate Raputana. Agmir, eine heute 86 000 Einwohner zählende, 2000 Meter über dem Meere landschaftlich höchst reizvoll gelegene Stadt, gilt heute mit seinem Mayor College als das führende Zentrum für die Erziehung von jungen indischen Prinzen und Adligen. Diese Schule wurde im Jahre 1873 von dem damaligen Vizekönig Lord Mayor begründet. Eine stattliche Reihe regierender Fürsten und künftiger Herrscher Indiens hat seitdem hier Erziehung und Bildung genossen. Mayor College ist ein hübsches, aus Marmor errichtetes Gebäude mit zahlreichen Hilfsgebäuden und Wohnhäusern, die sämtlich im indischen Stil gehalten sind. Das Areal umfaßt mit Sportplätzen etwa 260 Acres. Die Kosten für Gebäude nebst Grund und Boden beliefen sich auf über 4,2 Millionen Mark. Unterhalten wird das Institut aus einem jährlichen Zuschuß von 1,5 Millionen Mark, den die einheimischen Fürsten ganz Nordindiens zur Hauptsache zahlen. Dazu kommen zirka 45 000 Mark, die von einzelnen Beamten und Privatpersonen aufgebracht wurden. Die englische Regierung subventionierte das Institut bisher mit zirka 85 000 Mark jährlich. Im Juni 1914 wurde es von 202 Schülern besucht, wovon 163 junge Prinzen und Adlige aus Nord- und Zentralindien waren. Die Verwaltung des Instituts liegt in den Händen eines Komitees von eingeborenen Herrschern mit den klangvollsten Namen. Seit 1893 stand der Engländer Mr. C. W. Kaddington an der Spitze als Leiter. Neben ihm walten fünf weitere englische akademische Lehrkräfte, neun indische Assistenten, ein indischer Religionslehrer, zwei Turnlehrer, ein Reitlehrer und ein Sportleiter. In der Art des Unterrichtsbetriebes ähnelt Mayor College sehr dem Eton College in England. Nach Absolvierung des Lehrgangs können die Schüler in demselben Institut nach Wunsch noch Nachkurse, die den Universitätskursen gleich bewertet werden, durchmachen. Oder aber sie können mit dem Abgangszeugnis die englischen bezw. die

Digitized by Google

amerikanischen Universitäten besuchen. Die Lehrkurse werden in fünf verschiedenen Sprachen, in Englisch, Hindu, Urdu, Sanskrit und Persisch abgehalten. Unterrichtsfächer sind englische und indische Geschichte, Geographie, Arithmetik, englische Literatur in Poesie und Prosa, Physik, Chemie, Nationalökonomie, Geometrie, Algebra, Finanzwissenschaft, Verwaltungs-, Zivil- und Strafrecht usw. Vor allem wird, das betonte der Konsul Baker ausdrücklich, großes Gewicht auf den Unterricht im Reiten, militärischen Drill und auf sportliche Tüchtigkeit, besonders in Polo, Kricket und Fußball, gelegt.

Baker gibt sodann in seinem Bericht einen kurzen Auszug aus den letzten Abgangsprüfungsthemata der Prinzenschule wieder, der deutlich den Rahmen und die praktischen Ziele der englischen Erziehung kennzeichnet. Die wichtigsten Fragen waren folgende:

Was wissen Sie über Lord Kitchener, Theodore Roosevelt, Marconi und Lloyd George?

Beschreiben Sie ein großes Ereignis während des letzten Jahres in Portugal, China und England.

Worauf beruht es, daß die Temperatur in Delhi im Januar viel kühler als im Juli ist? Warum ist es kühler in Simba als in Lahore?

In welchen Gebieten Indiens werden Tee, Gold, Kohle, Jute, Baumwolle, Petroleum, Weizen, Kaffee, indische Eiche, Glimmer und Rubine gewonnen?

Wo liegen die folgenden Städte und weswegen haben sie eine politische und wirtschaftliche Bedeutung: Belfast, Sydney, Glasgow, Vancouver, Panama, Tokio, Montreal, Nairobi, Oxford, Peking, Auckland, Durban?

Beschreiben Sie kurz, was Sie über die englische Petition of Rights, die Schiffahrtsgesetze und den Anfang der englischen Parteiregierung wissen.

Wen halten Sie für den größten bisherigen eingeborenen indischen Herrscher und warum?

Klassifizieren Sie folgende Stoffe nach Elementen und Zusammensetzungen mit kurzer Begründung: Zucker, Stahl, Kohle, roter Phosphor, Bronze.

Beschreiben Sie einzelne Methoden, um elektrische Ströme zu erzeugen.

Definieren Sie die juristischen Begriffe Vertrag und Beleidigung.

Wie kommt es, daß Herrscher in zivilrechtlichen Streitigkeiten bei den Gerichten als Kläger oder als Angeklagte auftreten?

Über die Aufrechterhaltung der Ordnung und Disziplin von Mayor College sagt Baker: „Die allgemeine Disziplin ist sehr streng. Für kleine Vergehen werden Extraarbeitstunden angesetzt. Dagegen werden schwere Vergehen der Schüler, wenn sie kleiner sind, mit körperlicher Züchtigung, bei größeren Schülern mit Ausstoßung bestraft. Eine große Anzahl der Schüler hat Dienerschaft. Was Zerstreuung anbetrifft, so können die Schüler sich nach Belieben

Digitized by Google

unterhalten. Einzelne besaßen Automobile. Ganz allgemein gesprochen, ist das Collegeleben gesund und komfortabel, aber nicht luxuriös im Vergleich zu dem Leben, das die Prinzen und Adligen später führen werden. Allgemein fielen mir die ausgezeichneten Manieren, die Höflichkeit und Ritterlichkeit bei den Schülern auf, die bis auf den bunten Turban alle in Weiß gekleidet waren."

Neben dem hier beschriebenen Mayor College existieren noch drei weitere Prinzen- und Adligenschulen in Indien, die allerdings bei weitem nicht den Ruf dieses Instituts haben. Es sind dies Daly College in Tadore (Zentralindien), Aitchison College in Lahore (Puryab) und Rajkumar College in Rajhot (Kathiawar). Mit dem Wachsen der indischen Nationalbewegung hat sich in den letzten Jahren an verschiedenen wichtigen Plätzen des Landes eine erfolgreiche Bewegung gegen diese Art der Erziehung der einflußreichen Jugend gebildet, wobei gleichzeitig für die Errichtung einer großen Hinduuniversität in Benares Stimmung gemacht wurde. Aber eine durchgreifende Änderung und eine Befreiung der indischen Prinzen- und Adligenerziehung vom englischen Einfluß hat die Bewegung nicht erreichen können, und die Grundlagen, welche die Engländer für die Loyalität Indiens in den Prinzen- und Adligenschulen gelegt haben, sind bisher noch wenig erschüttert und haben auch im Weltkrieg gute Früchte getragen.

Tropfen

Von Helmut Hart

Wenn es auch regnet und stürmt — man hört ja, wie der Regen draußen an die Stollenhölzer schlägt —, ist es doch keine stockdunkle Nacht. Das hat seinen Grund darin, daß es Anfang des Monats ist und der Mond hinter den Wolken steht.

Wenn er den Kopf nach der Seite hin dreht — so, daß ihm die Wassertropfen, die hier immer an derselben Stelle zwischen den dicken Eichenstämmen der Decke hindurch auf seine Drahtmatratze fallen, nicht ins Gesicht treffen —, kann er gerade noch ein kleines viereckiges Stück des Himmels sehen.

Es kann gar nicht sehr dunkel sein draußen, denn dann wäre dieser kleine helle Ausschnitt gar nicht sichtbar und auch nicht die Umrisse der riesigen toten Eiche darauf, die mit einer verzweifelten Gebärde ihre zerbrochenen, verdorrten Glieder zum Himmel streckt.

Zu Hause ist der Nachthimmel über den Städten immer bläulich violett, denkt er. Aber hier gibt es ja auch keine Städte. Hier ist ja die Wildnis.

Einen silbrig grauen Schein strahlt der Himmel aus. Auf jeder Stufe die ganze Treppe hinauf liegt dieser Schimmer, weil alles naß ist und das Wasser langsam die Stufen hinab in den Unterstand läuft. Langsam und unerbittlich.

Digitized by Google

Morgen würden sie es in unzähligen Eimern wieder herausschaffen müssen. Wenn es wenigstens nur von oben käme. Aber von unten steigt das Grundwasser nach und steht nur noch wenige Zoll unter der Drahtmatratze des Mannes, der unter ihm schläft. Und er denkt mit Grauen an die Nacht, in der er mit einem eisigen Gefühl im Rücken aufwachte und plötzlich sah, daß er bereits halb im Wasser lag.

Die Tretbohlen schwimmen, und von Zeit zu Zeit, wenn er nach unten sieht, blitzt ihn das Wasser bösartig an. Das ist, wenn der dicke Tropfen darauf fällt, der in der Nähe des Eingangs von Zeit zu Zeit von der Decke sich löst.

Das ist der größte Tropfen im Unterstand. Er kennt sie ja alle ganz genau. Was soll er denn auch tun in den langen Nächten, in denen er keinen Schlaf finden kann?

Er weiß nicht, ist er schon krank oder entsteht erst eine Krankheit in ihm, die von seinem Schlummer sich nährt? Genug, er wacht stets nach einigen Stunden Schlaf auf, sieht nach der Uhr, und immer ist es ein Uhr nachts. Dann liegt er da mit offenen Augen, sieht in das Dunkel um sich herum oder die schmale Treppe des Stollens hinauf und — zählt die Tropfen.

Hier, links von seinem Kopf, ist der erste. Wenn die Kerze ihr spärliches Licht verbreitet, kann er genau verfolgen, wie das Wasser sich unter der Decke an einer Stelle sammelt, dann sich ablöst und durch seine Matratze — denn er hat seine Decke an der Stelle beiseite gelegt — in einem dicken Tropfen nach unten fällt.

Das ist der langsamste Tropfen im Unterstand. Aber es gibt noch viele andere. So zum Beispiel ganz hinten rechts. Da tropft es immer in den Zwischenräumen: lang, kurz, lang und erinnert ganz lebhaft an das Geräusch, das ein galoppierendes Pferd auf einer harten Straße hervorruft. Weiter links tropft es in gleichmäßigen, ziemlich langen Zwischenräumen und erweckt in ihm das Gefühl, als höre er am späten Abend jemand an seinem Hause vorbeigehen mit großen, langen Schritten, der es sehr eilig hat und noch sehr weit bis nach Hause.

In einer verzweifelten, rasenden Eile tropft es hinter seinem Fußende, so schnell, daß es fast wie eine zusammenhängende Linie von Punkten ihm erscheint, die ineinander überfließen.

Wenn es regnet, kommen nun noch viel mehr Geräusche dazu und Tropfen, die er nur mit größter Mühe einordnen und auseinanderhalten kann. Das erfordert viel Zeit und Besonnenheit bei den zahlreichen Geräuschen, aber er gibt keine Ruhe, und es gelingt ihm trotz größter Schwierigkeiten auch immer wieder. Denn es quält ihn die Vorstellung, was wohl eintreten könnte, wenn ein solcher Tropfen einmal ausbliebe. Was soll ich dann nur tun? denkt er immer, wie würde ich mich aus dieser fürchterlichen Lage befreien können?

Gewiß, es ist sehr unwahrscheinlich, daß so etwas jemals eintritt, denn wie sollte es wohl kommen, daß das Wasser sich mit einemmal einen anderen Ausweg suchte, aber es könnte sich ja doch einmal ereignen, und dann — ja, was soll er in diesem Fall tun?

Immerfort quält ihn dieser Gedanke in den langen Nächten, und nicht eher hat er Ruhe, bis er alle diese Tropfen bestimmt und eingeordnet hat. Dann

Digitized by Google

erst ist er ruhig und kommt sich vor wie ein alter König aus der Ritterzeit, der weiß, daß seine Getreuen ihn nie verlassen werden.

Ist es nicht ein Wahnsinn, solchem Gedanken sich hinzugeben, während man kaum fünfzig Meter vom Feinde entfernt liegt? Aber das war ihnen allen ja so gleichgültig geworden. Nur in der ersten Nacht, als sie hier abgelöst hatten, als sie nach monatelangem Bewegungskrieg zum erstenmal hier in diese ausgebaute Stellung gekommen waren, hatte ihn ein eigenartiges Gefühl beschlichen, wenn er daran dachte, daß in so geringer Entfernung, da, wo die Leuchtraketen immer zur Höhe rauschten, ein anderes Volk saß, in einer Stellung genau wie diese hier, daß da Posten ausgestellt waren, die die Nacht durchspähten, genau wie hier.

Wie ein ungeheures Ungetüm lag die feindliche Stellung da, finster und drohend mit tausend Fühlern und feinsten Nerven, die bloß daliegen und für kleinste Berührungen empfindlich sind.

Und drüben sind sicher auch Unterstände und Menschen darin, die schlafen und schnarchen und wirre Reden im Traume führen, und wohl auch solche, die wach liegen, denen der Schlummer versagt blieb, die — Tropfen zählen.

Langsam erhebt er sich von seinem Lager und geht zu dem kleinen Tisch, der in der Ecke steht, entzündet den winzigen Kerzenstummel.

Er kann es nicht mehr ertragen. Die Dunkelheit erdrückt ihn und die fürchterliche Luft in dem Raum. In Wellen steigt sie hoch aus dem schlammigen Wasser und legt sich auf Brust und Magen, daß eine würgende Übelkeit in ihm aufsteigt.

Ob hier früher Leichen eingebuddelt sind?

Vor einigen Tagen fanden sie ja ein paar tote Franzosen, als sie einen neuen Graben aushoben, und auch eine Erkennungsmarke: Jacques Gachott, Lille stand darauf mit der Zahl des Regiments, und der Geruch, den die Erde an der Stelle ausströmte, war so entsetzlich. So, daß er sich brechen mußte. Weil er mit einemmal mit aller Deutlichkeit empfand, daß es derselbe Geruch war, der in seinem Unterstand sich breit machte.

Wie soll er diese langen Nachtstunden nur hinbringen bis zum Morgen, wie den quälenden Gedanken begegnen?

Ob er einmal an seine Angehörigen nach Haus schreibt, an seine Kinder?

Seine Hand greift nach dem Brotbeutel, in dem er das Briefpapier aufbewahrt. Aber der Brotbeutel ist naß, als hätte er im Wasser gelegen, das Briefpapier auch, und so gibt er sein Vorhaben gleich wieder auf.

Was soll er auch schreiben? Daß es ihm gut geht und daß er satt zu essen bekommt? Und daß es hier viel regnet und sehr feucht ist? Das kommt ihm so zwecklos vor.

Neulich hat er einen Brief bekommen von seiner Frau, es ginge ihr gut und den beiden kleinen Kindern auch, und sie hätten Besuch gehabt von Verwandten, wären sehr vergnügt gewesen und hätten viel an ihn gedacht.

„Wären sehr vergnügt gewesen und hätten viel an ihn gedacht." Das kreist mit einemmal in seinem Gehirn, immer wieder dieselben Worte hintereinander. „Wären sehr vergnügt gewesen und hätten viel an ihn gedacht."

Wie eine traurige Schar Flüchtlinge kommen sie ihm vor, die, einer nach dem andern, bei ihm Einlaß begehrten, und einer nach dem anderen abgewiesen wurden, immer wieder kamen, aber jedesmal wieder zurückgestoßen wurden,

Digitized by Google

weil — ja, weil er so müde war und sein Gefühl tot war oder — schlief. Er liebte doch seine Frau und auch seine Kinder. Aber es war ihm, als lebten sie in einer ganz anderen Welt, als könne er nie mehr dahin zurückkommen, ja, als würde er sich nie mehr bei ihnen glücklich fühlen. Er kann es sich gar nicht mehr vorstellen, daß er früher einmal frisch gewaschen in sauberer Wäsche und in einem reinlichen Anzug durch die Straßen seiner Heimatstadt gegangen ist, daß er einen Beruf gehabt hat, an einem Schreibtisch gesessen in einem hellen, hohen Zimmer und gearbeitet hat.

Das kommt ihm alles wie ein alter, halbvergessener Traum vor. Und wenn er daran denkt, daß so etwas einmal wieder eintreten könnte, so kann er nur ungläubig den Kopf schütteln.

Morgen soll er das Eiserne Kreuz bekommen. Der Befehl ist schon heraus. Er soll sich um elf Uhr auf dem Regimentsgefechtsstand melden, und der Oberst will ihm das Kreuz persönlich überreichen.

Gewiß, das Gefühl der Furcht kannte er ja nicht, und er hatte sich wohl auch ganz schneidig gezeigt vorgestern nacht. Dafür bekam er es ja auch.

Er hatte auf Posten in einem Sappenkopf gestanden und bemerkt, daß einige Franzosen sich näherten. Wirklich gesehen hatte er nur einen, der ziemlich nahe an das Drahtverhau herangekommen war. Aber es mußten wohl mehr gewesen sein, dem Geräusch nach, das er an verschiedenen Stellen gehört hatte.

Er hatte sich überlegt, daß es ja vielleicht Überläufer sein könnten. Aber dann hatte er gedacht, warum soll ich denn Rücksicht nehmen, und dann hatte er gezielt, so gut es ging in dem unsicheren Licht, und hatte abgedrückt.

Darauf war gar nicht weit von ihnen etwas hingestürzt, er war hingekrochen mit seinen Nachbarn zusammen, und sie hatten trotz des starken feindlichen Maschinengewehrfeuers den schwerverwundeten Franzosen, den seine Kameraden so schmählich im Stich gelassen hatten, in den Graben gebracht. Sie hatten schon Gefährlicheres gewagt, diese beiden, und hielten dies auch gar nicht für etwas Besonderes, aber nun hatte der Schwerverwundete im Lazarett wohl wichtige Aussagen gemacht, man war aufmerksam auf sie geworden, und sollten sie beide morgen früh das Eiserne Kreuz bekommen.

Der da vorn ist es, der da liegt und schläft. Sein müder Blick gleitet hinüber zu dem schlafenden Kameraden. Das Licht flackert, und lange Schatten huschen über die Gesichter der Schläfer.

Wie sie da liegen in dem dämmerigen, feuchten Raum, in dem der Schein der armseligen Kerze mühsam gegen die Dunkelheit ankämpft.

Sind das denn überhaupt Menschen? Wie sie ihre Lippen bewegen manchmal und merkwürdige heftige Worte ausstoßen, die niemand verstehen kann, wie sie manchmal ihre Arme erheben und ihre Fäuste ballen gegen irgendeinen unsichtbaren Feind. Wie unheimlich das alles ist.

Mit dem hier vorn würde er dann also morgen zusammen heruntergehen und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet werden.

Merkwürdig, wie wenig er von dem weiß, und kennt ihn schon so lange.

Jetzt bewegt er wieder die Arme im Schlaf und stöhnt vor sich hin. Furchtbar war das anzuhören.

Einmal war er in der Nacht davon aufgewacht, hatte die Taschenlaterne leuchten lassen und ihm ins Gesicht gesehen.

Digitized by Google

Es war ein schreckliches, aber ganz leises Wimmern, ruckweise und mit langen Unterbrechungen, als quäle sich ein Mensch in furchtbarer innerer Qual.

Als er es zuerst hörte, hatte er gedacht, er sei vielleicht krank und hätte Schmerzen. Aber er schlief ganz fest, die Augen waren geschlossen — im Schein seiner Taschenlaterne war das deutlich zu erkennen —, und er mußte im Traum und ohne daß er es wußte, dies Stöhnen von sich geben.

Früher war er anders gewesen, lustig und vergnügt, zu neckischen Streichen aufgelegt. Aber der Graben wirkt auf jeden, und die Lebhaftesten werden mit der Zeit still und verschlossen.

In der Gefahr halten sie zusammen, steht jeder für den anderen ein, aber wenn es ruhig war, sprachen sie nur bei den Mahlzeiten miteinander und wenn sie sich auf Posten ablösten. Sonst schwiegen sie, und jeder lebte still für sich dahin.

War es sonst möglich, daß man wochen- und monatelang mit demselben Menschen in einem Loch unter der Erde hauste, ohne je einen Blick in sein Inneres tun zu können?

Höchstens in der Nacht, da ging es wohl manchmal, denn im Schlaf kann man den Menschen besser beobachten als bei Tag, wo er ängstlich sein Gesicht den Eindrücken der Umwelt anpaßt.

Den hier kannte er schon lange, fast ein halbes Jahr hatte er Freud und Leid mit ihm geteilt und wußte trotzdem von ihm eigentlich nur, daß er von Beruf Arbeiter war, gut zeichnen konnte und nebenbei noch musikalisch war.

Das hatte er gemerkt, als er ihn öfter, wenn er auf Posten stand, leise vor sich hin hatte flöten hören.

Und da er selbst gar nicht weit von ihm seinen Postenstand hatte, so hörte er das leise Flöten ganz deutlich und empfand auch, wie schön das war. Ganz reine Töne waren es und seltsame, traurige Melodien, die da in der Nacht den Graben lang erklangen.

Kaum zu verstehen waren sie manchmal, wenn andere, stärkere Geräusche sie verdeckten, aber sie kamen doch immer wieder hervor, und wenn er genau hinhörte, so empfand er, wie dieser Mann dort alles, was er in diesem Krieg litt und duldete, in diesen anspruchslosen kleinen Melodien in die Nacht hinausflötete.

Aber nachher war er dann wieder stumm und kalt, sprach kein Wort und hatte sich ganz fest in der Gewalt, bis auf die Nächte. Aber dann wußte er ja auch nichts von dem, was mit ihm vorging.

Tief sieht er manchmal in die Seelen dieser Männer, mit denen Schweiß und Blut ihn verband, wenn sie im Schlaf wirre Reden zu führen begannen, ihre Feinde anfingen zu verfluchen, die sie in der Heimat irgendwo hatten, von ihren Frauen redeten oder lange Reden führten, die man nicht verstehen konnte.

Er hörte viel, und es war ihm, wenn er so einsam an seinem Tische saß, als seien das alles keine Menschen, unter denen er sich da aufhielt, und er selbst auch nicht, nein, es kam ihm vor, als seien sie alle ganz neue, ganz andere Geschöpfe, von deren Dasein erst wenige wußten und deren Wesen noch niemand erkannt hatte.

Wenn er sie so daliegen sah, diese mächtigen Körper, die Erholung suchten nach den Anstrengungen des Tages, glaubte er manche von ihnen zu kennen.

Digitized by Google

Und wenn er auch manchmal ratlos dastand und den verschlungenen Wegen ihres Innenlebens nicht zu folgen vermochte, gab es doch Zeiten, in denen sie wie große Kinder waren, in denen sie sich offenbarten, ohne es zu wollen.

Den dort, seinen Nachbar, den riesigen dunkelhaarigen Gesellen, kannte er wohl besser.

Wie tief die Höhlen seiner großen runden Augen waren und wie hoch die Backenknochen. Bei jedem langen, tiefen Atemzuge hoben sich seine etwas aufgeworfenen Lippen, und er stieß die Luft mit einem Ruck und einem leise fauchenden Geräusch aus.

Wie er ihn so ansah, erinnerte er ihn an eine Dogge, eine große, gefährliche, sehr schöne Dogge.

Den Eindruck hatte er schon einmal von ihm gehabt, vor einigen Tagen, als der große Angriff der Franzosen stattfand.

Als das Artilleriefeuer aufhörte und man die Reihen der Stürmenden über das Feld kommen sah, hatte er sich umgedreht und gerade in sein Gesicht gesehen.

Da stand er da und lachte in sich hinein, so ein tiefes, glucksendes Lachen, das fast wie ein Knurren klang. Offenbar freute er sich.

Und dann fing er an zu arbeiten, ruhig und zuverlässig; schoß und lud, schoß und lud. Als der Franzmann näher kam, warf er das Gewehr fort und begann mit den Handgranaten. Eine nach der anderen nahm er, zog ab, wartete, ohne den Blick davon zu lassen, bis sie anfing zu qualmen und warf sie dann dem Feind entgegen.

Er hatte seinen Rock ausgezogen und stand in Hemdsärmeln da und sprach, während um ihn herum alles lärmte und schrie, leise vor sich hin mit einem bösartigen, knurrenden Ton in der Stimme. Seine Augen glitzerten dabei, aber sein Gesicht, das von dem Schein der vielen Leuchtkugeln hell beleuchtet war, zeigte eine eherne Ruhe.

Wirklich, er hatte den Eindruck einer Dogge, einer großen, schwer gereizten Dogge, die mit gesträubten Rückenhaaren, jeden Nerv in dem sehnigen Körper angespannt, dasteht und mit ruhigem, lauerndem Blick die Gefahr kommen sieht, aber ihr auch zu begegnen weiß.

Den kannte er.

Der zeichnete nicht, war auch nicht musikalisch. Der war wie ein wohlgepflegtes, ungeheuer starkes Tier und ihm treu ergeben.

Die Kerze flackert wieder.

Höchstens noch eine halbe Stunde, denkt er und blickt auf den winzigen Stummel, dann fällt sie in sich zusammen, und ich bin wieder im Dunkeln und muß warten, bis es Tag wird.

„Heda!“ ruft es mit einemmal mit verhaltener Stimme in den Stollen hinab, ist da unten noch jemand wach?

Er springt auf, geht an den Ausgang.

„Ja! Wer ist denn da?“

„Hier ist Neumann. Sag mal, ich muß jetzt gleich eine Patrouille machen. Henke hat starken Husten und kann nicht mit, da habe ich an dich gedacht! Hast du wohl Lust?“

„Ja, ja, natürlich. Warte nur einen Augenblick, ich komme gleich.“

„Schön. Sei in einer Viertelstunde bei meinem Stollen.“

Digitized by Google

Was ist denn das plötzlich mit ihm. Es ist, als rausche ein frisches Wasser ihm über den Körper. Er geht mit schnellen Schritten hin und her im Unterstand, holt seinen schönen Dolch und streicht liebkosend über seine blanke Scheide, lädt seinen Revolver und befestigt ihn am Koppel. Nun noch einige Handgranaten aus dem Sack. Mit großer Sorgfalt sucht er sie aus, daß ja keine feuchte darunter ist, die nachher versagt.

Er sieht sich noch einmal um. Nun hat er alles, bis auf — und mit schnellen Schnitten trennt er die Achselklappen mit der Nummer seines Regiments vom Rock.

Er lächelt vor sich hin. Wie schnell der Sinn doch umschlägt, wie schnell man alle Gedanken fortwerfen kann, wenn die Tat ruft — die Tat — die Tat!

Aber dann ist er mit allen seinen Sinnen schon bei dem neuen Unternehmen. Was man wohl wieder vorhat? Und mit klopfenden Pulsen und federndem Gang geht er den Graben entlang und kann die Zeit nicht erwarten, wo er vogelfrei und den Tod im Herzen am feindlichen Drahtverhau entlangstreift wie ein reißendes wildes Tier.

Die Grillparzerlegende

Von Dr. Hans Wantoch, Wien

Durch das Transparent Franz Grillparzer sieht der Fremde — auch der Deutsche im Reich — auf den Wiener und (pars pro toto) auf den Deutschen in Österreich, ja den Österreicher überhaupt. Seine spröde, mumifizierte Lebensgeschichte ist geläufig, der Ladenschwengel grient bei der verfänglichen Erinnerung an Katty, „die ewige Braut". Österreicher selbst haben dieses grauenhaft verschrullte, in sich gerollte Dasein typisiert. Es lockte die Darstellung an, denn es war „ein Thema" voll Problematik, voll Flagellantismus einer tragischen Zerstörung, kontrapunktiert mit den Ironietönen einer eigenartigen Erotik, die den Kern dieses Lebensdramas ausmachte und von der Wissenschaft doch — aus Prüderie und um der „reiferen Jugend" (und der Auflage) willen — im Halbdunkel der Deutsamkeit gelassen war. In Hermann Bahrs Landkarte der Wiener Seele ist Franz Grillparzer der schwärzeste Mittelpunkt, der am längsten im Gedächtnis haften blieb: „Um aber den Wiener ganz zu kennen, muß man auch noch wissen, wie Beethoven hier gestorben ist und wie Grillparzer hier gelebt hat." Seine „österreichische Bibliothek" leitete Hugo von Hofmannsthal mit „Grillparzers politischem Vermächtnis" ein. Der unschlüssige, stets jammernde und für ewig jammervolle Hofrat, der sich vierzig Jahre vor seinem Tode im Sarg seines „Pultes" begrub, wurde die Figur, um die man das „Klima der österreichischen Begebenheit" malte, er wurde als Kleinwelt des Wiener Lebens hingestellt, als Extrakt,

Digitized by Google

als Beispiel. Das Beispiel war nicht gut; in doppeltem Sinne: weder erkenntniskritisch noch praktisch, es war weder richtig noch förderſam, denn der Urwiener Grillparzer ist ein Unwiener, und an seiner bösen Historie krankt der lebendige Ruf seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes, dessen Schicksal ja überhaupt die Lebensläufte seiner Großen sind, deren Werk Stückwerk geblieben ist.

Auch der Ragendste bekräftigt nur die unselige Regel: auch Josef II., der als erster so etwas wie „eine Verpreußung Österreichs" versucht hat und dennoch der größere Nachschöpfer seines großen Vorbildes in Sanssouci war, der das Nahen des deutschen Bürgergenius spürte, Mozart hätschelte, Lessing anrief (während Friedrich bei Herrn Voltaire, einem etrangere de distinction, also nach damaliger Schätzung einem Halbadligen, stehen blieb) und sich, in skeptischer Verzweiflung an den Wenigen um ihn, dem Herzen der unbekannten Vielen verschrieb. Auf dem Gipfel des Berges aber zwangen ihn die Wenigen von der anderen Seite zurück. Er war ein Johannes, auf den kein Jesus folgte, sondern (zwei Jahre nach seinem Tode) ein Franziskus. Dennoch hatte er Morgenluft gewittert, als ihn der Schatten des letzten Abends gespensterhaft umschwirrte. Und an seinem 107. Geburtstag (genau) hielt er Auferstehung, als man den 13. März 1848 schrieb.

Um seinen Genius versammelten sich alle Ideen, von denen Österreich in den nächsten Jahrzehnten, ja bis an die Jahrhundertwende lebte und von denen manche von ihrem Platonismus noch nicht erlöst sind: die Politiker Smolka und Adolf Fischhof, der die Nationalitätenformel endgültig niederschrieb, Unger und Glaser, die das zivile und kriminelle Recht erneuerten, die Humboldtfigur Eduard Süß und Eduard Bauernfeld, der dem Burgtheaterstil das Textmaterial lieferte. Hebbel, der Fremde, jubelte sogar, daß er „jetzt in einem anderen Österreich lebe". Nur Grillparzer, „das Opfer der Zensur", der geistig Gefangene des Systems, verkroch sich an diesem Tag, an dem die Freiheit auf die Straße trat (denn er war nur der Gefangene seiner selbst). Er hatte Angst vor der Erscheinung und schrieb sein Testament, in dem er sein Vaterland dem Schutze Gottes empfahl und für sich den baldigen Tod erhoffte. Schärfer noch als diese — ganz unwienerische, antiwienerische (und klinische!) — Blickscheu in den Märztagen profiliert ein anderes, nur wenig späteres Ereignis seine krankhafte Gestalt: sein Zuruf an Radetzky findet Resonnanz wie sie weder früher noch später irgendeinem Druckwerk beschieden war; das Gedicht wird in alle Landessprachen übertragen und geht in Tausenden Exemplaren ab, die Armee nennt ihn den „Ihren", macht ihn sozusagen zum Ehrenbürger des Heeres, verschafft ihm einen Generalsorden, und Radetzky, dessen köstlich regsame und volle Menschlichkeit sogar einen so mißgönnerisch verstimmten Memoirenschreiber wie den Vizeadmiral von Dahlerup bewegt,

Digitized by Google

lädt ihn zu sich, er umarmt, er küßt ihn, er weint vor überquellender Ergriffenheit — aber Grillparzer, der, immer selbstverliebt (und nicht nur im metaphorischen Sinn), sein negatives Gefühl in den anderen versetzt, notiert über ihn ins Tagebuch (das er sein „Schuldbekenntnis" nennt) „kalt und leer", „ein Schlaukopf, der alles zu seinen Zwecken benutzt, selbst die Poesie, solange er sie braucht". Der Anblick des Gegenstandes seiner Begeisterung bedeutet für ihn in seltsam normwidriger Unsinnlichkeit die Ernüchterung. Er verkriecht sich in sich. Dasein, das Wesenselement des kindlich kurz denkenden Wieners, macht ihn abwesend. Über der Erscheinung im Augenblick vergißt der Wiener das Sein, er jubelt am 15. März 1848 der Spazierfahrt des nämlichen Kaiser Ferdinand zu, gegen den er eben Revolution macht — Grillparzer muß, um im *δαιμονιον οναρ* des Künstlers das Sein zu fassen, den menschlichen Blick vor der Erscheinung verhängen. Beide, der Wiener wie Grillparzer, sind vergeßlich, aber so wie Kind und Greis, wie Verlorenheit an die sinnliche Wirklichkeit, die alles Unwirkliche, bloß Gedankliche verlöscht, und Verlorenheit an starre Abstraktion und Einbildung, die die leib- und wahrhaftige Erscheinung nur als störendes Geflimmer empfindet. Beide, den Wiener wie Grillparzer, erschreckt die Leibhaftigkeit, aber den Wiener so, daß er sich an sie, taumelnd hingegeben, verliert, Grillparzer so, daß er sich in sich zurückzieht und erstarrt, den Wiener so, daß das leibhaftige Dasein alles andere verlöscht und er nur Spiegelung ist, Grillparzer so, daß er förmlich auslöscht und dumpf, stumpf verfällt; der Wiener ist an die Erscheinung verloren, Grillparzer verliert sich vor ihr. Beide, Grillparzer und der Wiener, sind dünkelhaft und kleinmütig zugleich; aber in Grillparzer ist dieser gegensätzliche Eigenschaftskomplex — gewendet durch seine Wirklichkeitsscheu — ein Hysteronproteron der gleichen Untugenden im Wiener, der sich auf das Bestehende, das Vollbrachte was weiß, in Wirklichkeitshypnose lebt, ein Traumichnicht vor der Tat. Grillparzer ist ein Traumichnicht nach der Tat. Blickscheu vor seinem eigenen Werk, das ihm, „sobald nach außen gestellt, beinahe verhaßt wird", und die Überheblichkeit, die nie genug geehrt, gefördert, gelobt werden kann, stützt sich nicht auf ein getanes Werk, nicht auf die Gesamtheit des Vollbrachten, nicht auf eine Wirklichkeit, sondern auf sein künftiges Können, auf eine abermals unsinnliche und unwirkliche Bewußtheit des Dichterseins. Zum Irrtum lockend sind alle Wiener Wesenselemente in Grillparzer da, aber nebst ihnen auch der kleine Unterschied, daß ihnen in ihm ein negatives Vorzeichen vorangesetzt ist. Der Urwiener ist ein Unwiener.

Dennoch galt, seit anderthalb Menschenaltern, die festgelegte Formel: der Wiener in ihm und die Wiener um ihn haben ihn zerstört, obwohl das eine die contradicto des anderen ist, denn nichts entzückt ein Volk mehr, als wenn

Digitized by Google

es seine kleine Vielheit in der Einzelerscheinung eines Großen bekräftigt und gesammelt sieht. Aber der Wiener fand sich nicht in Grillparzer, und nicht der Wiener in ihm hat ihn zerstört, sondern der Grillparzer in ihm, der aus einer Familie des Selbstmordes stammte, jener (im Sinne Schopenhauers) höchsten, äußersten und wollüstigsten Form der Selbstbejahung, die sich bei Franz, dem Sohn und Bruder, ins Erotische schlug und ihm, wie Alexander von Villers sagen würde, „ein Paradies ohne Eva" schuf, das seine Hölle wurde. „Das nur ihm bekannte körperliche Übel" wird sorgsam verhehlt und drängt sich doch mit verstohlenen Worten in hundert Stellen des „Schuldbekenntnisses". Sein Junggesellentum ist nicht jene geklärte, überempfindsame Einspännerexistenz, deren Hohes Lied Felix Popenberg sang, mit der jeweiligen, abenteuerhaften Begegnung des Weibes als festlichster Krönung, für den Alltag zu gut. Die Begegnung verfehlt ihn, die Anwesenheit macht ihn abwesend, und erst das Schemen des Vorstellungsbildes stellt sein Gefühl ein, das die schöne Gegenständlichkeit des Daseins nicht zu berühren vermochte. Grauenhaft schreit er zuweilen über sein Leiden auf: „Ich hätte doch jederzeit mein alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen (den Frauen) zu sein, was sie wünschten." Es war ihm nicht möglich! Die Piquot stirbt an ihm, die Paumgarten stirbt an ihm, die Fröhlich bleibt ein halbes Jahrhundert seine Braut, deren Unberührtsein er — ach, wie durchsichtig unwahr! — mit „ästhetischem Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit" weniger verklärt als lächerlich macht! Das verhaßte und dennoch herangelockte körperliche Übel, das ihn vor sich, seinem Körper, dem psycho-physischen Gesetz seines Schaffens, ja vor seinem Namen sogar ekeln und schaudern macht, frißt sich aus den Zerebralien ins Gehirn, das Tatsachen völlig vergißt, frißt ihn in sich, und so sehr er auch jede geistige Folgeerscheinung, Einbuße an Erinnerungskraft, Willenserschlaffung, Ermüdung nach einem Gespräch bis zu todähnlichem Schlaf (nach der Unterhaltung der Franzosen mit dem auteur de Sappho) mit der ängstlichen Frage: „Ist die Ursache körperlich?" belauert: am Ende — einem sehr frühen Ende in der Lebensmitte — wird die Normwidrigkeit seines Körpers zur unfaßbaren, grauenhaften Norm seines Geistes, und wie als Symbol seines menschlichen Lebens steht neben seinem geistigen die groteske Unnatur des „Pultes", das durch vier Jahrzehnte jedes Gebilde seiner Schöpferkraft vor der Welt verheimlicht und verschließt. Das Bild ist klinisch im Wesen und jedem Detail, es ist vollständig, geschlossen und eben darum (quod erat demonstrandum) höchst ungeeignet, der Grundton zu sein auf einer Tafel, die „das Klima der österreichischen Begebenheit" darstellt.

Der Wiener in ihm hat ihn nicht zerstört (weil der Wiener nicht in ihm war), aber auch die Wiener um ihn haben es nicht, ja kaum eine Kunstbio-

Digitized by Google

graphie läuft so rasch, in solchem Tempo zum Erfolg. Der Fünfundzwanzigjährige schreibt im September 1816 ein Stück (Die Ahnfrau), im Jänner 1817 wird es im Theater an der Wien aufgeführt; er schreibt 1817 sein zweites Stück („Sappho") — das Burgtheater spielt es nicht nur im April 1818, es macht ihn auch zu seinem besoldeten Theaterdichter. Und weiter: bei der Leseprobe des „Ottokar" küßt ihm die große Schröder die Hand, ja das Wunderbare wird Ereignis, daß das Buch sogleich die Zweitauflage erlebt. Die wenigen, Theaterdirektoren, Dramaturgen, Schauspieler (die doch gemeinhin nur Chorführer der vielen sind), fördern, schätzen, vergöttern ihn, und die vielen, der blöde Haufe, umjubelt feinsinnig bei der Erstaufführung des „Traum ein Leben" die feine Wendung, die den Traum als Gesetz des Spieles zeigt. Im Februartagebuch des Jahres 1829 aber steht zwischen der einen Tageshälfte, die mit Odyssee, Frühstück und spanisches Drama, Arbeit an der „Hero" ausgefüllt ist, und der anderen, die genießerischer noch mit Besuch bei Fröhlich, Mittagsmahl, Thukydides, Theaterbesuch bedacht wird, das sinistere Wort „Bureau", das verhaßte Amt, das lähmend, lastend, lebendig begrabend auf seiner Schaffenskraft liegt, weil er . . . — 18. Februar — „zwei Stunden im Bureau war, weil er . . . 19. Februar — „um zwölf Uhr ins Bureau" kam und „keine Arbeit vorgefunden" hat. Aber nicht nur diese Bürde des „Amtes", sondern auch die Bedrückung des Beamten wird verklagt: denn er fordert, daß man im (schlechten) Beamten den (guten) Dichter ehre, und — man ehrt nur den Dichter. 1846 beruft man ihn in die neugegründete „Akademie der Wissenschaften". Sein Verhalten in diesem Zwischenspiel, das wie ein launig ersonnener Fastnachtsscherz anmutet, drückt seinen Charakter ohne Vorbehalt aus: in einem aggressiv bösartigen Schreiben lehnt Grillparzer die Berufung ab und sperrt das Schreiben ins Pult und bleibt in der Akademie und verfaßt (nach dreimaliger Mahnung) seine Lebensgeschichte für die Akademie und sperrt sie ins Pult. Aber mit echt wienerischer Vernarrtheit läßt man nicht ab, trotz dem schlechten Beamten den guten Dichter zu ehren: Laube macht seit 1851 die Hofbühne zu einem Grillparzertheater (das mit dieser transparenteren, faßlicheren und auch leichter wiegenden Dramatik das schwer gewichtige Genie Friedrich Hebbels unterdrückt). Aber Grillparzer frohlockt nicht. Er kann seine Stücke nicht sehen. Laube bekennt: „Sie machen auf ihn selbst einen peinlichen Eindruck wie eine Verletzung der Schamhaftigkeit." So wird ihm (wie in der Liebe) auch in der Kunst des Dramas die sinnliche Gestaltung, die Manifestation der Leiber, die Verkörperung zum Greuel und Abscheu. Und wie den Menschen nicht der Wiener in ihm, so haben den Künstler nicht die Wiener um ihn zerstört, sondern beide Male der eine und gleiche — Franz Grillparzer, seine klinische Angst vor der Erscheinung.

Digitized by Google

In Weltangst, die der Wiener, südlich-heiter in der Öffentlichkeit der Straße, nicht kennt, lebt er in sich, denkt in sich, tut und liebt und haßt in sich und langt seine letzten drei Daseinsjahrzehnte (trotz der gesprächsfrohen, mitteilsamen Schwatzhaftigkeit seiner Landsleute) mit zwei Wörtern aus, die nur eine angewiderte fatalistische Silbe sind: „Sei's!" Unwienerischeres kann nicht gedacht werden. Dennoch hat die Legende in ihm den typischen Wiener erdichtet. Aber Legenden sind „Propheten mit rückgewandtem Gesicht", sie sind vorweggenommene Wahrheiten; wenn sie nicht richtig sind, können sie es werden. Ehedem, in der Zeit vor der Grillparzerlegende, kamen der Salzburger Mozart, der Bonner Beethoven nach Wien, der Schlesier Laube und die Norddeutschen Hebbel und Brahms. Nachher stand die Legende Grillparzer als drohendes Memento vor jedem künstlerischen Zuwanderungsentschluß. Und die Legende von der Kunstfremdheit der Wiener wurde wahr: wir waren nicht arm, aber wir wurden es durch sie. Nicht Wien lastete auf Grillparzer, Grillparzer lastete auf Wien. Seine „Ehrenrettung" als Mensch und als Künstler wurde eine Ehrenminderung für die Stadt, die mit der „Schuld" seiner Tragik beschwert ward. An dem „Sarkophag seines Pultes" tragen wir heute noch, er wird unserem Charakter immer wieder, stets von neuem, aufgeladen als Sinnbild grämlicher Unentschlossenheit, nutzlos untätigen Gejammers, fatalistischen Geschehenlassens ... Man lasse davon ab: denn wir wollen leben!

Tag des Soldaten

Von Hans Bauer (Champagne)

Die ersten Strahlen der Sonne über die Höhen hin blitzen,
Lösen allmählich den nächtlichen Bann.
Aber schon künden die schweren Haubitzen
Unseres neuen Tags Qualen an.

Überzünden auch wieder die Stunden
Sich mit glühendem Morgenschein,
Perlen doch wieder die neuen Wunden
Unser Blut in den Abend hinein.

Dürfen wir doch die Sonne nicht grüßen,
Starren nur sehnend in Glut und Brand.
Müssen die lodernde Jugend verbüßen
Zwischen Graben — und Grabenwand.

Digitized by Google

Müssen in düsteren Höhlen kauern.
Stürzten so gern in den seligen Tag!
Müssen die jubelnden Stunden vertrauern
Zwischen Mörser — und Mörserschlag!

Sehnen im brandenden Frühlichtgeblitze
Uns so nach Liebe und Friedensfest.
Aber das Heulen der schweren Geschütze
Uns die Gewehre umgreifen läßt.

Dichter, Künstler, Volksvertreter

(Eine Frage praktischer Kulturpolitik)

Ein Dichter hat vorgeschlagen, in das reformierte Herrenhaus Dichter und Künstler zu Mitgliedern zu berufen.

Wolfgang Heine, der Politiker, und Bruno Wille aus den Reihen der Dichter haben vor kurzem im Berliner Tageblatt ihre Gedanken über den Vorschlag geäußert: der Politiker lehnt ihn ab, der Dichter empfiehlt ihn. Die Ablehnung durch den Politiker war notwendig. Die Befürwortung durch den Dichter überrascht.

Heine hat sich bemüht, gegen die Dichter und Künstler gerecht zu sein. Er hat sich sogar für ihre wirtschaftliche Existenz eingesetzt und ihnen obendrein noch Elogen gemacht: „Jedes wirtschaftliche Interesse findet seine Anerkennung, vor jeder überlieferten Macht beugt man sich; nicht weil auch in ihnen befreiende, geistschaffende Kräfte leben können, sondern eben weil es Interessen, weil es Mächte sind, mögen sie noch so schäbig sein. Für geistige Leistung hat man nicht Auge noch Ohr, man nimmt sie höchstens als gefälliges Beiwerk mit, sofern sie nicht wirtschaftlich oder politisch ausgemünzt werden kann." Und er fährt fort: „In den politischen Vertretungen können immer nur Durchschnittsmeinungen in Durchschnittsformen zum Ausdruck gelangen: auch dies ist Geist, jedoch abgeschliffener, von der Menge aufgenommener, ihren Interessen dienstbar gemachter. Das Wesen von Kunst und Wissenschaft aber liegt im Persönlichen, in der Freiheit von solchen Interessen." Diese Sätze erkennen den Dichter an und lehnen ihn zugleich ab, aus der Höflichkeit des Politikers vor dem Vertreter des reinen Geistes und mit einem Grunde, der die Volksvertretung herabsetzt. Denn die ist doch schon jetzt als die Repräsentation des Geistes gedacht, als die Heine die geplante Assistenz von Dichtern und Künstlern bei den Sitzungen des Herrenhauses bezeichnet. Schlimm, wo es anders ist. An die Zweiteilung der Volksvertretung (in die Vertreter der Durchschnittsmeinungen und der Durchschnittsformen und die Vertreter des Geistes) hat also sicher der Vorschlag selbst nie gedacht. Er erstrebt ja einen lückenlosen Ausdruck der Volksmeinung durch das Parlament. Es sei also darüber heute gar nicht gerichtet, ob wirklich in den politischen Vertretungen immer nur Durchschnitts-

Digitized by Google

meinungen in Durchschnittsformen zum Ausdruck gelangen können. Zumal darum nicht, weil Heine auf die wesentliche Trennungslinie selber hingewiesen hat: „Starkes unmittelbares Gefühlsleben in Liebe und Haß, Bewunderung und Beurteilung," sagte er, „ist namentlich von der schöpferischen Künstlerseele untrennbar. Für das politische Handeln sind aber solche Leidenschaften zwar unter Umständen bedeutende Antriebe, jedoch als richtunggebende Leitsterne von zweifelhaftem Wert." Heine kann sich dabei auf die Erfahrungen des Krieges stützen: „Ich möchte nichts Bitteres sagen, aber in den Wirrnissen dieser Zeit hat mancher routinierte Parteiphilister sich noch leichter zurechtgefunden als viele anerkannte Größen des Geistes." Und auch die Folgen, die eintreten, wenn man trotzdem auf die Dichter und Künstler nicht verzichten wollte, hat er richtig gesehen: „Man mag einwenden, daß durch Belehrung und Übung solche Schwächen gebessert würden. Vielleicht! Aber dann auf Kosten des Eigentümlichen der geistigen Leistung." Lassen wir auch die Schwierigkeit, die jeder Versuch der Auslese bedeuten würde. Heine sagt durchaus richtig: Wer würde die Auswahl treffen können? „Das Urteil der Massen oder das der großen Herren?" Die wahren Gründe liegen in der Eigenart der „schöpferischen Künstlerseele", die Anpassung an die Wirklichkeit mit einer Beeinträchtigung der Eigenart ihrer Leistungen bezahlen müßte. Es ist das Wesen und das Vorrecht des Künstlers, unbekümmert um die Wirklichkeit, schrankenlos der Idee sich hinzugeben, ein Gefühl sich voll ausschwellen und in sich verklingen zu lassen; mit jeder Phase seines Daseins den Empfindungen zu leben, die ihn beherrschen. Er ist nur groß, wenn er unbekümmert um ihre Erfüllung in den Träumen seiner Phantasie und der Reinheit seiner Ideen aufgeht. Das hat nichts damit zu tun, daß diesen Träumen und diesen Ideen in ihrer scheinbaren Unwirklichkeit eine höhere Wirklichkeit innewohnt. Diese „höhere Wirklichkeit" liegt immer von der gewöhnlichen mehr oder weniger weit ab. Sie hat mehr oder weniger ihr Daseinsrecht immer nur in sich selbst. Sache des Politikers ist es darum, den Dichter gehört zu haben, ehe er Politiker wird, und ihn nicht zu vernachlässigen, solange er Politiker bleibt. Er hört ja auch nicht auf, auf Berge zu steigen oder Waldluft zu atmen oder auf das Meer hinabzuschauen. Friedrich der Große baut sich den Park von Sanssouci und lädt Voltaire zu Gast. Aber der Beruf des Politikers führt ihn aus der reinen Natur auch in staubige Niederungen. Sein schweres Amt verlangt von ihm, weiter entwickelte Ideen in die dahinter zurückgebliebene Wirklichkeit umzusetzen. Das ist langwierig und schwer und wirkt oft desillusionierend. Die Geschichte von Platon bei dem Tyrannen von Syrakus ist typisch. Heine hatte recht, als er das Arbeitsfeld der Dichter weiter, ihren Sitz höher, ihr Ziel größer bezeichnete und auf den Satz verwies, der Menschheit Würde sei in die Hand der Dichter gegeben. Man kann hinzufügen, auch die des Politikers. Man muß es sogar nach den Erfahrungen dieses Krieges, aber mit dem Unterschied, daß die Ideen des Dichters und die Pläne des Politikers die Ecksteine Ideal und Wirklichkeit sind, deren sicheres und festes Verhältnis zueinander allein den Bau der Gesellschaft und des Staates zusammenhält.

Vor dieser Wirklichkeit aber verblassen die Gründe, mit denen sich

Digitized by Google

Bruno Wille für die Anhörung des Dichters und Künstlers beigebracht hat. Es ist freilich notwendig, daß wir die Menschen hören, „die in freier Beschaulichkeit Schätze des Gemüts hervorbringen und pflegen", aber es ist nicht notwendig, also auch nicht gut, sie im Parlament zu hören. Wir müssen gewiß „vom Unnatürlichen, Unechten und Oberflächlichen in allen Schichten zum Erleben dieser Gemütswerte geleitet werden". Aber nicht das Parlament ist dazu der Ort. Es muß richtig heißen, im Parlament sollen Menschen sitzen, die von den Dichtern von der Unnatur zum Erleben dieser Werte geleitet worden sind, ehe sie in das Parlament kommen. Mit „Titel- und Schablonenmenschen" ist es freilich im Parlament sowenig getan wie in jedem Beruf. Aber die Dichter werden es auch in den Parlamenten nicht zuwege bringen. Titel- und Schablonenmenschen zu ändern, wenn es ihnen nicht vorher gelungen ist. Die Berufung auf Heinrich Heine, auf Richard Wagner, auf Arndt und Freiligrath verblassen vor dem einen Satz, den Goethe von Uhland gesagt hat: „Der Politiker in ihm werde wohl den Dichter aufzehren." Alle Teilnahme des Dichters an den politischen Problemen der Zeit wird durch Goethes „Torquato Tasso" gerichtet. Nur einen Ertrag ergibt der Artikel Willes: die Forderung „eigen-echter Menschen". Für ihn sind das nur die Dichter, und auch wer nicht Dichter ist, muß ihm von der heutigen Zeit aus recht geben, daß das echte Menschentum sich in die stille Ecke der Dichtkunst und zu wenigen Dichtern geflüchtet hat. Aber unsere Gedanken, unsere Wünsche und unser Sehnen schweift ja aus der Gegenwart auch darin in die Zukunft. Unter diesen Hoffnungen aber ist die höchste: daß der furchtbare Krieg Völker und Menschen die Selbstbesinnung und Selbsteinkehr gelehrt hat. Vielleicht ist das der Eingang in eine Zeit, in der nicht nur die Dichter, sondern auch die Volksvertreter „eigen-echte Menschen" sind und nicht mehr die Dichter aus ihren stillen Wohnstätten bemüht werden müssen, um in den Parlamenten die Stimme des Menschentums zur Geltung zu bringen.

Dr. Karl Albrecht Rub

Indien

Es sind ungefähr hundert Jahre her, daß wir Deutsche angefangen haben, uns um das geistige Indien zu bekümmern. Und seitdem hat die deutsche Wissenschaft in der Erforschung der indischen Sprachen und Literaturen, insbesondere aber der indischen Philosophie Bedeutendstes geleistet. Daneben sind viele Reisebücher erschienen, die uns das äußerliche Leben Indiens schildern. Unter diesen gibt es wenige, die in die Tiefe gehen. Wissenschaftliche Forschungen bleiben meist innerhalb enger Kreise, und sie haben die Rätsel indischen Geisteslebens auch noch nicht völlig gelöst. Wir fühlen, und oft schmerzlich, daß uns Europäer eine tiefe Kluft von der Geistigkeit Asiens trennt und daß wir nicht einmal so weit sind, sie gleichsam räumlich zu ermessen. Wenn wir ganz aufrichtig sein wollen, fängt dieser uns fremde Bezirk schon beim Großrussentum an, und wenngleich wir mit den uns nächsten Asiaten, den Türken, im Bunde stehen, bleibt vieles in ihnen uns unverständlich. Wir wollen hoffen, daß der dem Kriege folgende Frieden uns nötigen wird, unseren Blick gespannter und ich möchte sagen methodischer nach dem Osten zu richten, daß wir von

Digitized by Google

nun an es als eine gewichtige Aufgabe der Wissenschaft und des praktischen Lebens ansehen werden, die Seele Asiens zu erkennen. Ein Franzose, Chevrillon, hat ein indisches Reisebuch vor einigen Jahren geschrieben (es ist auch in deutscher Übersetzung erschienen), das mehr als die vielen gewöhnlichen Reisebücher das Problem des Ostens wenigstens aufzeigt. Ähnliches kann man von dem Buche Waldemar Bonsels, „Indienfahrt" (Frankfurt a. M., 1916, Rütten & Loening), sagen. Es ist ein durchaus subjektives Buch, in dem der Verfasser der Mittelpunkt ist. Er redet von sich, seinen Schicksalen, seinen Eindrücken und Stimmungen. Aber aus diesen höchst persönlichen Äußerungen klingt das Bestreben nach Eindringen in all das Fremdartige, ganz und halb Unverständliche. Der Verfasser sagt: „Das Reisen läutert das Gemüt, denn die Fremde macht bescheiden, und durchaus nicht auf die Art, wie es nur die Lumpen sein sollen. Die Achtung vor fremdem Wesen, die gerade uns Deutschen so gern als Tadel nachgesagt wird, ist nur dann eine Untugend, wenn sie sich mit einer Preisgabe des eigenen Wesens verbindet. Dieser Respekt aber vor fremdem Geist und Tun und vor der Lebensart anderer wird in allen Herzen die Tadelsucht und die Selbstüberhebung dämpfen, die beiden Grundfehler unserer Generation." Goldene Worte. Sie gelten auch für die Zeit nach dem Kriege, und wir hoffen, daß auch nach einem vollen Siege nicht eine Zeit der Selbstüberhebung komme, auf die manche chauvinistischen Köpfe hinarbeiten. Das Reisen und das Eindringen ins Fremde macht uns stärker, wenn die Anerkennung der anderen auf dem festen Boden der eigenen Selbstachtung wächst. Und eben weil Bonsels ein Selbstsicherer ist und dabei bescheiden, gelingt es ihm, dort zu sehen, wo andere blind sind, und so in schwierigen Dingen Erkenntnisse anzubahnen oder wenigstens Ahnungen zu vermitteln. Seine Gespräche mit Geringen und Gebildeten, oft nur einzelne Worte oder Wendungen, sind in neuer Weise aufschlußreich. Ein Brahmane spricht sehr gescheite Worte über den Unterschied des Brahmanismus und des Christentums, die mehr sagen als manches dicke Buch. Auch wenn wir nicht im Kampfe gegen England stünden, würden wir mit besonderem Interesse hören, was derselbe Brahmane über die politische Lage Indiens sagt. Wie England dieses Indien behandelt und schamlos ausgebeutet hat, wissen wir. Daß dieser Zustand einmal ein Ende habe, wünschen und hoffen wir. Noch ist dieser Zeitpunkt nicht gekommen. Noch lebt das Volk dumpf dahin. Mit Bezug darauf sagt der Brahmane: „Heute unterdrückt in Indien noch die politische Macht die Freiheit des Geistes, aber es wird bald so weit kommen, daß auch hier, wie überall in der Welt, der Geist die Herrschaft antritt. Damit wird Englands Niedergang in Indien beginnen. Die Einsichtigen wissen es, und es beginnt bereits eine starke Strömung, die uns die eingeräumten Rechte wieder zu schmälern sucht, denn England fühlt, wo es uns gewachsen ist und wo nicht." Wir, die wir den Niedergang der fesselosen Weltherrschaft Englands wollen, werden das Erwachen und Erstarken Indiens von Herzen begrüßen. Dann mag auch die Zeit einer geistigen Annäherung, eines gegenseitigen Verständnisses kommen. Damit wird ein Zustand gegenseitiger kultureller Bereicherung nahen, der sehr weit verschieden sein wird von dem Zustande einseitiger

Digitized by Google

und bloß materieller Bereicherung, der heute herrscht, der Indien zur Starrheit verurteilt und England zur Schande gereicht.

E. Pernerstorfer

Friedhofsreform

Bei Bruno Cassirer, Berlin, erschien ein Heft von August Endell: „Zwei Kriegerfriedhöfe" — eine für den frischen, phantasievollen Endell von Einst auffallend müde und resignierte Schrift. Wohl liest man sie mit aller schuldigen Achtung zu Ende, aber es ist eigentlich nur die Achtung, die man vor allem Anständigen hat. Ein tieferes Gefühl der Dankbarkeit vermag nicht aufzukommen. Und dabei handelt es sich um ein Thema, das zur leidenschaftlichen Teilnahme zwingen müßte. Endell geht aus vom trostlosen Anblick moderner Riesenfriedhöfe. Jedes Wort seiner Kritik ist zu unterschreiben. Aber was er an die Stelle setzen will — daß es sich um „Kriegerfriedhöfe" handelt, betrifft nur den aktuellen Ausgangspunkt! —, das hat alles nur wieder die sattsam bekannten Vorzüge der Vermeidung, besitzt aber so gar nichts, das von innen glühte. Kurz, es ist nur anständig, sauber, ordentlich und auch in manchen Einzelheiten ein bißchen mehr als nur korrekt. Daß das aber für einen Baukünstler, der jetzt mit seinem Projekt für Konstantinopel von neuem bewiesen hat, daß er ein Mensch ist, doch recht wenig bedeutet, bleibt bestehen. Die beiden hier vorliegenden Arbeiten sind alles in allem wohl als geschmackvoll zu bezeichnen, ohne doch, selbst innerhalb dieser Grenze, wirklich restlos zu befriedigen. Woher nun diese auffallende Mattheit? Für Endell ist der Friedhof ein Ort nicht so sehr des Friedens, als der Umfriedung. Wurzel der Gestaltung ist ihm die Sorge: wie am reinsten ist die Begräbnisstätte herzurichten als der Ort ungestörten, ruhigen, träumerischen Gedenkens lieber Freunde? Von hier aus kommt Endell zu der Forderung kleiner Friedhöfe, die der Gemeinde eingebettet oder mindestens unmittelbar benachbart sind, und daher weiter zur Konsequenz der Feuerbestattung. Hier zeigt sich aber bereits die Unsicherheit seiner Stellung. Mit Recht nämlich rückt Endell aus allgemein menschlichen Motiven von den aufklärerischen Verfechtern der rationalistischen Verbrennungsmethode ab. Kommt er nun trotzdem aus formalen Gründen dazu, sie dennoch zu wünschen (Endell leugnet vergeblich, daß es „formale" Gründe seien), so muß wohl ein unklarer Punkt in dem geistigen Aufbau stecken. Und so ist es in der Tat. Die schwache Stellung Endells geht bis in die genannte Wurzel zurück. Von ihr aus wird kein schöner Friedhof entstehen können. So ungern man zu einem Endell, dessen ungewöhnliche Qualitäten wir am allerwenigsten verkennen, ein solches Wort sagt, kann man doch nicht umhin, von Sentimentalität zu sprechen. Ich glaube, daß die Empfindung der Rückerinnerung an die Toten nicht zum Ausgangspunkt einer Friedhofsreform genommen werden kann. Je weniger ein Friedhof von solcher Rücksicht hat, um so schöner wird er sein. Er sei möglichst gefühls-neutral, gefühls-rein. Dann kann sich unser Gefühl erst frei und rein in ihm entfalten. Und gegenüber dem Wunsche nach Klarheit, Übersicht und Ordnung auf einem Friedhofe scheint mir die Verschlungenheit noch schöner. Die Unsicherheit Endells rächt sich in dem müden Abzirkeln, Einfassen und

Digitized by Google

„Schützen". Dieser letzte Ausdruck steht auffallend oft im Text. Aber was eigentlich ist denn hier zu „schützen"? Nein, die Mauern, auf die Endell so großen Wert legt, sind keine sachlichen Erfordernisse, sowenig wie es irgendwelche Kunstformen sonst sind, sondern jene Einfriedungen des Geistes, hinter die sich der Friedhofsarchitekt Endell zagend zurückziehen muß. Aber nicht einmal formal ist die Mauer klar gegeben. Außer ihrer Eigenschaft, Abgrenzung zu sein, hat sie die Bestimmung, zugleich Namen, Tafeln, Zahlen usw. zu tragen — was uns nicht gefallen will. Besonders aber der Randweg, innen dicht an der Mauer entlang, damit Gelegenheit sei, die Schilder zu lesen, scheint ein Mißgriff, weil hier Endells erste Vorstellung der Mauer als einer stillen, reinen Umzirkelung nahezu aufgehoben wird.

Schließlich möchte ich sagen: jede Reform des Friedhofs kann nur ausgehen von der Reform der Bestattung. Diese ist die Keimzelle des Neuen. Das findet sich klar erkannt in Bruno Tauts Arbeit „Vererdung", die im Januarheft der „Tat" 1917 erschien und die jedem Leser dieser Notiz zur Lektüre empfohlen sei. In der „Baurundschau" vom November 1916 habe ich selbst zu der Veröffentlichung zweier Friedhöfe von Leberecht Migge einiges zur Kritik moderner Friedhöfe mitgeteilt.

Adolf Behne

Ein Aktivist

Die gewaltige Erschütterung, der die Erdkugel seit dem 1. August 1914 ausgesetzt ist, hat auch den Elfenbeinturm ins Wanken gebracht, in dem ein Teil unserer jüngsten Dichter, der Zeitläufte unbeschadet, geruhig saß und Silben zählte und Verse feilte: sie stürzten jählings auf die Gasse, riefen just die Geistigen zu den Waffen und verkündeten, fortan wollten sie wirken, aufrütteln und Sauerteig sein. Sie nannten und nennen sich Aktivisten, ihr Programm war und ist der Aktivismus. Nun würde ein Schlagwort mehr oder weniger nicht viel besagen, wenn nicht auch eine Leistung dahinterstände, denn der Aktivismus ist im Grunde uralt. Wenn nicht Goethe, so war doch ganz gewiß Schiller ein Aktivist, Herwegh meinte: „Seid echte Dichter, und ihr seid immer auf der Seite der Opposition!", und Heine schrieb den Sturmmarsch, die Marseillaise des Aktivismus:

> Trommle die Leute aus dem Schlaf,
> Trommle Reveille mit Jugendkraft,
> Marschiere trommelnd immer voran,
> Das ist die ganze Wissenschaft.

Wenn aber die Leistung den Ausschlag gibt, so muß man den jungen Ernst Wilhelm Lotz mit seinem schmalen Versband „Wolkenüberflaggt", unlängst bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen, schon gelten lassen, denn er ist ein Dichter, der etwas zu sagen hat, und in etwa der Vertreter einer ganzen Schicht neuer Jugend. Zudem sind seine hier gesammelten Gedichte schon in dem Jahr vor dem großen Zusammenbruch europäischer Dinge geschrieben.

Keineswegs ist Lotz, was man unter einem Aktivisten verstehen könnte, ein Trompeter, der frisch und forsch den Weckruf in schlafendes Land bläst, sondern er ist schwer von verhaltener Geistigkeit, wie das ganze jüngste Geschlecht. Er horcht angestrengt auf die Stimmen in seiner Brust. Er ringt mit den Erscheinungen seiner Um- und Innenwelt, inbrünstig, wie

Digitized by Google

Jakob einst mit dem Erzengel rang. Er fühlt sich manchmal noch in seines Blutes versonnene Heimlichkeiten verstrickt. Er spürt sich nur im ganz persönlichen Sinn, weil er jung ist, von Frühlingsatem getragen:

Mit bloßem Kopf und mit vor Jungkraft federnden Zehen
Muß ich immer und immer wieder durch Sonnenstraßen gehen.

Er verwahrt sich gegen Freunde, die ihn zu leicht befinden, weil er, „statt kampfgenössisch Sturm zu läuten, auf blauer Gondel durch den Äther fahre". Aber drei erhabene Worte gären in ihm voll Drang und Staunen, „die dunkle Drei, der: Hunger, Liebe, Tod." So entrafft er sich den Kaffeehäusern, von denen nicht umsonst in diesen Versen so oft die Rede ist, und sieht „heldisch durchglüht" am 1. Mai „das wiegende Schreiten gegliederter Prozessionen" und leuchtet „von Träumen des Tages, der Barrikaden und Flammen versprach". Berauscht von seinem Sehnen und seiner Seele Schwungkraft, brausend von ungestümer Jugend, oh! von so viel zwanzigjähriger Jugend, hungert der Dichter der Stunde entgegen, da er sich verschenken und verschwenden kann. Alles in ihm ist Sehnsucht:

Wir sind nach Inseln toll in fremden Welten;
Denn wir sind außer uns: Vor unsrer Enge.
Und bauen immer heiß an unserm Traum.

Alles in ihm ist Erwartung:

Wir sind nach Dingen krank, die wir nicht kennen.
Wir sind sehr jung. Und fiebern noch nach Welt.
Wir leuchten leise. Doch wir könnten brennen.
Wir suchen immer Wind, der uns zu Flammen schwellt.

Aber obwohl noch furchtsam vor eigener Glut, ist er doch seiner Erfüllung gewiß und sehr sicher, „dorthin zu entschweben, wo man uns braucht, wenn wir geworden sind". Das wird dann der „Aufbruch der Jugend" sein, tatendrängender Aufbruch einer gottlob! stürmischen, gottlob! radikalen Jugend:

Wir fegen die Macht und stürzen die Throne der Alten,
Vermoderte Kronen bieten wir lachend zu Kauf,
Wir haben die Türen zu wimmernden Kasematten zerspalten
Und stoßen die Tore verruchter Gefängnisse auf.

Nun kommen die Scharen Verbannter, sie strammen die Rücken,
Wir pflanzen Waffen in ihre Hand, die sich fürchterlich krampft,
Von roten Tribünen lodert erzürntes Entzücken,
Und türmt Barrikaden, von glühenden Rufen umdampft.

Aber da kam, im August 1914, ein ganz anderer Aufbruch der Jugend und führte den Dichter auf das Schlachtfeld. Dort trifft ihn, Leutnant und Kompagnieführer, am 26. September 1914 eine täppische, tödliche Kugel, irgendwo in Frankreich.

Aber seine helle Jugend leuchtet junihaft aus diesen seinen Versen, und die Fahne, die er im Frühlingswind entrollt, sinkt nicht. Wir brauchen, auf daß die staubgrauen Straßen der Politik von bunten Blumen gesäumt sind, die Verschwisterung von Agitation und Literatur, von Programm und Rhythmus.

Aktivisten heraus!

Hermann Wendel

Digitized by Google

Übergangswirtschaft

Wenn unsere Staatsmänner recht behalten und wenn unseren eigenen Kalkulationen nicht grobe Rechenfehler unterlaufen sind, so wird der Weltkrieg bald zu Ende gehen. Daß der Friedensschluß keine leichte Zeit einleitet, braucht nicht betont zu werden. Daß wir sie mit Mut und Zuversicht antreten werden, daß wir gern alle notwendigen Opfer auf uns nehmen werden, wenn endlich einmal das entsetzliche Blutvergießen und die ständige Ungewißheit über das Leben unserer Brüder im Felde aufgehört hat, ist eine Selbstverständlichkeit. Nicht selbstverständlich aber ist es, ob die Umstellung zur Friedensarbeit so vollzogen wird, wie es das Volksganze erheischt. Denn so paradox es klingen mag: die Einstellung auf die Friedenswirtschaft ist schwieriger als die auf die Kriegsarbeit. Warum? Kriegswirtschaft heißt Zehren vom Kapital, heißt Ausschaltung der Konkurrenz, heißt fieberhaft gesteigerte Nachfrage gegenüber verringertem Angebot. Der Lieferant sucht nicht mehr nach dem Abnehmer, ihm macht die Zahlungsfähigkeit des Käufers kein Kopfzerbrechen mehr. Der Kredit wird ihm, sofern er ihn etwa noch brauchen sollte, ordentlich nachgeworfen. Denn an die Stelle unzähliger kritischer und sachkundiger Kunden ist *ein* Großabnehmer getreten, der Staat, der nur eine Frage kennt: Bis wann und wie viel kannst du liefern? Geht es nicht schneller? Kann nicht mehr hergestellt werden? Und was noch wichtiger ist: Die Kriegswirtschaft ist etwas Vorübergehendes. Friedenswirtschaft aber stellt das Normale, Bleibende dar. Es wäre nun banal und raumverschwendend, des langen und breiten hier auseinanderzusetzen, wie unmöglich es wäre, da mit der Arbeit weiterzufahren, wo wir am 1. August 1914 aufgehört haben. Denn auch der den wirtschaftlichen Dingen Fernstehende weiß, daß dafür ungefähr alle Voraussetzungen fehlen. Damals arbeiteten unsere Fabriken nach fachmännischer Schätzung nur zur Hälfte für den heimischen Verbrauch, die andere Hälfte wurde ausgeführt. Umgekehrt bezogen wir einen nicht minder großen Anteil unseres Bedarfs aus dem Ausland. Wir waren dabei in weitgehendem Maße die Bankiers, wir streckten das Geld vor, wir waren ein Gläubigerland mit Forderungen an die ganze Welt. Unsere Schiffahrt verkündete in den entferntesten Gewässern unsere aufstrebende Macht. Ein wohlgeordnetes Währungssystem bildete die Grundlage. Die Reichsmark begann neben dem Pfund Sterling, wenn auch nur allmählich, nach der Weltgeltung zu streben. Und im Innern erfreuten wir uns eines gesunden Aufbaues der Erwerbsstände. Entgegen jener Prophezeiung eines großen Sozialisten zeigte unsere Einkommensteuerstatistik nicht das Bild eines Weinkelches mit einer breiten niedrigen Basis — dem Proletariat —, einem langen und gefährlich dünnen Mittelstück — dem Mittelstand —, auf dem dann der unförmlich dicke Hohlraum — die ganz Reichen — saß, sondern die Entwicklung ließ den Vergleich mit einer Pyramide zu. Gerade die erstaunlich gewachsene Kaufkraft des vierten Standes und daneben die Erhaltung eines selbständigen Mittelstandes waren so recht eigentlich die Voraussetzungen unseres Wohlergehens.

Alle diese Dinge haben sich von Grund auf geändert: Wo ist die Kaufkraft und vor allem der Kaufwille unserer Auslandkunden? Wo ist aber dann die

Digitized by Google

Möglichkeit für uns, Milliardenkäufe wie seither vorzunehmen, wenn wir nicht wie bisher mit Waren zahlen können? Ist übrigens bei uns überhaupt noch im selben Maße Bedarf nach diesen ausländischen Erzeugnissen? Erinnern wir uns doch, daß an erster Stelle unter unseren Einfuhrartikeln rund drei Milliarden Mark Nahrungsmittel für Mensch und Vieh standen und daß die märchenhafte Entwicklung der deutschen Stickstoffindustrie, wenn erst einmal der Bedarf der Munitionsfabriken aufhört, eine nie für möglich gehaltene Ertragssteigerung unseres heimischen Bodens bis zur vollständigen Deckung des Eigenbedarfs selbst dann vielleicht ermöglichen läßt, wenn uns der Friedensschluß keinen Zuwachs an Bauernland bringen sollte! Oder wird uns die endlich in die Wege geleitete bessere Ausnützung der seither sinnlos verschwendeten Kohle — Stein- und Braunkohle — nicht an Nebenprodukten unabsehbaren Ersatz an importierten Dingen bringen? Man denke an Benzin, Öle usw. Wie steht es überhaupt mit den Ersatzindustrien? Viele, sehr viele werden verschwinden. Sie hatten nur eine Daseinsberechtigung in einer Zeit, die nicht nach dem Preis, sondern nur nach der Ware fragte. Manche aber werden bleiben. Es sei da nur an die geradezu erstaunliche Entwicklung der Papiergarne und an einige Metallegierungen erinnert.

Der Außenhandel wird also zusammenschrumpfen. Er wird es um so mehr, als ja auch die anderen Mittel, mit denen wir neben der Einfuhr für die hereinkommenden Waren zahlten, fehlen werden. Wir sind, wenn überhaupt noch, nur mehr in sehr bescheidenem Maße Gläubiger; denn wir mußten von unseren ausländischen Wertpapieren einen sehr ansehnlichen Teil im Auslande verkaufen. Ein weiterer äußerst bedeutender Teil ist in Feindeshand, vor allem in London, und wird uns — so hoffen wir sicher — samt den Hunderten von Millionen aufgelaufener Zinsen mit Friedensschluß wiedergegeben werden. Dem stehen aber nicht unbeträchtliche schwebende Auslandschulden gegenüber. (Dieser ganze Faktor würde sich natürlich in dem Augenblick gründlich zu unserem Vorteil ändern, in dem wir eine Kriegsentschädigung in bar oder Rohstoffen erhielten.)

Im Zusammenhang damit steht die Währung. Schwere Fehler und unvermeidliche Begleiterscheinungen des Krieges haben den Wert, die Kaufkraft der Mark im Ausland derart gedrückt, daß schon dieser Umstand allein uns beim Kauf von notwendigen Rohstoffen, ganz zu schweigen von Luxuswaren, die denkbar größte Zurückhaltung aufzwingt, obwohl unsere Lagervorräte längst auf die Neige gegangen sind.

Bleibt der Aufbau unserer Einkommenklassen. Es wäre Vogelstraußpolitik, auch heute noch jene „Weinglastheorie" so restlos zu verlachen. Zum mindesten das große Heer der Festbesoldeten, aber auch jener Teil des selbständigen — städtischen! — kleinen Mittelstandes, der, zu den Fahnen berufen, den Betrieb einstellen mußte, hat bedenklich von den Sparpfennigen gezehrt, wenn sie nicht gar aufgezehrt. Dafür sehen wir eine erschreckend große Anzahl von Kriegsgewinnern, auch aus dem Mittelstand. Wir sehen Fleischermeister, die sich vor ihren Banken schämen, wie reich sie geworden. Wir sehen andere, die sich den größten Schund als sogenannte Kunstgegenstände aufschwätzen lassen, nur um den Kriegssteuern zu entgehen. (Man hofft ordentlich, daß der Fiskus sämtliche aus dem Felde heimkehrenden Detektive dieser Gesellschaft zum Steuerschnüffeln auf den Hals jagen möge.)

Digitized by Google

So stehen die Dinge beim Ende des Krieges. Anormale Verhältnisse, Schwierigkeiten, wo man hinsieht. Da liegt es auf der Hand, daß ein „laisser faire, laisser aller" das verkehrteste wäre. In diesem Punkt herrscht wohl Einigkeit. Die Übergangswirtschaft muß von Reichs wegen geregelt werden. Längst hat man das in Berlin erkannt und einen eigenen Kommissar für die Übergangswirtschaft ernannt.

Über das „Wie" aber ist in der Öffentlichkeit noch sehr wenig gesprochen worden. Das ist ebenso begreiflich wie gefährlich. Begreiflich darum, weil man über manche Pläne mit vollem Recht nicht dem scharf gespitzten Ohre des Feindes Kunde geben wollte — der sich mit der offenen Darlegung seiner eigenen Pläne, wie der Pariser Wirtschaftskonferenz, weidlich blamiert hat, und dessen Übergangswirtschaft teilweise viel, viel schwieriger werden muß als die unsere. Begreiflich aber auch, weil alle Pläne so lange wenig Sinn hatten, solange man kein Ende absah. Denn die Dinge müssen nach einem dreijährigen Krieg völlig anders gestaltet werden als etwa nach einem einjährigen. Auch änderte sich der ganze Übergangsplan gründlich mit dem offiziellen Eintreten der Vereinigten Staaten in das Lager unserer Feinde.

Bedauerlich, tiefbedauerlich — ja gefährlich ist das Schweigen aus zwei Gründen. Einmal haben wir nach den Erfahrungen der Kriegswirtschaft gewiß nicht die Überzeugung, daß die hohe Obrigkeit die „Sache schon machen wird". Dann aber befürchten wir, daß Interessenten aller Art in der Stille ihr Süppchen kochen wollen und die Brühe bereits auf den Herd gesetzt haben. Wer am energischsten und geschicktesten ist, wird gut fahren. Produzenten, vielleicht auch Händler — kurz gesagt die Verkäufer — sorgen schon für sich. Ihre Verbände und ihre Syndici sind fest an der Arbeit. Wer aber sorgt für den Konsumenten? Niemand wird der Regierung den guten Willen bestreiten. Mancher aber wird an der restlosen Fähigkeit zweifeln. Dafür ist vielleicht nichts bezeichnender als die namentlich im Krieg ganz ausgesprochen hervorgetretene Tendenz vieler Zentralstellen, nur mit Syndikaten, Verbänden usw. zu verhandeln, einzelne aber gar nicht vorzulassen — wenn sie nicht gerade Hugo Stinnes oder so ähnlich hießen. Bei der Überfülle der Arbeit begreiflich, aber nicht immer ungefährlich.

Die Übergangswirtschaft — soviel ist klar — bringt eine beängstigende Fülle grundlegender Fragen: Rohstoffbezug, Weiterführung der Kriegsgesellschaften, Wiederzulassung des Handels, gemischtwirtschaftliche Unternehmungen, Syndikatspolitik, Auswanderung, Valuta, Preisrevolution, Regelung und Regulierung des Kapitalbedarfs, Mittelstandsfrage, Arbeiterentlassung aus dem Heer, Frauenarbeit sind nur einige.

Im Rahmen dieser Ausführungen konnte lediglich die Wichtigkeit des Problems angedeutet werden. Vielleicht bieten künftige Hefte des „März" Gelegenheit, die Lösung des einen oder anderen Punktes zu erörtern.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Berlin im Mai 17

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Gestern wurde der Reichstag vertagt. Es war eine kurze, gedrängte und anstrengende Tagung. Die Spannung steigerte sich bis zur Kanzlerantwort auf die Kriegszielinterpellation der politischen Antipoden und hielt auch den letzten Sitzungstag noch in Atem.

Die gleiche Spannung brütet über London und Paris. Die Ratlosigkeit wütet in Petersburg. Dort vollzog und vollzieht sich das Außergewöhnlichste. Genau betrachtet ist es aber das Walten eines Naturgesetzes der politischen Physik: Der Kessel zerspringt dort, wo die Spannung der Gegensätze am gewaltigsten ist. Selbstherrlichkeit und Staatswillkür, d. h. der Zarismus, kann nicht drei Jahre lang erfolglos die Maschine weiterarbeiten lassen, ohne daß der überhitzte und abgenützte Kessel platzt. Wo Staatsform und Staatsbetätigung in einem Widerspruch zwischen Staatsinteresse und Volksurteil stehen, wie in Rußland, ist die Explosion die letzte Hilfe.

Anders liegen die deutschen Dinge.

Die Osterbotschaft des Deutschen Kaisers und seines einsichtigen Kanzlers hat die Notwendigkeit eines natürlichen Ausgleichs erkannt. Zornig aber stellte die durch den Ausgleich bedrohte Feudalität sich offen oder geheim entgegen. Die politische Lage ist durch diese feudalen Dämpfe in unwillkommener Weise echauffiert. Der Zorn gilt immer unverhüllter dem Kanzler.

Besorgniserregend wird der Mangel an konservativer Staatsklugheit und Selbstbeherrschung. Wenn es wahr ist, daß der Adel Talent zur Staatslenkung hatte, so ist dieser Artikel

Digitized by Google

während des Weltkrieges ausgegangen und der Ersatz ist nicht vollwertig. Ist denn unter den alten Geschlechtern kein Rittersmann, der seinen Standesgenossen zuruft: Seht ihr denn nicht ein, daß Kaiser und Reich, Preußen und seine Dynastie die mittlere Linie braucht, und daß Bethmann unentbehrliche Dienste leistet. Wenn ihr ihn heute herunterstoßt, ist die Politik der mittleren Linie heruntergestoßen und hat keinen Repräsentanten, der diese Politik fähiger und von mehr Vertrauen begleitet aufnehmen kann. Was soll dann geschehen? Zwischen Scheidemann und Reventlow „bleibt der Krone dann die bange Wahl".

Offen wird von den Thronstützen mitten im Weltkrieg der Sturz des leitenden Staatsmannes betrieben. Während es das Kapital Deutschlands ist, konstant in seiner Politik während dreier Kriegsjahre zu sein! Das Mittel, diesen inneren Sieg der Entente zu betreiben, ist die maßlose Übertreibung der Tragweite und Absichten der Reichstagsbeschlüsse. Ihre Nichtverhinderung, die nicht in der Hand des Kanzlers liegt, wird diesem als Schuld angerechnet, und die Presse wie die Redner der Rechten putschen die Stimmung auf in der Hoffnung, daß ihnen die Irreführung der nichtöffentlichen Meinung gelinge. Von diesen Versuchen gab auch der letzte Sitzungstag ebenso wie die Berichte über den Verfassungsausschuß und seine Verhandlungen einen bitteren Vor- und Nachgeschmack.

Es ist darüber noch viel zu sprechen. Der Reichstag wird Ruhe und feste Besonnenheit trotz aller Provokationen im Staatsinteresse zu bewahren haben. Er wird die Konfliktslust der Rechten nicht teilen, sondern kreuzen müssen. Es ist höchlichst zu bedauern, daß die Rechte die Behauptung unserer Feinde, daß Deutschland unfertige konstitutionelle Verhältnisse habe, so übertrieben illustriert, wie es durch ihren Lärm gegen zeitgemäße und zweckmäßige Reformen geschieht. Man hätte Deutschland diese konservative Kinovorstellung ersparen sollen. Wie groß die Zurückhaltung des Reichstags war, wird die parlamentarische Geschichte verzeichnen.

Digitized by Google

Die Arbeiterlöhne in der Kriegszeit

Von Friedr. Kleeis, Halle a. S.

Nach dem „ehernen Lohngesetz“ Lassalles soll der Lohn aller Arbeiter naturnotwendig immer nur eine Höhe erreichen, die nur die Befriedigung der allernotwendigsten Bedürfnisse in notdürftigster Weise gestattet. „Dies ist der Punkt,“ sagt er in seinem Offenen Antwortschreiben 1863, S. 15, „um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herum gravitiert. Der wirkliche durchschnittliche Arbeitslohn besteht somit in der Bewegung, beständig um seinen Schwerpunkt, in den er fortdauernd zurücksinken muß, herumzukreisen.“ Diese Lehrsätze müssen heute als überholt gelten; selbst die Anhänger sonstiger Lassallescher Gedankengänge haben sie aufgegeben. Wenn es noch weiterer Beweise für seine Unhaltbarkeit bedurft hätte, dann sind sie durch die Gestaltung der Arbeiterlöhne in der gegenwärtigen Kriegszeit erbracht worden.

Durch die Verteuerung der Lebenshaltung ist eine wahre Katastrophe des Arbeitslohnes herbeigeführt worden. Durch genaue Berechnungen ist der unwiderlegliche Beweis erbracht worden, daß eine bestimmte Menge Lebensmittel, die im Jahre 1910 für einen Berliner Haushalt 685 ℳ kosteten, heute rund 1400 ℳ kosten würden. Das ist etwa eine Verdoppelung. Da aber in jener Berechnung hauptsächlich Lebensmittel enthalten sind, die heute in bestimmten Rationen zugeteilt werden, und für den entstandenen Ausfall ein „Ersatz“ auftaucht, der minderwertig, aber noch mehr verteuert ist, so ergibt sich, daß die allgemeine Verteuerung des Haushalts um mehr als das Doppelte gestiegen ist. Durch diese Preissteigerungen sind die Löhne und Gehälter der Arbeiter und Angestellten in ganz ungeheuerlicher Weise entwertet worden. Die vor dem Kriege durch Verträge, namentlich auch Tarifverträge, festgelegten Vergütungen haben durch die Kriegswirkungen eine Herabdrückung unter das erforderliche Maß erfahren.

Allerdings sind im allgemeinen auch die Löhne etwas aufgebessert worden. Meist in der Form von Teuerungszulagen. Soweit in den einzelnen Berufszweigen die Löhne durch Tarifverträge zwischen den Unternehmer- und Arbeiterverbänden vereinbart sind, wurden Zuschläge beschlossen. So im Baugewerbe 7, 10 und 11 ₰ für die Stunde, im Malergewerbe 5 und 6 ₰, im Steinsetzergewerbe 7½ ₰, im Buchbindergewerbe 1 bis 6 ₰ (daneben eine Kinderzulage von 2 ℳ monatlich), im Dachdeckergewerbe von 11 ₰ usw. In den Industriezweigen, die mit Heereslieferungen beschäftigt werden und

Digitized by Google

in denen ein großer Mangel an Arbeitskräften herrscht, wenigstens an gelernten männlichen, trat von selbst durch die über das Angebot hinausgehende Nachfrage nach solchen eine Lohnsteigerung ein. Im großen und ganzen zeigen aber die Teuerungszulagen nur mehr oder weniger den guten Willen der Unternehmer oder deren Rücksicht auf die Öffentlichkeit, sie gleichen keineswegs den großen Unterschied nur annähernd aus, der zwischen Lebenshaltung und Arbeitslohn besteht. Nur vereinzelt bei einigen Arbeitergruppen in der Metallindustrie werden Löhne gezahlt, die annähernd Schritt halten mit der Steigerung der Preise für die Lebensmittel. Die Behauptungen von den allgemein gestiegenen Löhnen, die hier und da in Tageszeitungen laut werden, sind meist übertrieben. Das lehrt uns ein Überblick über die in Wirklichkeit gezahlten Löhne und ihre Veränderung in den letzten Jahren.

Trotz ihrer großen Wichtigkeit ist die Lohnstatistik sehr vernachlässigt worden. Die vorhandenen statistischen Feststellungen sind hauptsächlich entweder auf privatem Wege erfolgt (namentlich durch die Arbeiterorganisationen) oder sie sind abgeleitet aus Erhebungen und Nachweisungen, die zu anderen Zwecken erfolgt sind. Die besten Unterlagen liefert zurzeit die soziale Versicherung. Die Geschäftsergebnisse ihrer einzelnen Träger sind denn auch schon häufig zu solchen Zwecken benutzt worden. Besonders die von den Unternehmern den Berufsgenossenschaften alljährlich zur Beitragsberechnung (der Umlagen) nachgewiesenen Löhne und Gehälter der versicherten Personen. Weiter ist aus den Mitteilungen der Invalidenversicherungsanstalten und der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte über die Zahl der Versicherten in den einzelnen Lohnklassen schon das Durchschnittseinkommen der Versicherten berechnet worden. Endlich sind auch die Mitteilungen über die Arbeitslöhne, welche die Krankenkassen von den Unternehmern zur Einreihung der Versicherten in die verschiedenen Lohnklassen gemacht werden, zu derartigen Zwecken schon benutzt worden.

Was zunächst die Dienstbarmachung der Lohnnachweisungen für die Unfallversicherungs-Berufsgenossenschaften anbetrifft, so sind allerdings einige Gründe zu beachten, aus denen die nachgewiesenen Löhne sich mit den tatsächlichen nicht decken. Die Wirkungen der Abweichungen von der Tatsächlichkeit gleichen sich aber gegenseitig aus, so daß das Bild im allgemeinen zutrifft. Zum mindesten geben die Ziffern eine Übersicht, wie sich die Lohnverhältnisse im Laufe der Jahre gestaltet haben, wie sie in den einzelnen Berufszweigen voneinander abweichen usw. Bei sämtlichen gewerblichen Berufsgenossenschaften betrugen die auf den Versicherten entfallenden Löhne im Durchschnitt im Jahre 1894: 662,20 ℳ, 1902: 804,20 ℳ, 1908: 938,20 ℳ, 1911: 980 ℳ, 1914: 1073,5 ℳ, 1915: 1148 ℳ. Bemerkenswert sind die Veränderungen in den einzelnen Erwerbszweigen in den letzten

Digitized by Google

Jahren. Bei den acht großen Berufsgenossenschaften, welche die Schwereisenindustrie umfassen, fiel der Durchschnittslohn eines Arbeiters zunächst von 1413 ℳ im Jahre 1913 auf 1404 ℳ im Jahre 1914, stieg aber dann sprunghaft auf 1560 ℳ im Jahre 1915. Die höchsten Löhne zeigte die Rheinisch-Westfälische Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft, bei der eine Erhöhung von 1741 ℳ im Jahre 1913 auf 1961 ℳ im Jahre 1915 eintrat. Die geringsten Löhne in der Metallindustrie zeigte die Schlesische Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft mit 1151 ℳ im Jahre 1913 und 1226 ℳ im Jahre 1915. Es betrugen im übrigen noch die Löhne im Durchschnitt in den Jahren 1913 und 1915 bei den Berufsgenossenschaften der chemischen Industrie 1302 und 1382 ℳ, Bekleidungsindustrie 922 und 878 ℳ, Nahrungsmittelindustrie 934 und 893 ℳ, Molkerei-, Brennerei- und Stärkeindustrie 1012 und 1107 ℳ, Lederindustrie 1255 und 1342 ℳ, Steinbrüche 1167 und 1188 ℳ, Glasindustrie 1087 und 995 ℳ, Ziegeleibetriebe 853 und 877 ℳ, Tiefbaugewerbe 1373 und 1442 ℳ, Fuhrwerksgeschäften 1058 und 1112 ℳ.

Die aus den Geschäftsergebnissen der Invalidenversicherung herstellbaren Lohnstatistiken sind nicht minder interessant. Die Anzahl der in den einzelnen Lohnklassen verwendeten Beitragsmarken läßt einen wenigstens annähernd richtigen Schluß auf die Einkommensverhältnisse der Versicherten zu. Das Ergebnis dieser Feststellungen ist um so bemerkenswerter, als gerade bei der Invalidenversicherung die Versicherungspflicht sich auf einen großen Kreis, nämlich auf alle über 16 Jahre alten Personen ohne Unterschied des Berufes erstreckt, selbst auch auf Arbeiter mit mehr wie 2000 ℳ Jahresverdienst. Die Zahl der Versicherten mit einem Jahresarbeitsverdienst bis zu 350 ℳ blieb von 1913 bis 1915 bei 8% (von rund 15 Millionen), die Zahl derjenigen mit 350 bis 550 ℳ erhöhte sich von 20 auf 21%, die der von 550 bis 850 ℳ von 26 auf 27%, die von 850 bis 1150 ℳ verminderte sich von 17 auf 15%, die mit mehr wie 1150 ℳ blieben bei 29%. Das sind natürlich allgemeine Durchschnittsziffern. Welchen großen Einfluß z. B. der Wohnort hat, geht daraus hervor, daß der höchsten Klasse mit über 1150 ℳ Jahresarbeitsverdienst im Jahre 1915 in Berlin 46% aller Versicherten, in der Provinz Posen aber nur 9% angehörten.

Aus den statistischen Berechnungen der Angestelltenversicherung (rund $1^3/_4$ Millionen Versicherte) ist bemerkenswert, daß sich nach den letzten Zählungen im Jahre 1915 der durchschnittliche Jahresarbeitsverdienst eines männlichen Angestellten auf 1870 ℳ, der einer weiblichen auf 955 ℳ stellte. Gegenüber den ersten Erhebungen vom Jahre 1913 ist der Durchschnittsverdienst sogar um ein geringes zurückgegangen. Von den männlichen Versicherten hatten 62,8% einen Jahresarbeitsverdienst bis zu 2000 ℳ, und

Digitized by Google

36,9 % einen solchen von 2000 bis 5000 ℳ. Von den weiblichen Versicherten waren dies 96,7 bzw. 3 %.

Am brauchbarsten sind die Lohnstatistiken der Krankenkassen auf Grund der Zugehörigkeit der Mitglieder zu den einzelnen Lohnstufen. Hier wird auch nicht durch abweichende Berechnungsmethoden der wirkliche Zustand verschoben. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin mit rund 450 000 Mitgliedern hatten im Jahre 1914 im Durchschnitt 47,7 % der männlichen und 6 % der weiblichen einen Tagesverdienst von 4,16 ℳ und mehr. Im Dezember 1915 waren dies 50,1 % und 4,6 %, und im Dezember 1916 nur 46,2 % und 6,2 %. Es ist also hier sogar eine Minderung der Höchstgelohnten männlichen Arbeiter eingetreten. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Leipzig (rund 130 000 Mitglieder) gehörten im Jahre 1913 den obersten drei Klassen (Tagesverdienst über 4,50 ℳ) 55,7 % aller männlichen Mitglieder an. Ende des Jahres 1915 waren es 64,7 %, und Ende 1916 nur 61,3 %. Es hat also auch hier ein Rückgang stattgefunden. Von den weiblichen Mitgliedern waren in den obersten vier Klassen (Tagesverdienst über 4 ℳ) versichert im September 1913: 3 %, 1915: 5,4 % und 1916: 6,4 %. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Frankfurt a. M. verminderte sich die Zahl jener Mitglieder überhaupt, die einen Tagesverdienst von 4 ℳ und mehr hatten, von 43,62 % im Jahre 1914 auf 41,03 % im Jahre 1915. Zur Erklärung kann hier nur dienen, daß die gesunden und leistungsfähigen Arbeiter zum größten Teil zum Heeresdienst eingezogen worden sind und sie meist durch jugendliche und ältere Arbeiter ersetzt wurden.

Die einzigen amtlichen fortlaufenden Lohnerhebungen, die wir besitzen, erfassen nur die Bergarbeiterlöhne. Nach den Veröffentlichungen im Reichsanzeiger vom 20. April 1917 erhöhten sich die Durchschnittslöhne der Gesamtbelegschaft pro Schicht vom zweiten Vierteljahr 1914 bis zum vierten Vierteljahr 1916 im Ruhrgebiet (das die höchsten Löhne zahlt) von 5,22 auf 6,86 ℳ oder um 31,4 %, in Niederschlesien von 3,49 auf 4,27 ℳ oder um 22,3 %, im Saargebiet von 4,42 auf 5,40 ℳ oder um 22,2 %, im Clausthaler Salzbergbau von 4,39 auf 5,05 ℳ oder um 15 %, im Haller Braunkohlenbergbau von 3,74 auf 4,50 ℳ oder um 20,3 %, im linksrheinischen Erzbergbau von 3,34 auf 4,38 ℳ oder um 31,1 %. Die Löhne der eigentlichen Bergarbeiter sind um wenige Pfennige höher, da diese zu den gesuchtesten Menschen während der Kriegszeit gehören. Vielleicht könnten noch die Ergebnisse der Einkommensteuerveranlagung herangezogen werden. Im Durchschnitt auf einen Besteuerten betrug das steuerpflichtige Einkommen im Jahre 1915 in Preußen 2682 ℳ gegen 2687 ℳ im Jahre 1914 und 2602 ℳ im Jahre 1913, auf dem Lande allein 1958, 1977 und 1913 ℳ. Hier erhöhen die ganz großen Einkommen und Vermögen den Durchschnitt

Digitized by Google

sehr. Die Ziffern rechtfertigen nicht die Behauptungen von der „glänzenden Lage" der Arbeiterschaft während des Krieges. Und auf die Gesamtlage der Arbeiterschaft kommt es an, nicht auf verhältnismäßig wenige Ausnahmefälle. Die eingetretene große Differenz zwischen Arbeitslohn und den Kosten der Lebenshaltung gegenüber dem Stande vor Kriegsausbruch wird voraussichtlich auch nach dem Friedensschlusse fortdauern, da die Verhältnisse auf dem Lebensmittelmarkt sich nur allmählich ändern, niemals aber wohl zum Stande vor dem Kriege zurückkehren.

Gewiß haben die Löhne — um auf das eherne Lohngesetz zurückzukommen — einen Punkt, um den sie schwanken, und das ist der unerläßliche Bedarf zum Lebensunterhalt. Aber dieser Bedarf ist keine feststehende, sondern eine veränderliche Größe. Sein Geldwert ist für die verschiedenen Stände, Bevölkerungsschichten und Zeiten ein verschiedener. Im allgemeinen hat jener Bedarf bei wirtschaftlich fortschreitenden Völkern die Tendenz, zu steigen, und diese Steigerung ist ja vor dem Kriege auch vielfach eingetreten. Diese Neigung, namentlich auch zu dem Zweck, bestehende erhebliche Unterschiede auszugleichen, wird sich auch nach dem Kriege wieder, und zwar mit gesteigerter Energie, bemerkbar machen. Sobald die Lage des Arbeitsmarktes es gestattet, werden wirtschaftliche Kämpfe zu erwarten sein, sofern nicht auch die Kraft und Stärke der Arbeiterorganisationen aus anderen sonstigen Gründen Schaden erleidet. Vorläufig bemühen sie sich noch mit Erfolg, den festen Zusammenschluß aufrechtzuerhalten, um das zurückerobern zu können, was durch die Teuerung in die bisherige Lebenshaltung eine große Lücke gerissen hat.

Der Rat von Flandern

Von F. M. Huebner, zurzeit in Brüssel

Seit zwei Jahren für ihre unterschiedlichen Befreiungsprogramme werbend und eintretend, haben sich am 4. Februar 1917 auf einer allgemeinen nationalflämischen Landestagung die flämischen Streitvereinigungen auf ein gleiches mittleres Programm eingeschworen. Selbiges sieht den Weiterbestand Belgiens als eines unabhängigen Staates, nicht aber die alte, unitarische Form des Landes vor. Man verlangt für Flandern eine eigene Verwaltung, eigene Rechtsprechung, eigenes Unterrichtswesen, kurzum die volle politische Selbständigkeit, welcher gegenüberzustehen hätte eine gleiche Selbständigkeit des französischsprechenden Südens. Beide Teile, Flandern und Wallonien,

Digitized by Google

bleiben föderalistisch nach dem Muster Österreich-Ungarns miteinander verbunden. Diese Forderungen bei den neutralen und kriegführenden Mächten im Hinblick auf die künftige Friedenskonferenz anzumelden, wählte die Landestagung aus ihrer Mitte eine engere permanente Körperschaft, in Höhe von etwa 60 Personen, den „Rat von Flandern", der sich inwendig, je nach den verschiedenen Arbeitsgebieten, in Unterausschüsse teilt.

Nachdem eine Abordnung dieses Rates von Flandern vom Deutschen Reichskanzler in Berlin die Zusicherung erhalten hat, daß Deutschland den Wunsch der Flamen nach politischer Selbständigkeit unterstützen werde, und nachdem die Verwirklichung ihres Wunsches in der Weise vorbereitet wird, daß Deutschland die schon vor dem Kriege angestrebte Trennung der belgischen Verwaltungskörperschaften praktisch durchführt, besteht nun die besondere Aufgabe des Rates von Flandern darin, den deutschen Behörden bei der Auswahl geeigneter flämischer Persönlichkeiten für die neuen flämischen Ministerialposten an die Hand zu gehen und Ratschläge zu erteilen in den Gehaltsregelungen, bei der Raumunterbringung, bei all den täglich auftauchenden juristischen und methodischen Fragen eines frisch entstehenden Verwaltungsbetriebes. Andererseits, den Stammesgenossen gegenüber, geht die Aufgabe des Rates von Flandern dahin, die Verknüpfung der Personen, Gruppen und Verbände (z. B. Allgemeen Nederlandsch Verbonds, Abteilung Belgien, Vlaamsch Verbond; Groeningerwachten) immer inniger zu gestalten und die breite Masse der Nichtorganisierten insgesamt dem tätig vorwärtsstrebenden Gedanken zu gewinnen. Zu diesem Zwecke ist geplant, das Land in Bezirke einzuteilen, welche für die flämische Landestagung die ihrer Einwohnermenge entsprechende Vertreteranzahl abzustellen haben. Die Landestagung wird je nach Notwendigkeit einberufen und steht zum Rat von Flandern etwa im Verhältnisse eines Parlaments zum Könige einer, durch gewählte Volksvertretung gemäßigten Monarchie; der Rat ist also verpflichtet, den Mitgliedern der Landestagung Rechenschaft abzulegen, da er bei der Ausführung seiner Beschlüsse sich stets auf die Landtagsvertreter muß stützen können.

Mit der Aufrichtung eines Rates von Flandern wird von den Flamen indessen noch mehr angestrebt, als bloß während des Krieges der Bewegung ein dirigierendes Oberhaupt in ihm zu geben. Der Rat von Flandern bedeutet ein Versuch, innerhalb des belgischen Parteilebens eine überhaupt neue Machtverteilung zu bewerkstelligen.

Sehr richtig hat unlängst die welschbelgische, jetzt in London erscheinende „Métropole" (Nr. 67 vom 8. März 1917) das Erbübel der flämischen Bewegung dahin charakterisiert, daß sie sagt, alle Stockung, Verstumpfung und Versumpfung innerhalb der Bewegung vor dem Kriege gehe aus von den

Digitized by Google

Führern. „Diese Männer waren allerwege nur Berufspolitiker, d. h. Leute, welche über den Eifer für die Rasse- und Sprachfragen den Eifer für ihre jeweilige Partei setzten; der flämischen Forderungen bedienten sie sich als Sprungbrett um ihren Parteiehrgeiz zu stillen. Bloße Berufspolitiker, gingen ihre Anstrengungen lediglich dahin, auf die Rednertribüne zu gelangen und sich dort zu halten. Im Augenblicke, wo die Forderungen, als deren Vorkämpfer sie sich gaben, erfüllt worden wären, mußten sie ihre Rolle zu Ende gespielt erachten. Nachweisbar war darum ihr Hauptbestreben, die einfachsten Fragestücke zu trüben und zu verwickeln, die Erzielung reinlicher Lösungen solange als möglich hinauszuschieben, mittels offenkundiger Übertreibungen immer neue Widersprüche und endlose Erörterungen hervorzurufen, kurzum die Wunde offen zu erhalten und ihr in alle Ewigkeit neues Gift zuzuführen."

Für die Mitglieder des „Rates von Flandern" gilt es als Ziel, die Wunden des flämischen Volkes endlich schließen zu helfen. Sich zusammensetzend aus Angehörigen aller Parteien, weisen sie Parteisonderbestrebungen jeder Art aus ihrem Programm hinweg. Flandern soll frei, Flandern soll flämisch werden — dies ist der Gesichtspunkt, nicht aber zankt man sich, ob Flandern katholisch, sozialistisch oder liberal geleitet werden soll. Man bildet einen Block, der dadurch immer fester wird, daß der wohl vorhandene Gegensatz parteipolitischer Anschauungen ausgeglichen wird durch die lautere und glühend vaterländische Gesinnung der Mitglieder. Der flämische Gedanke ist jedenfalls noch niemals reiner, zweckbewußter und politisch stoßkräftiger verkörpert gewesen als durch diese Körperschaft.

Die flämischen Parteiführer von einst, ein Cauvelaert (katholisch), Huysmans (sozialistisch), Frank (liberal) haben sehr wohl begriffen, daß die Tage ihres Ansehens gezählt sind deswegen, weil sie von ihrer Parteidoktrin nicht loskommen und nur von ihr aus das Verhältnis zur flämischen Frage finden können. Sie sind darum Passivisten geblieben und suchen mit allen Mitteln, die vaterländische Sittlichkeit des Handelns der Aktivisten in Verruf zu bringen. Ob sie wieder zur Macht gelangen werden, ob also der jetzt so festgeballte flämische Gedanke wieder auseinandergezerrt werden wird, so daß die belgische Regierung ein leichtes Spiel hat, oder ob während des Krieges der Rat von Flandern sich in die Meinung der flämischen Wählermassen fest einpflanzen wird, diese Fragen zu beantworten, bleibt der Zukunft überlassen.

Digitized by Google

Quartett

Von Reinhard Weer

s waren einmal vier Städte hinter unserer Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Die Tagesberichte meldeten ihre Aufgabe. Wir sind aus ihnen herausgegangen, freiwillig, aber verstohlen, ohne laute Abschiedsklänge, aber mit einem leisen, schmerzlich-süßen „Muß i denn ..." im Herzen. Denn die vier kleinen, bescheidenen Städte waren uns gute Freunde geworden in der langen, langen Kriegszeit. Und beim Scheiden gaben sie uns still Davonziehenden die freundlich-einfache Weise ihres Lebensrhythmus wie ein feines Geläut mit auf den Weg. Ein Abschiedsquartett ...

Lauschen wir ihm eine Weile.

Ham

Ich war zu einer Artilleriefliegerabteilung kommandiert damals, als wir im Auto zu viert nach Ham fuhren, einkaufshalber. Das liebe Nest lag verschlafen in der Welt, und ein launischer Aprilhimmel hing darüber. Wie ein Stück alten Gobelins, farbengedämpft und verhalten, erscheint mir heute die Stadt nach jenem Besuch, der der einzige blieb. Die Somme floß schmal und unschuldig, denn damals hatte sie noch nicht die blutigste aller Schlachten gesehen, tief unter den Wällen und Mauern der kleinen Zitadelle vorbei, auf denen wir promenierten und mit der nie verstummenden deutschen Sehnsucht nach Besserem, Schönerem, Weiterem in die flache französische Landschaft, von eintönigen Alleen durchzogen, hinunterblickten. So ähnlich mußte der gefangene Napoleon von diesen wehrhaften Wällen, die so lange seine eng umzirkte Welt bildeten, auf sein Frankreich hinabgeschaut haben, seiner Kaiserzukunft entgegenträumend. Bis er eines Tages, als Bauarbeiten im Bereich der kleinen Festung vorgenommen wurden, in Maurerkleidung unerkannt entwich. Wir begehrten wißbegierig seine Wohnung zu sehen, fanden aber bei den ganz aufs Gegenwärtige eingestellten deutschen Wachtposten wenig Antwort auf unsere vielen Fragen. Nur das Gebäude, in dem er gesessen, wußte uns ein Landstürmer zu bezeichnen: dreistöckig, grau, nichtssagend, mit vergitterten Fenstern auf den großen steinernen Hof hinaus. Wir schritten durch das historische Tor, das jenen Maurergesellen in die Freiheit flüchten sah, gingen unter Bäumen, kamen irgendwie ins Innere des Städtchens, sahen einen schmalen, stillen Marktplatz mit guten alten Gebäuden, Fassaden ganz

Digitized by Google

so, wie man sie auf gewissen Gobelins findet. Und aßen in einem hellen, sauberen Gasthaus, wie es in diese Gobelinstadt paßt, unser Vesperbrot ...

„Unsere Truppen haben Ham durchschritten," meldete der feindliche Bericht.

Liebes, kleines Ham!

Roye

Du bist mir immer ein wenig windig vorgekommen, alte Stadt mit dem königlichen, stolzen Namen. Windig im wörtlichen, nicht im übertragenen Sinn (obwohl auch das vielleicht seine Richtigkeit hätte). Du liegst ziemlich hoch und frei, immer im strammen Luftzug. Auch warst du oft Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit französischer Geschütze. Das kann ich ihnen nicht verzeihen. Denn deine Kathedrale, die sie als Einschießpunkt benutzten, muß von großer Schönheit gewesen sein: noch ihre Trümmer sprechen von der Harmonie und Formvollendung des zerstörten Baues. Du hast einen Marktplatz, Roye, mit gutem, deines prunkenden Namens würdigem Rathaus und mit ein paar seltsamen alten Fachwerkhäusern, die mir aus Deutschland, etwa aus Hans Sachsens Nürnberg oder dem Welserischen Augsburg, hergeholt scheinen. Sonst konnte man an dir nur wenig Gefallen finden. Du liegst so kahl auf deiner kahlen Hochebene, und unerbittlich streng und herb ist das Gesicht deiner Landschaft. Ein Schloß ist da in deiner Nähe, Goyencourt, etwas steif und ungemütlich, und ein Park darum, ehemals schön, jetzt schlimm verwahrlost. Immerhin: ein Brennpunkt des Reichtums neben der offenbar recht armen Stadt. Dein Name, Roye, verheißt zu viel; du bist keine Königstadt mehr. Vollends heute nicht, dafür haben die französischen Kanoniere gesorgt. Man war wohl drüben der Auffassung, daß an dir nicht sehr viel zu verderben sei. Du hattest das Unglück, dem großen Feuerbrand an der Somme etwas zu nahe zu liegen. Sssst — pumm, sssst — pumm, sssst — pumm. Roye spielt die große Pauke in der Abschiedsmusik ...

„Wir stießen über Roye vor," meldeten die Franzosen.

Armes altes Roye!

Chauny

An dich, kleine Stadt, kann man ohne Schwermut denken. Denn du bist die Langweile, gutes Chauny, eine Langweile, die nicht mit einem einzigen Tropfen französischer Munterkeit und französischen Geistes gewürzt ist. Du bist bieder und provinziell dazu und ein wenig verstaubt wie eine Baukastenstadt aus Großväterzeiten. Aber du hattest ein gutes deutsches Kasino, Filiale von Kasten in Hannover, und das war immerhin ein Anziehungspunkt. Und an deinem Marktplatz stand, schräg gegenüber einem großen modernen Steinkasten von besonderer Häßlichkeit, der im Frieden wohl als Präfektur oder

Digitized by Google

Unterpräfektur gedient hatte, ein gutes, nettes, ganz kleines Barocktheaterchen, das sich mit seiner winzigen Fassade ängstlich zwischen die Nachbarhäuser klemmte. Auch einen ganz anständigen Park hattest du, Chauny, wo der Fremde hübsch und beschaulich hätte spazierengehen können, wenn er dafür die rechte Gesellschaft gehabt hätte. Irgend etwas war an dir, kleines, dummes Chauny, das an unser freilich viel freundlicheres Ludwigsburg in Schwaben erinnerte. Und auf deine Einwohner, zu guter Letzt, lasse ich nichts kommen, mögen sie auch in den letzten Wochen den einziehenden französischen Truppen Hymnen gesungen haben. Das verdankst du einer Händlerin an der Bahnhofsallee, die so viel Anstand und so wenig Erwerbsinn zeigte, daß sie für eine alte, etwas fleckige Ansichtskarte eines französischen Schlosses, für das ich mich interessierte, da man es von unserer Front aus im französischen Hinterlande liegen sah, zuerst durchaus keine Bezahlung annehmen wollte, weil die Karte zu schlecht sei. Und das, obwohl sie sofort merkte, daß ich gern einen Liebhaberpreis für die alte Karte zahlen würde. Dieser kleine, anständige Zug, liebes Chauny, hat sich mir tief eingeprägt. — Willst du sonst noch etwas beisteuern zu dem Abschiedsquartett der vier Städte? Du schweigst und gähnst, wie das so deine Art ist. Schweige und gähne weiter, kleines Chauny ...

„Unsere Kavalleriepatrouillen erreichten Chauny an der Oise," triumphierte der französische Tagesbericht. Sie werden sich schwerlich lange dort aufgehalten haben.

Du gutes, langweiliges kleines Chauny!

Noyon

Du schöne alte Stadt ...

„Die Deutschen sind in Noyon," pflegte Clémenceau, die alte Bulldogge, in Kammerreden und Zeitungsartikeln zu sagen. Es war sein nimmermüdes, anstachelndes Ceterum censeo. Ob er Noyon besonders gut kannte, besonders liebte? Ob es ihm auch so ans Herz gewachsen ist wie uns? Noyon, der Gedanke an dich bereitet uns heute Schmerz. Du beste und schönste unter den vieren!

Wer von der Front aus westlicher Richtung nach Noyon kam, erlebte eine kleine Offenbarung: man gelangte, das reizende Divettetal („kleine Göttin" heißt dieser Bach, und die Orte, die das Wässerlein durchfließt, tragen Namen von gleichem Wohllaut und romantischem Schmelz: Dives, Divette, Dive-le-Franc!) — man gelangte, das reizende Divettetal hinter sich lassend, auf einen Höhenrücken und sah die Stadt plötzlich zu seinen Füßen hingezaubert. Wie grün lag sie da im Sommer, wie licht und strahlend im Frühling, wie fröhlich bunt im Herbst! Viel mächtige alte Bäume und ein paar Dächer, außen herum ein schöner, breiter Alleengürtel, die Boulevards,

Digitized by Google

im Innern eng durcheinanderlaufende Gassen mit bunten Häuschen, putzigen kleinen Läden, die weiblichen Einwohner zur guten Jahreszeit mit dem Strickstrumpf vor den Türen. All dies Kleine, Unscheinbare aber wie zur Folie für ein Großes hingestellt: die Kathedrale.

Sie ist das Beste und Schönste an Noyon, das einzig Monumentale an diesem so ganz und gar nicht auf Monumentalität (sondern auf intimere, stillere Wirkung) gestimmten Städtchen. Frühe Gotik, herb und steil und geradlinig, mit etwas romanischem Einschlag, ein auf alle Nebensächlichkeiten verzichtendes hübsches, kantiges Aufwärtsstreben: so recken sich die beiden Pfeilertürme, von weitem sich gleichend und doch in den Feinheiten durchaus verschieden, über die demütig gebückte Häusermenge, jäh mit zwei schwalbenumflatterten Dachpyramiden abschließend. Daneben das Schiff, großzügig und klar, mit steilem, mäßig hohem Dachaufbau; nach dem seltsamen kleinen Domherrnplatz hin ein dreitoriger Eingangsbaldachin mit zwei starken Pfeilern, vorgereckt wie Brüste und Pranken einer Sphinx; mehrere Kapellen, deren eine, romanischen Stils, durch Brand zerstört; endlich Klostergebäude, Kapitelsaal, Priesterseminar und eine interessante, sehr alte Bibliothek mit Holzschnitzereien. Alles unwandelbar gut und groß und schön.

Ein feines Rathaus hat Noyon noch, Gotik mit Renaissanceelementen eigenartig vermischt, zu der Zeit erbaut, als in dem noch heute erhaltenen düsteren Hause an der nach ihm benannten Straße Calvin geboren wurde; vor dem Rathaus auf dem schönen, stilvollen Platz einen guten Zierbrunnen mit Obelisk und etwas zu massivem Figurenschmuck, von einem Bischof Broglie errichtet. Der Rest ist Kleinstadt, aber eine Kleinstadt mit zum Verwundern guten Bauten, vornehmen alten Patrizierhäusern vor allem, die hinter bescheidener und düsterer, fast ärmlicher Straßenfront überraschend feine Gartenperspektiven verbergen. Und die in ihrem Innern in behüteten, selten betretenen Räumen Schätze an alten Ölbildern und feinen Möbeln enthalten. Noyon hat alte Kultur, die der Feinfühlige auf Schritt und Tritt verspürt ...

So lieb bist du uns geworden und so vertraut, altes, schönes Noyon, mit deinem schwalbenumflatterten Türmepaar! Und deine Umgebung, wo unsere Front verlief und wo wir manchen Freund betteten, deine Landschaft mit ihren Bergen und Tälern ist uns bittersüßes Heimwehland ...

Nun ist der Krieg zum zweiten Male über dich hinweggegangen. Ohne viel Spuren zu hinterlassen, hoffen wir. „Noyon ist in unserem Besitz," meldete Nivelle, und Clémenceau wird zufrieden sein. — Noyon wieder in Feindeshand — man kommt sich bei dem Gedanken fast ein wenig entwurzelt vor!

Schönes, unvergeßliches Noyon!

*

Digitized by Google

Es waren einmal vier Städte hinter der Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Die Tagesberichte meldeten ihre Aufgabe. Wir sind aus ihnen herausgezogen, freiwillig, aber verstohlen, ohne laute Abschiedsklänge, aber mit einem leisen „Muß i denn ...“ im Herzen. Ein wenig betrübt auch, geben wir's ruhig zu. Aber mit einer unerschütterlichen Zuversicht: was hier geschieht nach dem Plane Hindenburgs, das ist wohlerwogen und glänzend durchgeführt. Solche Zuversicht ist Trost und Stärke. Es lebe Hindenburg!

Grabennacht

Von Johannes Schönherr

Noch wetterleuchtet rings die Front.
Bald ist der letzte Lauf verglüht.
Am dunkelblauen Horizont
Des Mondes zarter Kelch erblüht.

In tiefen Heimwehwunden brennt
Der Sterne Licht das Herz mir aus.
O blau gewölbtes Firmament,
Bist du der Sehnsucht Vaterhaus?

Des süßen Friedens Silberstrom
Weht traumhaft durch die Totengruft
Der Schützengräben vor Bapaume.
Einsam steh' ich in Glanz und Duft.

Ach, meiner Zweifel Angst und Pein
Verstillt das große Schweigen nicht.
Mich quält der Nacht Tiefeinsamsein,
Das zentnerschwer aufs Herz mir bricht.

Mit Silber krönt der reife Mond
Der Häuser Trümmer und Wirrsal —
O sieh, gefesselt und entthront,
Den Frieden dort am Marterpfahl.

Georg Herwegh

Das Jahr 1841 in Preußen. Eine „arretierte, niedergedrückte Zeit“, wie Heine sie nannte. Preußen hatte ein königliches Geschenk erhalten, die Verschärfung der Zensur, die Bücherverbote, die Drangsalierung der liberalen Beamtenschaft. Das war der Ausklang der Hymne auf den neuen König, das das Resultat der Hoffnungen, die der Fortschritt an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. geknüpft hatte. Nationaleinheit, Preßfreiheit und Volksvertretung blieben, was sie gewesen waren — schöne Worte, goldene Äpfel am Baume der Phantasie. Einmal im Besitze des Thrones, setzte der neue Herrscher aller liberalen Sehnsucht den Fuß auf den Nacken, entpuppte sich als ein schöngeistiger Poseur, der die bürgerliche Geste liebte und der sein feudales Macht-

Digitized by Google

bewußtsein, sein pietistisches Gottesgnadentum mit freiheitlichen Phrasen verbrämte. Das freie Wort aber wurde erwürgt, die Intelligenz tat gut daran, sich im Schweigen zu üben, das junge Deutschland wartete hinter den Grenzpfählen auf bessere Zeiten.

Dies war die Atmosphäre, geschwängert von unterdrückter Opposition und Auflehnung, die den preußischen Vormärz erfüllte. In diese Verhältnisse, in diese bedrückten Tage schlug plötzlich ein kleiner Band Gedichte wie eine Bombe ein. Es war Herweghs große Tat, die „Gedichte eines Lebendigen", mit der der Sänger der Freiheit, „die eiserne Lerche", zum ersten Male seinen Explosivstoff in die deutsche Welt schleuderte. Brandlieder waren es, von einem erhabenen Unwillen getragen, von gewaltiger Sehnsucht nach sozialer Erlösung durchglüht, Lieder, über denen der Geist der großen Revolution schwebte und die in schönen und starken Worten die Machthaber geißelten, die ein gellender Kampfruf waren im alten, stummen Kriege zwischen Regierenden und Untertanen. Nie hatte man, umweht vom ästhetischen Gesäusel der Spätromantik, eine so starke und mutige Sprache in Deutschland vernommen, dem ewigen Bedürfnisse der Völker nach Recht und Freiheit liehen diese Gedichte endlich Rhythmus und Form. Ihr Sang drängte sich in alle Kehlen, ihre Worte schwebten auf allen Lippen, ihre kriegerische Musik belebte die Herzen.

*

Ein Vierundzwanzigjähriger war es, der die Augen der ganzen Welt auf sich lenkte. Die „Gedichte eines Lebendigen" waren Aufgang und Zenit seines Ruhms. Hundert Jahre sind seit dem Tage seiner Geburt verflossen, der Dichtername Georg Herwegh, des weltbürgerlichen Schwaben, ruht längst eingesargt im großen Mausoleum der Literaturgeschichte. Aber der Kämpfer Herwegh, der an einem Frühlingsmorgen das Nahen der Revolution verkündete, den der reale Kampf der Hungrigen mit den Satten, der Mächtigen mit den Rechtlosen vom beschaulichen Leben des Poeten auf die Gasse rief, der politische Sänger ist untrennbar mit der inneren fortschrittlichen Entwicklung Deutschlands verbunden. Mehr als alle Programme und Postulate wirkten seine Balladen, das Volk sang seine Lieder, die überzeugendere Beweiskraft in ihren Refrains hatten als hundert gut ausgeklügelte demagogische Reden. Dem „armen Jakob", den sie ins Grab legen, ruft er zu:

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,
Drin sie dich ohne Hemd begraben:
Es wird kein Fürst am Jüngsten Tag
Noch reine Wäsche haben.

Und die kranke Liese, die durch das vornehme Faubourg eilt, weil zu Hause kein Bett für ihres Leibes erste Frucht bereitet ist, sie hört bei den Palästen die fürchterliche Stimme des Dichters, wenn sie einen Blick auf die Herrlichkeiten der Reichen wirft:

Marsch, Liese, weiter zum Spitale,
Dort kommt das Volk zur Welt.

Ferdinand Lassalle wurde von diesem kampffreudigen Barden, der die Idee des Sozialismus poetisch verklärte, unwiderstehlich angezogen, Karl Marx, Ludwig Feuerbach, Arnold Ruge und selbst Bakunin, der kühne Zerstörer, der Vater des Nihilismus, sie nannten sich seine Freunde und schöpften aus diesem Born Anregung. So wurde Herwegh einer der Kämpfer der zentraleuropäischen

Digitized by Google

Demokratie. In diesem unruhigen Kopfe aber gärten die Gedanken allzusehr, und seiner politischen Persönlichkeit fehlte das Prägnante, Programmatische, fehlt Richtung in hohem Maße. Das, was dem politischen Dichter genügte, die Sehnsucht nach Freiheit, der revolutionäre Grundgedanke, der Kampf gegen veraltete Gesetze im Vaterlande, das Verlangen nach einer Einigung Deutschlands durch Preußen, der Haß gegen die Vorrechte der Aristokratie war für den sozialen Führer ein zu allgemeines Programm. Etwas Systemloses, allzu Freiheitliches in seiner eigenen Beschaffenheit machten ihn zur praktischen Arbeit unfähig, jedes Parteiwesen, jedes Sichfügen in einer Organisation war seinem Wesen zuwider. Aber er konnte mit den Elenden und Geknechteten fühlen, ein Gott gab ihm, zu sagen, was sie leiden, und manchmal erfüllte ihn jener hellseherische Geist, der ihn auf dem Wege rein dichterischer Intuition das vorausseben ließ, was für den Wissenschaftler, den Denker nur das Resultat langer Lebensarbeit ist. Vieles, worum Herwegh gestritten, hat die Revolution geschaffen, die Zeit gebracht, und selbst seinen unerschütterlichen Glauben an die Lebenskraft Polens verwirklicht eine spätere Zeit, die die Selbständigkeit Polens auf Blut und Trümmern errichtete.

Er aber war ein ewiger Jüngling, immer der Vierundzwanzigjährige, dem die Freiheit die flammende Göttin war, der man mit dem Schwerte in der Hand, ohne zu zagen und hingebungsvoll zu dienen hat. Der Jüngling war es noch immer, der im Frühling 1848 die unbesonnene Exkursion nach Baden unternahm, den berühmten Marsch der „französisch-deutschen Legion" von Straßburg über den Rhein, um im Großherzogtum, auf die Ereignisse in Wien bauend, die Revolution zu proklamieren. Man denke: Eine Armee von 650 Freiwilligen, Arbeitern aus Frankreich, von denen ein Teil erkrankte, ein Teil desertierte und nur der kleinste Teil bewaffnet war. Der Rest half sich mit Sensen und Picken. Das war die Schar, an deren Spitze Herwegh, der von militärischen Dingen nichts verstand und nur als geistiges Oberhaupt mitging, den Rhein überschritt. Denn Herwegh lebte seit dem Jahre 1841, ausgewiesen aus Preußen, in Zürich, Genf, hauptsächlich aber in Paris, wo sich die Freiwilligenschar um ihn gesammelt hatte. Es kam, wie es kommen mußte. Beim ersten Zusammenstoß mit der Kompagnie eines württembergischen Regimentes unweit des Dorfes Dossenbach wurde die Legion geschlagen, Herwegh mußte in die Schweiz flüchten und entging durch die Geistesgegenwart seiner tapferen Frau, die ihn begleitete, mit knapper Not der Gefangenschaft, einem sicheren Tode aus der Hand des Feindes, der einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Die Geschichte hat sich mit wildestem Spotte auf dieses Abenteuer gestürzt. Für Herwegh aber begann von diesem Zeitpunkte an eine langsam fortschreitende Enttäuschung an allen reformatorischen Bestrebungen. Auch der Dichter verstummte langsam. Es ward ihm das bittere Los zuteil, sich selbst zu überleben. Er mußte schließlich erkennen, daß man mit Gedichten, mit Literatur die bestehende Ordnung nicht aus den Angeln hebt und daß die Revolution der Zukunft nicht politisch, sondern wirtschaftlich sein muß.

*

Digitized by Google

Was wir von ihm in unsere Tage hinübergenommen haben, sind seine Gedichte, manche von hoher poetischer Schönheit getragen, wie: „Ich möchte hingehen wie das Abendrot" oder „Das Reiterlied", die meisten aber agitatorischer Natur. Ein mächtiges Pathos lebt in ihnen, ein Glanz der Sprache, eine Kraft der Überzeugung, die die Massen widerstandslos erfaßte. In ihnen wohnt keine ruhige Betrachtung, kein gemäßigter Liberalismus wie bei Freiligrath, ein Fanatiker flammt in ihren Strophen auf, die Fackel der Revolution lodert in ihnen. Halbheit vermochte Herwegh nicht zu ertragen, heftig erhob er sich gegen alle Neutralität in den gewaltigen Fragen des Lebens, so wie er gegen die in seiner Zeit beliebten Justemilieulehren eiferte. An Freiligrath, der ihm die Herabsetzung des dichterischen Strebens durch seine politische Lyrik vorwarf, schrieb er die männlichen Worte: „Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftsteller sein, ich schreibe bloß, was hinaus muß, und habe vor der Kunst, etwas, gleichviel was, bloß hübsch zu sagen, den tiefsten Abscheu. Verse schmieden und schön schreiben ist Millionen Menschen gegeben. Ich will Menschen aus einem Gusse, ganze Menschen, keine, die aufs Publikum spekulieren, ich will Richtung, und da unsere Universalität ewig nicht zum Handeln kommt, einseitige Richtung." Seine Lieder hatten Platens vollendete Form, Bérangers Liedhaftigkeit, der Refrain, ihre kräftige Musik machte sie volkstümlich. Unter dem Dreigestirn der politischen Lyrik, Herwegh, Dingelstedt und Fallersleben, Kinder ihrer Zeit und Sänger der Not dieser Zeit, ist Georg Herwegh der Bedeutendste. Er liebte die Freiheit so, wie Byron seinen Weltschmerz, Heine seine Melancholie liebte. Sie war seine Muse. Die Tendenz mag die Poesie bei ihm zeitweise erdrückt haben, aber er war ein Mann, auf den ganz Deutschland an diesem Gedenktage mit Stolz und Liebe blickt, ein tapferer Soldat im Befreiungskampfe der Menschheit, ein mutiger Tirailleur, ein Fahnenträger, der den Unterdrückten das Panier vorantrug.

*

Bei R. Lutz in Stuttgart ist vor einiger Zeit der aufschlußreiche Briefwechsel Herweghs mit seiner Braut erschienen.

Thekla Blech-Merwin

Ein deutscher Raskolnikow

Randbemerkungen zu Hermann Horns Roman „Der arme Buchbinder" (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin).

„Wie er traumbefangen näher darauf zugehen mußte, wuchsen rechts und links von dem ungeheuern Maul wie Krebsscheren ungeheure Arme. Die langten stumm nach ihm und winkten. Und nun war das Ganze ein schreckliches Untier..." An dem Buchbinder Leopold Stettner, der in der Nacht vor seiner Tat so träumt, ist ein Dichter verloren gegangen. Nur daß dieser Leben und Dichtung miteinander verwechselt. Seine Phantasie geht ihm durch; das ist seine einzige Schuld. Denn an der Logik seiner Beweisführung läßt sich schlechterdings nicht rütteln. Ein Psychiater würde vielleicht etwas von moralischem Schwachsinn murmeln. Mir gleich. Hier ist wieder einmal einer, dem das soziale Fragezeichen unserer Zeit auf die Stirn gebrannt ist. Aber kein Mann der

Digitized by Google

grauen Theorie, kein Agitator mit breitem Mund, lautem Wort und großer Gebärde, sondern ein Kreuzträger, der alles miterlebt. Wir haben seinesgleichen nicht zu viel in deutschen Landen. Was Hermann Horn in diesem Roman gibt, ist ein blutendes Stück Leben. Daß Dostojewski dabei Pate gestanden hat und das kalte Auge des Studenten Raskolnikow ihm beim Schreiben über die Schulter blickte, tut seinem Werke keinen Abbruch. Wer sich neben diesen Riesen stellen kann, ohne ganz zu verschwinden, hat schon den Befähigungsnachweis erbracht. „Das Gesicht der Sünde vor der Tat und nach der Tat," würde hier wie dort befriedigt der Pastor sagen. Nur daß in der Geschichte des deutschen Buchbinders wie in der des russischen Studenten noch etwas mehr steckt als vergilbte theologische Moral, etwas, was alle, die vor uns lebten, noch nicht wußten und auch nicht wissen konnten — ein Rattenkönig von Fragen, auf die sich nicht einfach mit ja und nein antworten läßt, ein ganzes Buch mit Rätseln, das keine Pastorenpredigt und keines Staatsanwaltes Schuldbeweis aus der Welt schafft. Das Leben spottet eben aller Logik, und hier ist — ich wiederhole es — blutendes Leben. Gerade weil das Leben Dichtung geworden ist.

Alles, was hier vor sich geht, in der Außenwelt wie in der Seele des Menschen, ist geschaut und wird, wenn es ins Wort zurückkehrt, wieder anschaulich. Man spreche sich nur einmal die wenigen Laute vor, die eine Arbeiterversammlung — etwa schildern? nein, die uns mitten in eine Arbeiterversammlung hineinwerfen: „Aus Worten zusammengeballte Kräfte schleuderten sie über die atemlose Menge. Unbegreifliche Ströme hielten diese Millionen Nervenstränge von einigen tausend Menschen in zuckender Erregung. Mitunter knatterte eine Explosion auf, und zahlreiche Stimmen erhoben sich in wütendem Schreien oder in wirrem Gelächter." Oder das tastende Gelall, wie der schüchterne Buchbinder zum erstenmal die eigenartige Schönheit der Schmierenschauspielerin, um derentwillen er zum Dieb wird, in sich saugt: „Er erlebte es, wie die verschobenen Linien und dunkeln Vertiefungen des Mundes in einem geheimnisvollen Spiel von Licht und Schatten, von Weichheit und neuerstehender Fülle sich wieder zurechtfanden" — nämlich als sie sich die Lippen mit einem kleinen Tüchlein abwischt. Der Entschluß, mit ihr zu fliehen, des Gatten Ankunft, die ihn aus allen Himmeln stürzt, des Weibes Vernünftigwerden, das ihn seiner Vernunft beraubt, und die geplante Tat, die plötzlich mit allen ihren Einzelheiten vor ihm steht wie eine göttliche oder teuflische Eingebung — das alles ist ein Meisterstück von Seelenmalerei. Und um ihn herum die anderen — jeder ein anderer und doch ganz in das fahle Licht und die dumpfe Luft unseres gewitterschwangeren Zeitalters getaucht — vor allem die verschmähte Kleinbürgerin, die ganz Hingebung ist und doch ein bißchen Neid.

Die Gerichtsverhandlung gegen den Dieb ließ mich kalt. Vielleicht weil ich selbst mehr als einmal vor Gericht das lächerliche Mißverständnis zwischen Staatsanwalt, Richter, Verteidiger und Angeklagtem erlebt hatte. Mich mutete die Schilderung hier etwas reporterhaft an. Aber was nach dem Gericht kommt, ist eine einzige großartige Vision, der gleich, in der der Buchbinder dahintaumelt, bis er endlich zur Pistole greift und

Digitized by Google

statt des letzten Peinigers — ein unschuldiges Kind trifft.

Den Sinn des Ganzen deutet uns nicht etwa die Rede des Verteidigers: „Wenn ein Mensch eine schreckliche Tat begangen hat, haben wir alle schuld daran, wir alle, die wir diese Welt der Menschen, unser eigenstes Werk, aufgebaut haben" (denn das wäre Alltagsweisheit, die jetzt auf allen Gassen gepredigt wird), wohl aber der letzte Brief des Unglücklichen: „Man kann sagen, alles ist nur gekommen, weil die Umgebung so und so war, oder man kann sagen, alles ist so gekommen, weil ich nicht so und so war ..." und: „Aber das glaube ich noch lange nicht, daß der andere oder einer allein recht hat."

Und nun bitte ich alle die Herren, die auf jede Frage nur ein Ja oder Nein haben, das Wort zu ergreifen. Vorausgesetzt, daß sie es noch über sich bringen ... ich begnüge mich, zu bewundern.

Edgar Steiger

Wie liest man jetzt den Reichsbankausweis?

Vor einer Reihe von Jahren hatte jemand den guten Gedanken, eine kleine Broschüre zu schreiben: „Wie liest man den Reichsbankausweis?" Der Erfolg war, wie die hohe Zahl der Auflagen bewies, geradezu glänzend. Aus der überaus starken Nachfrage sprach nicht nur das Eingeständnis, daß bis dahin sehr weite Kreise jene allwöchentlich in den Zeitungen veröffentlichten Zahlen nicht zu deuten wußten, sondern auch das mehr oder weniger dunkle Gefühl, daß der „Stand der Zentralnotenbank" doch wohl etwas recht Wichtiges sein mußte. Das war er auch in jener jetzt so weit zurückliegenden Friedenszeit. Denn er gab dem, der zu lesen verstand, recht wertvolle Fingerzeige für die Entwicklung der Wirtschaftskonjunktur, er ließ zusammen mit anderen Maßstäben erkennen, ob wir uns auf steigender oder fallender Linie bewegen, ob etwa eine ungesunde Anspannung auf dem Kapitalmarkt herrsche und manches mehr.

War die Fähigkeit, den Reichsbankausweis lesen zu können, im Frieden wichtig, so ist sie heute geradezu unentbehrlich für jeden, der den Anspruch erhebt, an der Wiedergesundung unserer Wirtschaft mitzuarbeiten, die zu lösenden Probleme lösen zu wollen. Denn heute enthüllt uns die Lektüre jener trockenen Zahlen nicht wie früher mehr oder weniger vorübergehende Konjunkturschwankungen, sondern so recht eigentlich das ganze Problem der Kriegs- und Übergangswirtschaft. Wenn nun schon früher die Zahl der Sachverständigen bedauerlich klein war, so sind heute die ihn Verstehenden bedenklich dünn gesät. Deshalb sei der Versuch gemacht, hier eine der letzten Veröffentlichungen zu interpretieren (siehe Tabelle Seite 492).

Wir haben den unserer Besprechung zugrunde zu legenden Ausweis vom 7. Mai 1917 in der Weise ergänzt, daß wir die entsprechenden Zahlen für die drei Jahre 1914, 1915 und 1916 zum Vergleich beifügten. Hier fällt nun auf den ersten Blick, wie außerordentlich fast alle Positionen in den Kriegsjahren gegenüber denen des letzten Friedensjahres immer weiter gewachsen sind. Beginnen wir mit den Aktiven! Da können wir zunächst eine

Digitized by Google

Der Reichsbankausweis am 7. Mai

(alles in 1000 Mark)

Aktiva	1914	1915	1916	1917
Metallbestand	1655,946	2421,808	2502,188	2550,502
Darunter Gold	1326,761	2373,348	2462,507	2532,916
Reichskassenscheine und Darlehnskassenscheine	68,340	629,305	878,295	469,176
Noten anderer Banken	20,821	18,125	14,117	6,413
Wechselbestand, Schecks und diskontierte Schatzanweisungen	863,563	3849,706	5051,916	8710,561
Lombarddarlehen	66,583	16,988	10,861	9,240
Effektenbestand	241,513	24,383	38,091	108,397
Sonstige Aktiva	215,734	188,455	361,380	1066,354
Passiva				
Grundkapital	180,000	180,000	180,000	180,000
Reservefonds	74,479	80,550	85,471	90,137
Notenumlauf	2006,450	5242,302	6642,205	8303,593
Depositen	837,345	1484,427	1642,134	3952,098
Sonstige Passiva	34,226	161,491	307,038	394,816

recht erfreuliche Tatsache feststellen: Der Bestand an Metallgeld konnte von Jahr zu Jahr zunehmen; allerdings nicht alle Metallarten, denn dieser Posten zerfällt in

	1914	1915	1916	1917		
Gold	1327	2373	2463	2533	Millionen	Mark
Scheidemünzen (Silber usw.)	329	48	40	18	„	„

Der wertvollste Teil unseres Hartgeldes, der einzige, der internationalen Wert hat, der also nicht nur oder teilweise durch den Prägestempel des Reichs seine Geltung und seine Kaufkraft erhält, das Gold, ist also fast auf das Doppelte seines Friedensstandes gestiegen und steigt, wie der Vergleich mit der Vorwoche zeigt, immer weiter. Das ist, wie gesagt, erfreulich, stellt aber, wie vorweg gesagt werden muß, die einzige restlos erfreuliche Veränderung gegenüber den normalen Zeiten dar; woher das Gold gekommen ist, weiß jedermann. Die Vermehrung ist in der Hauptsache die Folge der Goldsammlungen; das geschickt geprägte Schlagwort „das Gold gehört in die Reichsbank" hatte, namentlich am Anfang des Krieges, seine Schuldigkeit getan und Gold in gewaltigen Massen aus dem Verkehr in die Keller der Reichsbank fließen lassen; aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich dabei um erheblich mehr als um die aus den offiziellen Zahlen ersichtlichen 1206 Millionen Mark; denn es ist ein offenes Geheimnis, daß die Reichsbank im Laufe des Krieges Hunderte von Millionen des gelben Metalles zur Zahlung von Verpflichtungen und zur Stütze unserer Valuta ins Ausland hat senden müssen. Es handelt sich dabei zweifellos um eine größere Summe, als diejenige war, welche die Reichsbank im August 1914 nicht aus dem Verkehr, sondern aus dem Juliusturm in Spandau erhielt; dort waren 205 Millionen Mark (davon noch 120 Millionen Mark aus der Kriegsentschädigung von 1870) für den Mobilmachungsfall aufgehäuft worden. Ob der Goldausfuhr nicht auch eine gewisse Goldeinfuhr, und zwar aus Österreich-Ungarn, gegenüber-

Digitized by Google

steht, wie die uns feindliche Presse manchmal behauptet, soll hier nicht untersucht werden.

Nicht restlos erfreulich ist schon die Bewegung des nicht goldenen Metallbestandes; er ist heute nicht mehr den zwanzigsten Teil so groß wie vor drei Jahren. Das ist höchstens insofern zu begrüßen, als durch diesen Rückgang der Posten Metallbestand „in sich" vollwertiger geworden ist; während nämlich 1914 nur 80% des Hartgeldes aus Gold bestand, sind es heute 99%. Sonst aber wird man den Rückgang in Zusammenhang bringen müssen mit einer recht bedauerlichen Erscheinung, dem Silberhamstern. Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, daß man seit Monaten nie mehr Silbergeld zu sehen bekam, da allenthalben, namentlich auf dem platten Lande, aus teilweise recht unklaren Vorstellungen heraus, jedes Markstück thesauriert wurde. Und so wie es in dieser Beziehung dem Einzelnen ging, so auch der Reichsbank. Auch sie nahm kein Silber mehr ein, während sie umgekehrt die in recht großen Posten neugeprägten Stücke nicht für sich behielt, sondern dem Verkehr übergab. Erst in den allerletzten Wochen scheint es, als ob die Ankündigung der Regierung, nach dem Krieg werde das Silbergeld nur mehr seinen Metallwert haben, da und dort manches aus den Verstecken hervorzaubere. Immerhin ist diese ganze Bewegung keineswegs unbedenklich. Ihren Ursachen weiter nachzugehen, würde heute zu weit führen. Die Andeutung möge einstweilen genügen.

Warum die Reichsbank auf möglichst hohe Metallbestände sehen muß, ist bekannt: § 17 des Bankgesetzes verpflichtet die Reichsbank für den Betrag der umlaufenden Banknoten mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschem Geld, Reichskassenscheinen oder sonstigem Gold, bereit zu halten (der Rest muß in guten Wechseln angelegt sein). Dieser § 17 ist durch die Kriegsgesetze insofern ergänzt, als in jene Dritteldeckung auch die Darlehenskassenscheine eingerechnet werden dürfen, wovon aber bisher nur in sehr beschränktem Maße Gebrauch gemacht wurde; und das ist gut so, denn sie gehören eigentlich nicht hierher. Daß gerade ein Drittel der Banknoten in Metallgeld und ähnlichem gedeckt sein muß, ist eine an und für sich willkürliche Bestimmung des deutschen Gesetzes; es gibt andere Notenbanken, bei denen diese Deckungsvorschrift strenger und solche, bei denen sie milder ist; die einen schreiben eine 40prozentige, andere eine 25prozentige metallische Sicherung vor; überall aber finden wir bis jetzt die Bestimmung, daß für einen gewissen Teil der umlaufenden Noten Gold in den Kellern der Zentralnotenbank vorhanden sein muß, schon deshalb, weil laut Aufdruck auf den Noten, der Besitzer auf Verlangen die Einlösung in Gold verlangen kann. Das ist ja das äußere Kennzeichen der Goldwährung. Jetzt im Krieg ist ja dieser Anspruch in Deutschland und anderswo suspendiert worden.

Wir kommen zum zweiten Posten: „Reichskassenscheine und Darlehenskassenscheine". Bis zum Krieg hatte er nur „Reichskassenscheine" geheißen. Diese waren bis zum Kriegsausbruch das einzige Papiergeld, das wir im Deutschen Reich besaßen. Papiergeld ist im Gegensatz zur Banknote ein Geldzeichen, dessen Wert ausschließlich auf dem Kredit des ausgebenden Staates beruht, für das also nicht etwa, wie für die Banknote, ein besonderes Pfand in Form von Metall und Wechsel vorhanden ist. Bis zur Wehrvorlage beschränkte sich der Betrag auf etwa 120 Millionen Mark,

Digitized by Google

wurde aber damals im Zusammenhang mit der Stärkung des Goldvorrates im Juliusturm auf 240 Millionen erhöht und hat im Kriege eine weitere Stärkung auf 360 Millionen Mark erfahren. Von den im Reichsbankausweis ausgewiesenen 469 Millionen entfallen aber nur 15,5 Millionen auf Reichskassenscheine. Da es vor drei Jahren 68 Millionen waren, so bedeutet das, daß heute im freien Verkehr ungefähr 345 Millionen Reichskassenscheine sich befinden müssen gegen damals höchstens 172 Millionen. Das ist also eine nicht unerhebliche Steigerung der im Verkehr befindlichen ungedeckten Geldzeichen. Diese Steigerung fällt aber gar nicht ins Gewicht gegenüber den Darlehenskassenscheinen. Diese werden, wie ja bekannt, ausgegeben für Darlehen, welche das Reich auf erstklassige Papiere aller Art, darunter auch für Kriegsanleihe, für die Dauer des Weltkrieges und für die folgenden Jahre gewährt. Technisch ist der Vorgang so, daß die Reichsbank zunächst alle Darlehenskassenscheine erhält und davon den für nötig erachteten Teil in den Verkehr lenkt. Zur Zeit der Ausgabe des letzten Ausweises nun waren insgesamt 4512 Millionen Darlehen gewährt, und von den dafür ausgestellten Scheinen befinden sich nur 454,5 Millionen noch im Besitz der Reichsbank. Die restlichen rund 4 Milliarden Mark sind im Verkehr. Das ist zwar eine außerordentlich hohe Summe, sie ist aber nicht zu hoch, wenn man die außerordentliche Länge des Krieges und den Umfang des Krieges in Rechnung stellt. Besonders erfreulich ist es, daß von den erwähnten 4 Milliarden nur etwa eine Milliarde auf Kriegsanleihe geliehen worden ist. Immerhin muß man sich diesen Posten sehr genau einprägen, wenn man unsere Währungsverhältnisse sine ira et studio betrachten will.

Der folgende Posten, Noten anderer Banken, bedarf keiner größeren Erklärung und ist nicht besonders wichtig, da ja die neben der Reichsbank noch bestehenden vier privaten Notenbanken nur eine sehr bescheidene Rolle spielen. Um so wichtiger ist der Posten Wechselbestände, Schecks und diskontierte Schatzanweisungen. Hier sehen wir wieder ein außerordentlich gewaltiges Ansteigen. Waren es vor dem Krieg 864 Millionen, so sind es allmählich 8710 Millionen geworden, eine ganz ungeheure Zahl. Dabei hat sich der Charakter dieses Postens von Grund auf geändert. Im Frieden handelte es sich hier fast ausschließlich um Handelswechsel, also Papiere, die dem Bedürfnis des Warenverkehrs entsprangen und die gewöhnlich einen Gegenwert in vorhandenen Warenbeständen aller Art fanden. Seit Ausbruch des Krieges ist in zunehmendem Maße der Wechselverkehr zusammengeschrumpft. Heute ist die Barzahlung die Regel. Akzepte werden nur mehr in ganz geringem Maße ausgestellt. Woher nun diese Steigerung? Die Antwort lautet: In diesen 8710 Millionen ist ein gut Teil unserer provisorischen Kriegsfinanzierung enthalten. Denn das muß ebenfalls einmal deutlich gesagt werden: obwohl Deutschland mehr als andere Länder, mehr vor allem als das einstmals so finanzstolze England einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz seiner Kriegsschulden mit festen Anleihen gedeckt hat, so ist das doch nicht mehr voll möglich. Ein Teil der nötig gewordenen Schulden ist einstweilen nur schwebend gedeckt, für seine Deckung sorgt die Reichsbank, indem sie Schatzanweisungen des Reiches diskontiert. Freilich wäre es wohl falsch, die ganze Summe auf diese Weise zu erklären, es sind hier wohl auch noch einige Milliarden von Wechseln deutscher Städte und Kommunen ent-

Digitized by Google

halten, die im Laufe des Krieges keine festen Anleihen begeben können, da dieses Recht sich allein das Reich vorbehalten hat.

So ungeheuer wichtig dieser Posten ist, sowenig Bedeutung kommt unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Lombarddarlehen und den Effektenbeständen zu. Recht interessant sind wieder dagegen die sogenannten sonstigen Aktiva, ein an und für sich wenig sagender Titel, dessen Steigerung von 236 Millionen vor drei Jahren auf nunmehr 1066 Millionen aber immerhin unsere Aufmerksamkeit herausfordert. Hier ist wohl alles mögliche verrechnet. Zunächst war ja auch im Frieden dieser Posten nicht gering, da die Reichsbank beispielsweise einen sehr erheblichen Besitz an Grundstücken hat, da sie auch damals schon etwa zur Hereinschaffung von Gold große Vorschüsse an die Banken gegeben hat. Heute kommt das nicht in Betracht. Heute sind hier wohl unter anderen zu suchen Vorschüsse, die gewährt wurden, um es den Banken zu ermöglichen, sich im Ausland Darlehen zu verschaffen. Aber auch Forderungen an das Reich sind hier zu suchen. So legt die Reichsbank jeweils die naturgemäß immer größer werdenden Summen für die Zahlung der Kriegsanleihekupons vor und erhält sie dann nach einer gewissen Zeit zurückvergütet. Doch erschöpft sich in dieser Erklärung keineswegs die Zusammensetzung der sonstigen Aktiven. Zu erwähnen ist, daß die Reichsbank jetzt im Krieg ganz ungewöhnlich große Gewinne realisiert, die erfreulicherweise zum allergrößten Teil dem Reiche wieder zufließen.

Wir kommen jetzt zu den Passiven. Über das Grundkapital ist nichts, über die Reserven wenig zu sagen. Diese sind im Kriege in mäßigem Umfange verstärkt worden, was durchaus zu billigen ist.

Und nunmehr gelangen wir zu der allerwichtigsten, interessantesten und bedenklichsten Position: zum Notenumlauf, der in dem vorliegenden Ausweis 8304 Millionen beträgt, der aber im laufenden Jahr schon einmal 8715 Millionen erreicht hatte, das ist ganz ungeheuer viel. Vor dem Kriege hatten wir 2 Milliarden, heute jene Summe im Umlauf. Wenn man bedenkt, daß außerdem noch rund 4 Milliarden Darlehenskassenscheine, über 300 Millionen Reichskassenscheine und alles ausgepreßte Silber dem Verkehr übergeben ist, so ist das an und für sich erschreckend hoch. Es ist nur ein mäßiger Trost, daß es im Ausland zuweilen noch viel schlimmer ist, daß beispielsweise Frankreich annähernd 20 Milliarden Franken in dem unvergleichlich viel kleineren Gebiet in Umlauf gesetzt hat, daß Rußland $11^1/_2$ Milliarden Rubel bisher auszugeben wagte. Nun gibt es natürlich gewisse mildernde Umstände für diese Entwicklung. Es sei daran erinnert, daß vielleicht anderthalb Milliarden dazu dienten, um das eingelieferte Gold umzuwechseln, es sei ferner der auch heute noch ungeheure Bedarf des Heeres genannt, es sei weiter darauf verwiesen, daß durch die Eroberung unserer Heere das Gebiet und die Bevölkerungszahl der unter deutscher Gewalt stehenden Länder sich ungewöhnlich verstärkte, daß der Wechselverkehr heute fehlt und statt dessen alles in Bar reguliert wird, und schließlich auch, daß die Kosten der Waren sich wohl im Durchschnitt reichlich verdoppelt haben und dementsprechend höhere Aufwendungen erfordern. Schon diese letztere Erklärung aber ist an und für sich kein Trost, denn man könnte da die Gegenfrage aufwerfen, ob die Preissteigerungen nicht u. a. auch mit dem hohen Notenumlauf zusammenhängen, und diese Vermutung restlos als unsinnig zu bezeichnen, wäre falsch.

Digitized by Google

Es ist vielleicht ganz gut, wenn man einmal auch in Deutschland so ehrlich ist wie längst in England, wo man sagt: Wir sind im Zeichen der Inflation. Unter Inflation versteht man die unnötig hohe Ausgabe von Geld über den Bedarf des Landes und der Wirtschaft hinaus. Der englische „Economist" hat neulich nachgewiesen, wie in England heute ein großer Teil der Verbindlichkeiten künstlich gedeckt wird: man macht Darlehen bei der dortigen Notstandskasse, und diese gibt auf Grund dieser Darlehen Papierzeichen heraus. Auch bei uns ist etwas Ähnliches, wenn auch einstweilen noch in erträglichem Rahmen, zu beobachten, auch bei uns belastet das Reich mit Schatzanweisungen die Reichsbank; diese diskontiert sie und gibt auf Grund dieser Anweisungen Banknoten in den Verkehr. Daß hier nun zweifellos eine bedenkliche Erscheinung zu beobachten ist, wird bei ruhiger Überlegung niemand bezweifeln, und niemand wird in Abrede stellen, daß in der Verringerung der Wechselbestände und des Notenumlaufs eine der dringendsten Aufgaben der kommenden Übergangswirtschaft zu suchen ist. Man wird aber auch jetzt verstehen, warum einsichtige Leute so mit aller Gewalt eine Veredlung unseres Zahlungsverkehrs anstreben, warum sie das Wort geprägt haben: „Auch die Noten gehören zur Reichsbank"; denn nur wenn der Notenumlauf mit allen Mitteln (von denen die Veredlung des Zahlungsverkehrs nur eines ist) wieder auf einen normalen Stand gebracht ist, nur dann werden wir in der Lage sein, frei zu wirtschaften und einzuführen, was wir brauchen und für gut finden. Solange das nicht der Fall ist, leiden wir an einer Krankheit, deren Heilung ein zwar nicht leichtes, aber auch keineswegs unlösbares Problem ist.

Schließlich noch ein Wort zur Frage der Depositen. Deren Steigerung rührt einmal daher, daß zurzeit die Banken sehr erhebliche unverzinsliche Guthaben bei der Reichsbank unterhalten, ferner haben auch andere Verwaltungen, wie beispielsweise die Reichspost, heute größere Summen an die Reichsbank geliehen als früher, und schließlich dürfte auch das Reich, wenn es auf der einen Seite in großem Maße Schuldner ist, auf der anderen Seite auch Guthaben bei unseren Zentralnotenbanken unterhalten.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Fortbildung der Verfassung

Von Theodor Heuß

Daß der Verfassungsausschuß des Reichstags das Werk Bismarcks einer planmäßigen Durchsicht unterzieht und teilweise die Arbeit dort fortführen möchte, wo sie in den Beratungen des Norddeutschen Bundes halbvollendet abgeschlossen war, liegt vielen guten Menschen schwer im Magen. Sie sind wehrlos gegen die Suggestion, mit der die Konservativen das Land stumpf machen wollen: als ob dieser innere Reformeifer ein Zugeständnis an die Kritik des Auslandes sei. Haben nicht in dem ersten Kriegsjahr ungezählte, teilweise vortreffliche Federn sich um den Nachweis bemüht, wie viel besser die deutschen Institutionen seien als die fremdländischen, darf nicht die unerhörte Gesamtleistung des deutschen Volkes als das Zeugnis für die „Bewährung" des deutschen Staatsbaues genommen werden? Vor einiger Zeit ging ein sehr eifriger Mann sogar so weit, mit unseren Siegen die Reformbedürftigkeit des preußischen Wahlrechts zu widerlegen.

Hinter dieser Gesinnung steckt die Angst, die ewige Lehre von der innigen Verstrickung zwischen auswärtiger und innerer Politik anzuerkennen. Man kann sich ja nun nicht völlig dem Eindruck versperren, wie sehr (und stärker als umgekehrt) die Schicksale der internationalen Beziehungen die inneren Volksverhältnisse mit umgestalten. Rankes Geschichtsdarstellung, die napoleonische Ära, Bismarcks Werk von 66 und 70 sind zu deutliche Beispiele. Aber man wehrt sich gegen den weiteren Schritt, daß auch die inneren Staatsgeschicke, Regierungsgewohnheiten usf. unmittelbar und mittelbar Kräfte sind, die auf die zwischenstaatlichen Beziehungen einwirken. Denn es bedeutet in diesen Augen einen Verzicht auf die volle staatliche Autonomie, wenn die inneren Entschließungen

Digitized by Google

abgestimmt werden auf den Eindruck, den sie vielleicht jenseits der Grenzen machen.

Gewiß ist es notwendig für eine weitschauende Staatspolitik, ihre inneren Maßnahmen genau durchzuprüfen, wie sie auswärtige Konflikte aushalten. Daß die Durchführung der preußischen Polenpolitik, nachdem die Anlehnung an Rußland aufgegeben war, an Gefühl für das internationale Problem vermissen ließ, leugnen heute nur diejenigen, die eine heimliche Freude über die noch unentwirrten polnischen Staatsprobleme haben. Caprivi tat einen richtigen Schritt vorwärts, Bülow dafür wieder zwei zurück, ohne das alte Verhältnis zu Petersburg zurückzugewinnen, und man kann vielleicht Bethmann dafür dankbar sein, daß er die scharfe Waffe gegen die Polen, die er als Erbe übernahm, nicht angewandt hat. Die Aufhebung des Enteignungsgesetzes, so willkommen und wichtig sie ist, bleibt peinlicher als Illustration einer verfehlten Auslandspolitik, denn begrüßenswert als Stück der vielbeschriebenen „Neuorientierung".

Aber völlig falsch ist es, nun so zu tun, als ob für unsere Verfassungsfragen die Rücksichtnahme auf die Meinungen des Auslands großes Gewicht besäßen. Was hier geleistet wird, kann und muß vor allem unter dem Gesichtspunkt der Sachnotwendigkeit gewertet werden. Dabei frägt niemand nach der Meinung des Auslands. Denn wenn wir auch jetzt während des Krieges, praktisch oder theoretisch das eine oder andere Stück „Demokratie" erhalten oder angesagt haben, so zerreißen wir damit nicht mehr die massive Weltlegende, daß Deutschland das Land der Volksunterdrückung und der Fürstenallmacht sei. Dafür sind unsere geschichtlichen Verfassungsverhältnisse zu verwickelt, um gegen eine einfache Formel aufzukommen, und die Statistik unserer Fürstenthrone zu umfangreich. Auf den „guten Eindruck" müssen wir bei unseren Gegnern schon verzichten.

Die Welt nach dem Kriege wird dazuhin um einige rationalistische Schlagworte und Traditionen erleichtert sein. Man wird heute mit Skepsis die russische Zukunft betrachten und sich von dem jetzt

Digitized by Google

so volkstümlichen Glauben freihalten, als ob dort die morgenrötliche Föderativrepublik als Hort aller guten Menschendinge gesicherte Wahrscheinlichkeit sei; man wagt nichts über die Dynastie Savoyen zu sagen, noch weniger über Frankreich, das bei aller Turbulenz seiner Ministerkrisen bisher die ungestörteste innere Situation hatte, dank seiner Zensur und der alles verdrängenden Glut pathetischer, nationalistischer Erregtheit — aber das Bild der englischen Staatenwelt ist heute schon dermaßen von Grund aus umgeändert, daß eine Rückkehr in die alten Zustände und Traditionen undenkbar. Statt Zwei-Parteien-Parlamentarismus kaum verhüllte, gern getragene Diktatur eines einzelnen, statt Söldnerheer Dienstpflicht für Millionen, statt freiem Arbeitsvertrag das strenge Munitionsgesetz, statt Freihandel die sichere Zukunft eines unendlich großen Reichszollvereins — wenige Engländer werden trotz dieser grandiosen Umwälzung sagen, ihre alten Gewohnheiten und Überlieferungen seien schlecht gewesen, sie werden im Gegenteil stolz sein auf deren Anpassungsfähigkeit. Was kümmert sie der Witz der deutschen Journalisten, daß sie „Potsdam" überwinden wollen, indem sie den deutschen Militarismus überbieten — sie stellen sich einfach auf den Boden der staatlichen Notwendigkeiten.

Gibt es diese für uns auch? Wenn der Verfassungsausschuß des Reichstags einen Fehler hat, dann ist es der Zeitpunkt, in dem er eingesetzt wurde. Er wäre schon vor dem Kriege nötig gewesen. Man wird nicht sagen wollen, daß dann sehr vieles anders gekommen wäre und der Krieg einen anderen Verlauf genommen, aber seine Arbeit wäre von Mißdeutungen frei geblieben. Es hat des Krieges bedurft, um einigen politischen Gruppen die Änderungsbedürftigkeit mancher Verfassungsstücke so eindringlich zu machen, daß sie aus Erwägungen in den Willen zur Handlung und Verantwortung eintraten. Nun sind sicherlich die Verfassungsdinge, mit alter Geschichte belastet, nicht der Gegenstand eines willkürlichen Herumprobierens. Aber wir waren in Deutschland in den Reichsangelegenheiten so weit, daß in den Grundfragen der politischen Machtverteilung eine gewisse Feigheit des Denkens Platz ge-

Digitized by Google

griffen hatte. Der Jahrzehnte dauernde Antagonismus der beiden großen Parlamente in Berlin ist der Zeuge. Daß es der äußeren Katastrophe bedurfte, um den Willen zur inneren Vereinigung zu stärken, ist fatal. Wenn man das Versprechen der „Neuorientierung" nicht sentimental ansieht, so ist es nicht so sehr die Ankündigung der besten volkstümlichen Absichten als das Geständnis jahrzehntelanger Versäumnisse und Täuschungen.

Wir sind skeptisch genug, die bisherige Arbeit des Ausschusses kühl zu beurteilen. Sie entbehrt des Hebels, der automatisch in die eigentliche Gesetzgebung wirkt; ihr unverbindlicher Charakter wird von dem Informationsbeisitzer der Regierung nachdrücklich unterstrichen. Wir müssen uns einstweilen mit dem gewissen akademischen Charakter der Verhandlung abfinden und uns damit begnügen, daß er überhaupt erst wieder Probleme ins Blickfeld der Willensbildung rückt. Der Spott, daß der Ausschuß nur Worte und keine Taten gebe, zielt an seiner Bedeutung ebenso vorbei wie jene gekünstelte Übertreibung, daß sich hier eine Verschwörung gegen den Monarchen anzettelt. Das Schnattern braucht diesmal kein Kapitol zu retten, aber der Wächter soll der Unachtsamkeit überführt werden. Die Sachlage ist so, daß man an die Grundfragen von Monarchie und Republik gar nicht herangeht. Sie ist heute für Deutschland nicht vorhanden. Auch die Sozialdemokratie verzichtet gescheiterweise darauf, alte programmatische Formeln vorzutragen; der „Vorwärts" hat ja selber die Angelegenheit kürzlich so erledigt, daß man auf der linken Seite auf eine grundsätzliche Stellungnahme gegen die deutsche überkommene Staatsform verzichtet. Die Aufgabe ist nur, die alte Form mit den Inhalten der neuen Ziele und Bedingungen zu verschweißen. Was nicht durch Paragraphen, sondern durch die Geschichte erfolgt.

Man hat nun das Kernproblem: Stärkung der Volksvertretung gegenüber Krone und Regierung, geglaubt an der Stelle abfangen zu können, die heute die wichtigste und empfindlichste ist, an der militärischen. Der Ausschuß wünscht, daß das preußische Militärkabinett nicht neben dem Kriegsministerium existiere, sondern in

Digitized by Google

dessen Geschäftsbereich falle und damit, durch Gegenzeichnung des Ministers, eine Verantwortlichkeit gegenüber dem Parlament entstehe. So, wie es für die Beamten überall, für die Offiziere in Bayern und Württemberg schon besteht. Was wird daraus gemacht? Der Schreckpopanz „Parlamentsheer". Nun lassen sich ja nur Kindsköpfe durch ein solches Wort einschüchtern, denn für die militärische Tüchtigkeit sagt es nichts Feststehendes (die Geschichte beweist es), ob das Militär „monarchisch" oder „parlamentarisch" ist. Die Volksvertretung drängt sich bei uns in weiser Beschränkung gar nicht zu den Fragen militärischer Verantwortung; nur der „unabhängige Sozialist" Dr. Cohn wollte so etwas wie eine parlamentarische Überwachung von Hindenburgs Entschließungen. Der Hohn und die Entrüstung, den dabei die Rechte auf den Weg brachte, ist Heuchelei: was im preußischen Landtag vergangenes Jahr unter Heydebrands Führung die Budgetkommission unternahm, war im letzten Grunde nichts anderes: die Seekriegsführung unter einen Parlamentswillen zu zwingen. Noch dazu unter den eines Einzelstaates. Das sind ja die tieferen Humore bei diesen Vorgängen, daß die theoretischen Gegner aller Erweiterung der Parlamentsrechte in ihrer Praxis parlamentarisch anspruchsvoller sind als alle übrigen.

Der Parlamentarismus ist ein Geschöpf des geschichtlichen Werdens, nicht einer rationalistischen Überlegung; die Lehre folgt erst der Leistung. Er hat deshalb verschiedenerlei Gewohnheiten und Modalitäten, und ist sowenig eine Allerweltsarznei wie andere staatsrechtliche Meinungen. Auch wo er kopiert wurde, nahm er wechselnde und eigentümliche Formen an. Er ist, denkt man an Deutschland, um der bundesstaatlichen Verfassung und des Vielparteienwesens willen gar nicht einfach „übertragbar". Und doch kommt der Zeitpunkt, wo eine Teilrezeption seines Grundgedankens eine staatliche Notwendigkeit und Wohltat sein wird. Deshalb, weil er eine Steigerung des zentralistischen Willens ist.

Schon vor dem Krieg hat die positive Leistung des Reichstags sich gehoben. Die größten Arbeiten der Reichsgesetzgebung, die auf dem finanziellen Gebiet lagen, haben ihr Gesicht vom Parlament er-

Digitized by Google

halten. Das ist auch während des Krieges so geblieben. Niemand wird behaupten wollen, daß der durch die Zeitlage gebotene Verzicht des Parlaments am 4. August, die weitgehenden Vollmachten an den Bundesrat in den Fragen der Kriegswirtschaft, die Qualität der Kriegsgesetzgebung gehoben hätte. Im Gegenteil. Die Freiheit von partikularen und von Ressortrücksichten, die im Reichstag zum Wort kam, hat Stück um Stück in den Ernährungsfragen lösend oder schiebend Änderungen zum Besseren erzwungen. Das Zeugnis dafür liegt nicht in den langen Reden auf der Tribüne, sondern in Kommissionsberichten, Anträgen, Denkschriften.

Worin wir also die von auswärtigen Rücksichten und von parteipolitischen Ehrgeizen ganz getrennte Sachaufgabe des Verfassungsausschusses erblicken, ist die Stärkung des zentralen Reichsgedankens. Er kommt nicht von der Regierung, denn diese sind „verbündete Regierungen". Reichskanzler und Reichsminister könnten gar keine bessere Stütze ihrer Unabhängigkeit haben als in der Durchdringung ihrer Arbeit mit der des Reichsparlaments. Verfassungsausschuß und Kräftigung der Reichstagsrechte sind Wälle gegen den Partikularismus.

Braucht es dieser Abwehr? Der Krieg hat an sich die Stellung des zentralen Kaisertums stark gehoben, er hat das gemeindeutsche Gesamtgefühl gekräftigt, aber nur der geistig Blinde wird übersehen, daß durch Ernährungsfragen, durch Verstimmungen von der Front her und durch Sonderansprüche einzelner Bundesstaaten partikularistische Stimmungen eine unerwartete Ausprägung erfahren haben. Wehe, wenn sie zu staatsrechtlichen Forderungen, Ausgleichen, „Belohnungen" gedeihen sollten! Es wäre ein unerträglicher Zustand. Unerträglich, wenn nach diesem Krieg nicht die Verkehrspolitik und die Frage der Reichsfinanzen vom Reiche aus betrachtet würden. Die Hemmungen liegen beim Staatsegoismus der beiden größten Bundesstaaten. Mit ihm hat der Reichsgedanke zu kämpfen und seine Waffe ist der Verfassungsausschuß. Wenn er auch in vielem zu spät gekommen, hier hat er Vorbereitungsaufgaben vor sich. Und es schadet gar nichts, wenn

Digitized by Google

dabei grundsätzlich die alten Auseinandersetzungen über Zentralismus und Föderalismus herausgeholt und neu durchdacht werden.

Verfassungsfragen sind noch immer eine Befruchtung des politischen Denkens gewesen. Der Krieg hat auch die Deutschen geschult, daß sie nicht mit vorgefaßten Meinungen diese Aufgaben anfassen, sondern mit einem nationalpolitischen Willen. Die Angstworte, daß Zänkereien heraufgerufen werden, sind töricht; es handelt sich darum, den selbstbewußten Volkskräften, die der Krieg entbunden, Richtung und Aufgabe zu geben. Die Kriegsziele liegen nicht nur an den Grenzen des Reiches. Ihnen einen von philisterhafter Selbstzufriedenheit genährten Hochmutsverzicht entgegenzustellen, daß unsere Verfassung sich so glänzend bewährt habe, ist Irreführung. Es soll ein Glück sein, wenn man in Deutschland anfängt, die Fragen der politischen Machtverteilung im Reich mit ruhiger Unbefangenheit zu betrachten und, wo es nottut, neu zu bilden.

Bildungsarbeit im Felde

Von Josef Kliche (im Felde)

Die diesmalige Beratung des Militäretats im Reichstage zeitigte eine besondere Debatte über die den Mannschaften des Feldheeres gebotenen geistigen Genüsse. Der Abgeordnete Schulz-Erfurt eröffnete die Aussprache, ihm folgten Redner aller Fraktionen. Sie alle kamen mit Klagen und Anerkennungen für das Gegenwärtige, mit Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft. Und wie das so üblich, vertrat auch der Regierungsvertreter — ein Oberst aus dem Kriegsministerium — am Schlusse der Debatte seine Sache und sagte Erfüllung mancher Wünsche zu.

Zu diesen kulturpolitischen Fragen einige Bemerkungen, die zugleich den Stand der Bildungsarbeit im Felde, wenn man von einer solchen sprechen darf, skizzieren sollen.

Der obengenannte Abgeordnete wünschte, daß Theater und Konzerte nicht nur denen in der Etappe, sondern auch den Soldaten an der Front zugänglich gemacht werden sollen. Ein frommer Wunsch, der auch künftig im selben Maße wie bisher ein solcher bleiben wird. Die leicht beisammenwohnenden Ge-

Digitized by Google

danken stoßen sich auch hier recht hart im Raume. Es mag zwar sicher recht schön klingen, wenn man in der Heimat liest, daß in Lille beispielsweise die „Iphigenie" aufgeführt wird, aber Lille liegt nicht an der Front, und der ungeschmälerte Genuß eines solchen Kunstwerkes kommt lediglich den zahlreichen, in einem solchen Etappenort weilenden Militärs und Beamten zugute, die die Entbehrungen und Gefahren des Krieges sowieso nicht kennen. Sie haben Gelegenheit und Muße zum Genuß. Frontdörfer eignen sich nicht als Aufführungsstätten klassischer Dramen, und es ist schon viel, wenn wirklich mal eine Theatertruppe sich mit einem leichten Lustspiel in die Nähe der Front wagt. Auch dann haben die Soldaten, die zur Aufführung wollen, in der Regel noch ein gutes Ende zu marschieren, ganz abgesehen davon, daß das Milieu, aus dem sie kommen und in das sie wieder hinein müssen, nicht gerade geeignet ist, Stimmung für wirkliche Kunst mitzugeben. Und so sind auch an der Front fast nur aus Soldaten zusammengesetzte Ensembles tätig, deren Ziel und Wert die humoristische Stimmung und Unterhaltung ist. Den Soldaten neben den vielfach gut gepflegten Konzerten der Regimentskapellen und den Kinos eine willkommene Sache. Daß bei diesen Ensembles, wie zu Shakespeares Zeiten, die im Spiel etwa vorhandenen Damenrollen durch einen hierfür besonders geeigneten Kameraden gemimt werden müssen — erhöht zwar vielen Besuchern den Genuß, ist aber neben vielen anderen Faktoren, nicht zuletzt dem der Flüchtigkeit, ein Grund mehr, der gegen das Kunstwerk an der Front spricht.

Daß die Soldaten sich nach Abwechslung sehnen, ist verständlich, und der Andrang zu den hier und dort in den Ruhestellungen und den Etappenorten errichteten Kinos beweist dieses.

Über den Feldbuchhandel sind die Klagen nicht mehr neu, immerhin darf man sagen, daß unter der Aufsicht der militärischen Behörden sich eine gewaltige Besserung vollzogen hat. Direkter Schund ist bei ihnen, nach meinen Beobachtungen, neuerdings wohl ausgeschlossen. Nicht ausgeschlossen jedoch ist, daß solcher Leseschund massenweise auf privatem Wege ins Feld kommt. Daß er so viel Freunde findet, basiert in alten Sünden unserer Gesellschaft. Und schließlich ist der Schritt von dem heute so beliebten Unterhaltungsroman „unserer besten Autoren" (das Stück zu 1 ℳ) bis zum wirklichen Schund ja auch gar nicht so groß. „Es ist nicht nötig, daß jeder Soldat seinen Goethe, Kant oder Nietzsche im Tornister hat, aber gute Bücher müssen sie erhalten," sagte der konservative Redner. Wenige Tage zuvor hatte die „Deutsche Tageszeitung" in ihrem Romanfeuilleton ein Werk von Karl May beendet — eine gute Vorschule und Anleitung zum Genusse guter Bücher! „Die religiöse Literatur wird in den Feldbuchhandlungen benachteiligt," meinte Herr Behrens von der deutschen Fraktion. Ja, verlangt denn im Felde

Digitized by Google

jemand danach? Zudem liegen doch allenthalben in Soldatenheimen usw. ganze Packen verstaubter Traktätchen. Unberührt! Selbst in einer ultramontanen Wochenschrift mußte unlängst jemand schreiben, daß in den Lesehallen sich kein Verlangen nach religiösem Stoff zeige. Ich kann's bestätigen.

Die Reichsbücherwochen möchte ich nicht verdammen. Gewiß, viel Schund ist auf ihnen zusammengefegt worden. Dennoch haben sie vielen Hunderttausenden gute Bücher gebracht, die heute neben den zahlreichen Spenden der Verleger und gemeinnütziger Vereine einen schönen Bestandteil vieler Feldlesehallen ausmachen.

Diese Feldlesehallen scheinen mir das eigentliche geistige Erholungs- und Bildungsinstitut im Felde. Als Eigentum des Truppenteils, beschützt von dem Verständnis und dem Wohlwollen der maßgebenden Offiziere, können sie unter kundiger Leitung viel Gutes bewirken. Sehr viele Regimenter haben im Laufe des Krieges eine gute, gediegene Büchersammlung zusammengebracht, die den Angehörigen des Regiments im Ausleiheverkehr jederzeit zur Verfügung steht. So manches Buch wandert da durch zwanzig, dreißig und mehr Hände. Ja, wir haben in der Lesehalle unseres Regiments Bücher, die schon fünfzig und sechzig Leser gehabt haben. Manches Buch, das „aus dem Leim gegangen", ist von einem feldgrauen Buchbinder im Felde neu gebunden worden.

Als Bibliothekar macht man seine Beobachtungen. Der Soldat wünscht der Situation entsprechend, in die er gestellt, leichtere Lektüre, im allgemeinen den Roman. Und es ist immer eine Freude, wenn wieder mal einer kommt und nach einem tieferen belletristischen Werke verlangt, da er von dem Inhalt der Mark-Sammlungen nun genug habe. Es sei doch immer dasselbe oder, wie die Soldaten sich drastischer ausdrücken, stets „derselbe Kohl". Und noch eine andere Beobachtung macht dem Leiter Freude. Nämlich, wenn Besucher kommen, die sagen, daß sie überhaupt noch kein Buch gelesen haben, daß ihnen ihr ländlicher Zivilberuf weder Zeit noch Gelegenheit zum Bücherlesen geboten habe, daß ihnen aber jetzt der Stellungskrieg Muße hierzu gebe und sie also dem Beispiel anderer Kameraden folgen möchten. Denen heißt es dann das richtige Buch in die Hand geben. Und wie manchem solcher Kameraden hat das erste Buch Freude gemacht; er hat sich nach und nach verschiedene geholt, hat seinen Genuß in der Lektüre gefunden und dann gelegentlich seiner Freude Ausdruck gegeben und dabei gesagt, daß er im Felde das Buch kennen und schätzen gelernt habe und auch nach dem Kriege eine regelmäßige Lektüre pflegen würde.

Wenn ich noch erwähne, daß im Lesesaal unseres Regiments neben gebotener Schreib- und Schachspielgelegenheit regelmäßig etwa dreißig aktuelle Zeitschriften ausliegen, ferner noch ein Dutzend große Tageszeitungen der

Digitized by Google

verschiedensten Parteirichtungen — so wird man hieraus entnehmen, daß hier mancher Besucher Anregung und Orientierung empfängt, die er wohl zu schätzen weiß. Und wenn der Regierungsvertreter gelegentlich der Reichstagsdebatte erklärte, daß auch im Frieden das im Felde begonnene Werk weiter gepflegt werden solle, so ist dies zu begrüßen und kommt zudem einer Forderung entgegen, die wir bereits am 11. November vorigen Jahres im „März" erhoben.

Zum Schluß möchten wir noch erwähnen, daß auch die Feldzeitungen zu jenen Faktoren zählen können, die dem Soldaten nützliche Belehrung vermitteln. Besonders dann, wenn sie das Gebiet, in dem und für das sie erscheinen, in geschichtlicher, geographischer und völkerkundlicher Hinsicht genügend und sachkundig behandeln. Die Feldzeitung der 4. Armee hat dieses in bezug auf Flandern, die der 7. Armee in bezug auf einen Teil Nordfrankreichs getan, während die Zeitung der Armee Falkenhayn Land und Volk Siebenbürgens und Rumäniens sehr gut behandelte. Eine solche Methode ist um so verdienstvoller, als die allgemeinen Zwecken dienenden Tageszeitungen sich nicht in solch starkem Maße auf Spezialgebiete verlegen können.

Das Lied der Gefangenen

Von Marcelle Capy. Aus dem Französischen von Vera Fuchs

Von der französischen Zensur unterdrücktes Kapitel aus dem Kriegsbuch einer französischen Frau

Als die Gefangenen in dem schmerzerfüllten Land ankamen, schrien die Frauen voll Wut:

„Mörder, Mörder! Nieder mit den Boches!"

Drohende Fäuste erhoben sich. Sie gingen vorbei, stumm, mit gesenktem Haupt.

Kinder schickten sich an, Steine nach ihnen zu werfen. Die begleitenden Soldaten brauchten ihr ganzes Ansehen, um Gewalttätigkeiten zu verhindern. Die tobende Menge folgte dem Zuge bis zum Tor des alten verlassenen Klosters, das nun zum Gefängnis geworden war.

Eine versteckte Feindschaft trat an Stelle des wilden Hasses der ersten Tage. Kein lautes Schreien mehr, aber abends am Kamin erzählte man sich Schauergeschichten über das Leben der Gefangenen.

Waren die Kinder unartig, so wiesen die Mütter mit dem Finger nach dem Kloster, und sofort wurden die Kleinen ruhig. Die Boches waren der Schrecken der Kleinen und der Abscheu der Großen.

Man verwünschte die Gefangenen.

* * *

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit kamen traurige Nachrichten. Tot, vermißt, verwundet ... Jedes Haus hatte sein Leid.

Es kamen Briefe aus Deutschland; das ganze Städtchen erfuhr davon. Man versammelte sich; man befühlte das Papier. Es war kein Zweifel möglich. Eigene Landsleute waren Gefangene in irgendeinem fremden Dorf. Gefangen wie die „Boches" im Kloster. Vielleicht hatte man auch sie beschimpft, ohne daß sie sich wehren konnten ... Und die Frauen schämten sich ihrer Wut. Man hoffte, daß die Bevölkerung des fernen Landes barmherzig gegen die gefangenen Franzosen sei.

Man fragte die Landsturmleute aus, die abwechselnd mit dem Bajonett an der Tür des Klosters Wache standen. Und sie erzählten, daß auch die Deutschen manchmal Briefe bekämen, und daß sie beim Lesen weinten. Auch sie hatten Eltern, Frauen und Kinder verlassen. Auch sie litten unter dem Krieg. Hier Gefangene, dort Gefangene. Auf beiden Seiten arme Burschen, die den Tod aus der Nähe gesehen hatten. Man sollte ihnen nicht weh tun.

Man hatte Mitleid mit den Gefangenen.

Eines Sonntags, es war warm und die Häuser in Sonne gebadet, erhob sich ein Gesang vom Kloster her.

Er war feierlich und sanft, ernst und traurig.

Die Frauen traten auf die Türschwelle.

Was sangen die Gefangenen? Keiner verstand die Worte, aber eindringlicher als diese sprach der Ton zum Herzen der Bauern.

Er sprach von Glauben, er sprach von Liebe. Er sprach von der Zeit, die verrinnt, und vom Heimweh. Er suchte Hoffnung. Der Abschied klang in ihm.

Und die Frauen falteten die Hände wie in der Kirche. Die Kinder spielten nicht mehr im Gäßchen.

Die Alten, auf ihren Stock gestützt, versanken in Nachsinnen.

Die Musik brachte den einfachen Seelen den Frieden.

Es war schön, das Lied der Gefangenen. Es legte sich voll Andacht auf die schmerzerfüllten Heimstätten.

Es war feierlich und sanft, ernst und traurig ...

Als es in einem Hauch erstarb, ging jeder wieder heim. Der Abend verstrich in ungewohnter Ruhe. Etwas Feierliches war geschehen.

Es ist schöner als ein Choral, sagten die jungen Mädchen.

Und mehr als eine träumte an ihrem Fenster, derweil der Tag zur Neige ging ...

Man konnte sehen, wie die Gefangenen auf der Straße Steine klopften. Sie waren jung und stark und handhabten ihr Werkzeug im Takt. Man mied sie nicht. Sie waren nicht mehr die Menschenfresser, mit denen die

Digitized by Google

Mütter ihre Kleinen schreckten. Man nannte sie nicht mehr Boches; man sagte „die Gefangenen".

Der Sommer kam, und jeden Abend sang der Chor der Gefangenen im Innern des Klosters. Das Dorf versammelte sich; die Dämmerung senkte sich auf die Felder. Ein leichter Wind strich durch die Blätter. Jung und alt gab sich dem Zauber der Harmonie hin. Diese enthüllte ihnen die enge Zusammengehörigkeit, die sie, die Kinder des lachenden Languedoc, mit jenen anderen, den Söhnen des fernen Deutschlands, verband.

Lieben, glauben, hoffen, trauern, sagte das Lied der Gefangenen. Und die Bauern verstanden. Sie fühlten, daß sie alle, Freunde wie Feinde, Menschen seien und daß dasselbe ewige Gefühl ihren Weg erhellte ...

Am hellen Morgen oder in der lauen Dämmerung kamen die Gefangenen vorbei. Sie gingen zur Arbeit oder kehrten ins Kloster zurück. Sie senkten nicht mehr das Haupt. Man sagte ihnen freundliche Worte, man bot ihnen Früchte an. Und die Mädchen, die schönen Mädchen mit den braunen Augen und den geschmeidigen Gliedern, lächelten ihnen zu.

Die Natur kam zu ihrem Recht.

Man liebte die Gefangenen ...

* * *

Und die Frauen fragten sich nachdenklich:
— Wozu der Krieg? —

Heinrich Mann

Von Joachim Friedenthal (München)

Sein Name ist ein Führername geworden. Der nun Sechsundvierzigjährige ist Zeit seines Lebens nicht aus dem stolzen Kreis seiner schaffenden Einsamkeit herausgetreten. Aber die junge Generation hat ihn, ähnlich wie Wedekind, mit Enthusiasmus auf den Schild gehoben. Und mit zäher und leidenschaftlicher Energie führt ihn der Verlag Kurt Wolff in Leipzig den Hunderttausenden jetzt zu, bringt ihnen in Zehntausenden von Exemplaren seine Romane und in einer sehr schön und würdig ausgestatteten Gesamtausgabe das geeinte Werk.

Ein Werk, das noch nicht die Fülle Balzacs hat, aber von der Universalität seines Geistes, seiner Weltgestaltung erfüllt ist. Wie diesem ist ihm die ewige

Digitized by Google

„comédie humaine" das Thema. Wie dieser seiner eigenen Zeit, stellt er der unseren die Bürgerwelt auf, die unter dem Überfall der fremden Schönheit aufzuckt und nichts sucht als Steigerung ihrer selbst an dieser Schönheit: in Liebe, Eitelkeit, Ehrgeiz, Kampf aller Arten, sich berauschend an ihr, sich überspannend, sich zerkrampfend.

Man nannte Heinrich Mann vor Jahren schon den einzigen legitimen Erben Flauberts. Die Legitimität in Ehren. Die Erbschaft aber traf dann einen Reichen, der an Eigenem genug hatte und das Erbe nur zu einer Pracht und geschulten Straffheit der Form verwandte, wie sie bei uns bisher selten vorkam. Er lernte von jenem den Rausch der Worte meistern und die beherrschte Kraft der Sprache. Er lernte die Fülle bändigen und ihre überstürzende Bewegtheit in die rhythmisch gehaltene Form der Reife bannen. Auf eine erstaunliche Art kommen so die menschlichen Leidenschaften bei ihm in jähen Sturz, um wundersam im bebenden Gleichgewicht kunstwaltender Kräfte gehalten zu werden.

Er lernte viel. Gleichgültig, von wem. Eingeboren aber ist ihm und nirgends zu lernen, was alles erst weiht, ohne die Kunst zum Virtuosentum herabsinkt: die schmerzliche Güte des Geistes, das soziale Ethos, der Furor der Menschlichkeit.

Zola hatte sie auch, aber nicht die hohe, formende Kraft der Kunst. Er warf mit ungefügen Zyklopenhänden seine Werke der geistigen und sozialen Revolution ins Volk, war mehr Kämpfer als Dichter, ward größer durch seine Persönlichkeit als sein Werk. Und Heinrich Mann, der Zola in einer Monographie ein Denkmal setzte, wie es schöner und ragender ein Dichter dem anderen nicht oft zu errichten vermochte, weiht es dem Lehrer der Demokratie. Auf den Sockel eines Fundamentes, das gebaut ist aus den tausendmal geglühten Erzquadern von Leiden und Kämpfen einer zermarterten Menschheit, stellt er diesen leidenschaftlichen und vom reinen Geist besessenen Künder einer vertieften Demokratie; läßt ihn, wie mit der Posaune des Jüngsten Gerichts, erschütternd den Ruf herabschallen: Hat sich diese Menschheit nach all den tausendjährigen Leiden nicht endlich ihr bißchen Erdenglück verdient! —

In den Ruf des Franzosen hört man die Stimme des deutschen Dichters beben.

Diese repräsentative Persönlichkeit deutschen Geistes schalt man vor Zeiten undeutsch oder ganz und gar romanisch. Gewiß, es sind romanische Elemente in seinem Geist. Sind auch in seinem Blut. Der Sohn des Lübecker Patriziers und der kreolischen Mutter weiß von der Qual und dem Glück des Lebens „zwischen den Rassen"(wie es einer seiner besten Romane benennt). Aber er hat zwischen dem Brausen südlichen Bluts und der patrizialen Gehaltenheit nordischen Geistes ein zuchtvolles Gleichmaß gefunden. Während

Digitized by Google

sein Bruder Thomas Mann an der patrizialen Gehaltenheit väterlicher Artung hohes Genügen fand, den enger gezogenen Kreis schneller und zunächst mit größerer Vollendung ausschritt, dehnte er sich kühner, aufrührerischer, verlangender von je den Kreis des Weltbildes.

* * *

Aus überaus starkem Erleiden der Welt wuchs dieses Schaffen. Die überlastete Empfindung sucht sich seelische Entlastung. Deshalb wird die Form herausgetrieben (zuweilen sogar übertrieben) mit einer drängenden Wucht, daß die Züge der Menschen überlebensgroß und legendär, wie in Erz gehämmert scheinen. Deshalb diese atemlose Bewegung in seinen Romanen, dieses farbige Auf und Ab.

Die überlastete Empfindung führt zur Seele seines Werkes: als schüfe er, nicht aus Freude an der eigenen Kraft, sondern aus dem Anblick und Erleiden einer Welt von Schönheit, aus dem Gefühl für fremde Arten, aus der Steigerung an ihnen, eine neue Welt, eine bessere, schönere. Das hat nichts mit Ressentiment zu tun. Sondern: ist ein Streben, mit dem Gefühlten ins Gleichgewicht zu kommen.

Das Problem der Zeit (der vorkriegerischen) wird in ihm und seinen Menschen klar. Es jagt in allen und allem. Nicht nur nach Liebe, wie in jenem feinen Typ des leidsüchtigen Knaben Claude Marchu in der „Jagd nach Liebe". Es jagt nach Geld, Ruhm, Leidenschaften, Erkenntnissen, neuen Rechten, neuen Erweiterungen der eigenen Sphäre. Alles ist getrieben von dem Anblick fremder Schönheit und Größe. Ein wahnwitziger Wettlauf der Welt, bei dem sich das niedere Getier fabelhaft geschickt unter den Fängen der Adler verkriecht, um solcherart womöglich noch schneller ans Ziel zu kommen. Alle suchen den anderen gleichzutun oder sie gar zu übertreffen. Im Hohen wie im Gemeinen, im Äußerlichsten des Luxus und der Renommierverschwendung hochstaplerischer Dürftigkeit wie in jenen Verzückungen, Krämpfen und Leiden der ewig einsam gebliebenen Seele, die über sich selbst hinaus will. Jeder fühlt: es ist verächtlich, nicht über sich hinaus zu wollen, lächerlich, dabei zu stürzen. Und zwischen Menschenstolz und Lächerlichkeit führt Heinrich Mann seine Menschen. Hin auf den schmalen Grat, der oben auf der aufgetürmten Pyramide des Lebens den Schwindelfreien und Starken das Lächeln schenkt.

Hier packt er die Menschen seiner Zeit, durch diesen Spalt ihrer Existenz, gestellt zwischen Können und Wollen, leuchtet er hinein und läßt sie durchsichtig scheinen. Immer wieder läßt er in die umfriedeten Hürden der Bürger das Geschlecht der reißenden Tiere einbrechen, der schönen wilden Tiere. (Hierin ganz Wedekind ähnlich.) Die freieren Wünsche, ungehemmteren

Digitized by Google

Instinkte, das kühnere Zupacken, die verantwortungslose Kraft — er stellt den Panther in den Kampf mit tausend Hauskatzen und den Starken in den Kampf gegen die Welt. Das Ausweichen, Verfolgen, Jagen, die überraschenden Erfindungen und Empfindungen, die das zahme Getier im Kampfe mit dem wilden gewinnt, wie es sich selber entzündet, sich steigert, sogar den Pantherſprung nachahmt — das sind des Dichters kleine und große Spiele.

Sein Thema in den Romanen und Novellen ist immer wieder vielfältig, wie es sich im Leben darstellt, der Überfall fremder Schönheit und Größe, der Kampf der anderen um sie.

* * *

In dem Werk seiner höchsten Reife, das er um die Vierzig schrieb, in dem Roman „Die kleine Stadt", geschieht dieser Überfall durch einen Komödiantentrupp. Die Stadt wird jählings aufgeweckt, lärmt, wirbelt durcheinander, spiegelt sich im Schein und zeigt ihr Wesen. Und Abbild der großen Welt wird, was auf engem Trottoir nicht Raum zu finden scheint für die großartig ausladende Geste.

So viel Schönheit ist in diesem Werk und so viel lächelnde Erkenntnis. Man glaubt, man sei ein wenig glücklicher geworden, nachdem man es kennen gelernt hat.

Neben dem Großen und Furchtbaren gestaltet er das Liebenswerte. Er weiß Frauen, weiß Mädchen von seinem Schöpferatem erbeben zu lassen, die aus einer Welt der Vergangenheit in dieses Leben zu treten scheinen. So ausgefüllt sind sie von einem einzigen Gefühl. So überstrahlt von einer einzigen Glut, leben und sterben sie mit bitterem Heroismus in der kräfteballenden Enge einer Leidenschaft. Das Kind des Mardini aus dem ewig beschatteten Landhaus der kleinen Stadt, das adlige Geschöpf fraglos verschwendenden Frühlings (aus der großen Novelle „Pippo Spano"), manche anderen seiner Frauengestalten noch sind Schwestern der Herzogin von Assy, deren Entfaltung zu Freiheit, Schönheit und Liebe er in den „Göttinnen", den drei Romanen „Diana", „Minerva" und „Venus" gleichsam als Symbol des ganzen Menschengeschlechts formt.

Dieses monumentale Dichtwerk schuf er Anfang der Dreißiger. Es ist typisch für den großen Wurf Heinrich Mannscher Anlage, der noch die letzte künstlerische Vollendung der späteren Romane und der Novellen fehlt; der Novellen, die als Ausschnitte erhöhten Lebens ein glanzumflossenes Einzeldasein haben. Und klingen doch alle von der Musik der „Flöten und Bleche", wie er die eine Sammlung nennt. Die andere heißt „Das Herz" oder — seine früheste — „Das Wunderbare", und wieder eine andere, die von dem Erleben kindhafter Menschen erzählt, „Stürmische Wogen". (Man findet

Digitized by Google

sie vereint in zwei Bänden der Gesamtausgabe.) Der Kampfplatz dieser Novellen ist immer wieder die menschliche Seele.

Dazwischen wachsen die anderen großen Romane, die ich zum Teil schon erwähnte, wie „Die Jagd nach Liebe", „Zwischen den Rassen". So ist vor allem der Roman „Professor Unrat", der mit erstaunlicher Bildkraft das Ende eines Schultyrannen und das Wesen einer ganzen Schülergeneration gestaltet. Manns Jugendroman „Im Schlaraffenland", der jetzt wegen seiner amüsant witzigen Satire Berliner Zustände am meisten gelesen wird, ist der schwächste der ganzen Reihe. Und so stellt sich vorläufig auch diese neue Popularität als das alte Mißverständnis des großen Publikums dar.

In diesem kurzen Abriß eines Werkes und einer Persönlichkeit geht es leider nicht an, das einzelne näher zu würdigen. Aber etwas Wesenhaftes dieses Schaffens wollen wir nicht übergehen: das Dramatische. (Es ist bedauerlicherweise nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen.) Heinrich Mann, der schon in seinen Romanen und Novellen einen glänzenden Dialog von dramatischer Spannkraft und geistig geladener Atmosphäre schrieb, so daß es aus seinen Novellen „Der Tyrann" und „Die Unschuldige" kurzerhand die gleichnamigen Einakter formen konnte, tat den Schritt zur Bühne aus naturgemäßer Anlage. Vollkommen gelang er erst (nach ein, zwei bedeutsamen Versuchen) wie mit den Schauspielen „Die große Liebe" und vorher „Die Schauspielerin", mit dem Drama der französischen Revolution „Madame Legros". (Hier hat man vielleicht das erste neue politische Drama großen Stils.) Das Wunderbare, hier ist es Ereignis: ein hohes politisches Ethos ist aufs innigste mit hoher dichterischer Kraft verschmolzen. Ein Weib kämpft, getrieben wie von göttlicher Sendung, für den „Unschuldigen" in der Bastille. Und alles fühlt: die ganze Menschheit ist es, die unschuldig in der Bastille sitzt und des Befreiers harrt. Ein Einzelschicksal ist mit schärfsten Konturen und farbigster Belebung des Individuellen dargestellt. Und das Schicksal einer ganzen Zeit, der Zusammenprall von Volk und Zwangsstaat, von Menschenfreiheit und absolutistischer Bedrückung, stellt sich machtvoll auf und wandelt die Bühne zum Weltgericht.

Die Jungen suchen das neue Pathos. Hier ist es. Im großen Gegenstand, würdig unserer Liebe und unseres Interesses, fern von den Gleichgültigkeiten eingeschränkter Ichnaturen. Hier ist er. Wie Madame Legros selber ihrer Zeit das hohe Beispiel wird, sei es unserer Zeit dieses Drama.

* * *

Das soziale, das politische Ethos tönt mit voller Stärke in seinen letzten Werken an, die zum Teil der Öffentlichkeit noch nicht übergeben sind, so in einem neuen Drama, so in dem gerade vollendeten Roman „Die Armen".

Digitized by Google

Aber über allem schwebt diese tiefgewurzelte Güte des Geistes. Sie scheint wie die Sonne über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte. Sie kann grausam scheinen in jenem schonungslosen Enthüllen der Laster und Lügen unserer Zeit, in der heftigen Karikatur gewisser Typen, deren Züge und Zustände mit unheimlicher Kraft des Grotesken übermäßig herausgetrieben werden. Aber es ist die Grausamkeit des Operationsmessers. Es ist der Geist, dessen Güte aus der Tiefe aller schmerzlichen Erkenntnisse, alles Wissens um die menschliche Seele und das Leben geboren ist. Viel zu sehr Künstler, um Licht und Schatten nach moralistischen Gesichtspunkten zu verteilen, weiß er mit eben dieser Künstlerschaft jenen Spalt der individuellen Existenz und der Lebenszustände zu durchleuchten, in dem sich Echtes von Unechtem scheidet oder grotesk vermengt. Nicht aber, daß die Masse, handelt es sich um sie, grotesk ist, nein, daß sie elend ist — weiß er als ihre Tragikomödie zu gestalten. Und er läßt fühlen, wo aus dem Tragikomischen die furchtbare und reinigende Tragödie aufwuchtet ...

Dieser Dichter reinen Geblüts ging in seinem Schaffen von den Kämpfen, Leiden und Festen der Einzelseele aus, die an dem Überfall fremder Schönheit und Größe sich steigert, mit edlem Antrieb oder in grotesker Verrenkung. Und er wächst nun, in die Reife der Mannesjahre gekommen, mit dem Kreis, den er in die Welt und ihre Begebenheiten sich dehnt, mit dem Schicksal der Massen, das er gestaltet.

Galizien

Von Reinhard Weer

Arm ist dies Land, und schwere Wolken ziehn
Ob seinen Schroffen, Schluchten, Buchenwäldern,
Um sich als Tränenregen zu versprüh'n
Auf dornverstrüppten, lang verwaisten Feldern. —

Schön ist dies Land in allen Kümmernissen,
Wo wilde Winde um die Berge wehn,
Doch manche Rune hat der Krieg gerissen,
Und Kreuze ragen groß auf allen Höh'n. —

Geduldig ist dies Land und träumeschwer:
Es wartet still gefaßt auf seine Zeit ...
Die dunkeln Wolken wallen drüber her,
Und Adler ziehen in Athereinsamkeit.

Digitized by Google

Friedensnähe

Reale Grundlagen für einen baldigen Frieden sind eigentlich nur auf der russischen Seite vorhanden. Und doch geht — unleugbar durch alle Öffentlichkeiten ein deutlicher Zug nach Friedensnähe. Nicht allein aus Wunsch gezeugt. Ein bestimmtes Vorgefühl, das sich vielfach geradezu zur Überzeugung härtet. Franzosen und Engländer scheinen zwar mit den heftigsten Angriffen diese allgemeine Ansicht widerlegen zu wollen. Flunkern auch gegen ihre bessere Einsicht mit der amerikanischen Hilfe, die als unmittelbarer Eingriff in den Kriegsverlauf fast als Lächerlichkeit anmutet. Dennoch beharrt das Gefühl der Friedensnähe.

Die Episode der sozialistischen Vermittlung kann als abgetan gelten. Die Spaltungen innerhalb des Sozialismus haben sich als unüberwindbares Hindernis einer solchen Verständigung erwiesen. Vielleicht der drastischste Beweis, daß da eben auch Parteien sprechen und nicht Völker. Sie haben Massen hinter sich und doch nicht das Gewicht der Masse. Mit dem gärenden Rußland, das selbst noch nicht weiß, was sich für ein Niederschlag aus dem stürmischen Prozeß ergeben werde, kann zwar der Kriegswille der Entente nicht mehr rechnen. Und Italien, das seine Geschütze wieder reden läßt, jedoch militärisch erklärt, keine aussichtsreiche Offensive ohne gleichzeitig einsetzende russische ergreifen zu können, dürfte trotz aller Zwangsmittel der Entente auch bald in seinem gegenwärtigen Schlachteneifer erlahmen. Von innen heraus droht dort ärgere Gefahr, als in Paris und London angenommen wird.

Frankreich und England werden wohl bis zu einer plötzlichen Einschwenkung zur Friedensidee weiter vom Sieg, von der Vernichtung der Mittelmächte möglichst laut reden, werden versuchen, den Krieg zu verlängern, aber nach vollzogenem Abfall der Verbündeten, für die Amerika kein „Ersatz" ist, eines Tages ohne lange Vordebatte friedenswillig werden. Es ist ihr System — unterschiedlich von unserem — darüber bis zur letzten Stunde nicht sprechen zu wollen. Dieses System hat innerpolitische Gründe und auch solche der Volkspsychologie.

In Österreich-Ungarn, das sich trotz geringerer Kriegsbereitschaft und trotz Mangel an feststehenden Organisationen, über welche Deutschland verfügte, tapfer und opfermutig geschlagen hat, ist der Friedenswille lauter und stärker als bei uns. Durchaus menschlich begreiflich, da Österreicher und Ungarn unter dem Eindruck stehen, sobald Rußland aus der Front scheidet, Italien nicht mehr voll aktionsfähig wird, der Balkan abgetan ist, ihr Sonderteil am Krieg abgeschlossen zu haben. Deshalb denkt aber kein Besonnener in der Donaumonarchie daran, an dem Bündnis mit Deutschland, das ja keine ausschließliche Waffengemeinschaft, sondern eine Existenz- und Entwicklungssicherheit für die Zukunft vorstellt, zu rütteln.

Das weiß die Entente auch ganz genau aus den vergeblichen Versuchen, die mit verlockendsten Angeboten an Wiener Stellen gerichtet und stets entschieden abgewiesen wurden.

Ich glaube auch nicht, daß man sich in London und Paris, wenn auch deren Presse unsere Äußerungen über Friedenswillen und Friedensgeneigtheit in gewohnter Weise als Schwäche und Entkräftungsanzeichen

Digitized by Google

ausschreien muß, falsche Vorstellungen über die noch vorhandene Widerstandskraft der Mittelmächte macht. Und eben deshalb neige ich der Ansicht zu, daß man sich in diesen feindlichen Lagern eines Tages plötzlich zur Einsicht bekehren wird, eine weitere Fortsetzung des Krieges sei zwecklos. Dann erst ist der Friede in nächster Nähe. Ob dieser Augenblick jetzt mit Recht schon vorgefühlt werden darf — darüber ist noch kein Urteil zulässig.

Konstatiert sei nur, daß dieses Vorgefühl da ist. v. S.

Weiße Krieger und gelbe Arbeiter

Japan hat sich bisher hartnäckig geweigert, seinen Verbündeten Truppen für die europäischen Kriegsschauplätze zur Verfügung zu stellen. Ebensowenig wird sich wohl China, falls es, wie zu erwarten ist, dem Abbruch der Beziehungen zu Deutschland die Kriegserklärung folgen läßt, bereit finden lassen, den finanziellen Beistand Englands und Amerikas, um den es seine Neutralität preisgibt, mit Blutopfern zu bezahlen. Um so bereitwilliger stellen die beiden gelben Mächte den Regierungen weißer Völker ihren Menschenüberfluß für Dienste hinter den Fronten zur Verfügung. Je mehr gelbe Platzhalter den Regierungen des Zehnverbandes zur Betreuung von Stellen weißer Arbeiter zur Verfügung stehen, desto gründlicher können sie ihre wehrfähigen Bürger für den Waffendienst einziehen, desto hartnäckiger können sie den siegreichen deutschen Heeren Widerstand leisten, desto länger dauert der Krieg, desto größer werden die Verluste an Menschen und Gütern, desto weniger wird man der gelben Arbeitskräfte nach dem Kriege völlig entraten können, wo man sie wieder loswerden möchte.

Die größten Anleihen auf den gelben Arbeitsmärkten hat bisher Rußland aufgenommen. Japan hat sich durch das letzte Abkommen mit Rußland weitgehende Freiheiten, Rechte und Vorrechte für seine Auswanderer und Reisenden in Sibirien gesichert; planmäßig suchen vor allem seine Kaufleute die Kriegszeit auszunutzen, um die sibirische Bevölkerung von deutscher Ware zu entwöhnen und an japanische zu gewöhnen. Immerhin ist die Zahl der Japaner, die sich während des Krieges in Sibirien eingenistet haben, verhältnismäßig gering; sie verschwindet im Vergleich zu dem ununterbrochenen Strom chinesischer Kulis, der sich dorthin und darüber hinaus bis ins europäische Rußland hinein ergießt. Schon vor Monaten schätzten russische Blätter die Zahl der in ganz Rußland beschäftigten Chinesen auf 500 000. Selbst in der Nähe von Petersburg hat sich schon eine größere chinesische Ansiedlung gebildet, und in der Umgebung von Helsingfors arbeiten gegenwärtig 20 000 Chinesen beim Bau einer Eisenbahn. Auch in Sibirien werden die eingeführten Kulis großenteils bei Bahnbauten verwendet, daneben im Bergbau. Von den im Ural beschäftigten Chinesen wird berichtet, daß sie in Erdhütten wohnen und bei freier Wohnung und freiem Essen 13 Stunden täglich fast ohne Unterbrechung arbeiten. Im ganzen russischen Reiche werden die Chinesen als Landarbeiter in Anspruch genommen, außerdem in der Metall-, also Kriegsindustrie. Wenig erbaut von der wachsenden Ausdehnung der Beschäftigung chinesischer Arbeitskräfte ist das „Nowoje Wremja". Auch dieses Blatt spricht von Hundert-

Digitized by Google

tausenden, die bereits angesiedelt seien, und fährt fort: „Das Eindringen der chinesischen Kulis ist für die arbeitende Masse verhängnisvoll, weil es überall die Arbeit bis aufs äußerste verbilligt, unter welcher Bedingung die Arbeiter anderer Nationalitäten nicht mehr existieren können. Sehr gefährlich ist auch der Zustrom der Gelben in hygienischer Beziehung. Im Gouvernement Archangelsk sind unter den dort arbeitenden Chinesen schon verschiedene ansteckende Krankheiten ausgebrochen."

Die französische Regierung schloß im Sommer vorigen Jahres mit einem chinesischen Syndikat einen Vertrag ab, wonach 50 000 chinesische Arbeiter zur Beschäftigung in Frankreich angeworben werden sollten, darunter möglichst viele gelernte Arbeiter: Schreiner, Maurer, Tischler usw. Es wurde vereinbart, zunächst nur 5000 Arbeiter zur Probe abzuschicken; wenn man mit diesen gute Erfahrungen mache, sollten die übrigen 45 000 rasch folgen. Die Probe muß gut ausgefallen sein, denn man hat nach der Ankunft der ersten 5000 Chinesen in Frankreich immer wieder etwas von Ausschiffungen weiterer chinesischer Nachschübe gehört. So gaben die Züricher Nachrichten vom 20. Januar d. J. eine Mitteilung des „Coast Seamens Journal" wieder, wonach „zur Arbeit in den Munitionsfabriken des Seinedepartements" unlängst wieder ein größerer Chinesentransport ausgeschifft worden sei. Übrigens steht die Beschäftigung von Chinesen in französischen Munitionswerkstätten in schroffem Widerspruch zu einer Erklärung, die die chinesische Regierung dem deutschen Gesandten in Peking im vorigen Jahre gab, wonach die von Frankreich gedungenen Arbeiter nur in der Landwirtschaft und anderen friedlichen Gewerben, nicht in der Kriegsindustrie verwendet werden sollten. Nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen Chinas zu Deutschland wird von solchen Einschränkungen natürlich erst recht nicht mehr die Rede sein. „Die asiatischen Arbeiter", meint „L'Œuvre" (Paris), deren die Deutschen sich nicht bedienen können, werden es uns möglich machen, unsere industriellen Leistungen, wenn wir wollen, zu verdoppeln."

Die englische Regierung hat sich bisher mit Rücksicht auf die Stimmung in den Kreisen der einheimischen Arbeiter darauf beschränkt, Chinesen als Seeleute auf Handelsschiffen und als Arbeiter hinter der Front in Frankreich zu beschäftigen. Wenn sich allerdings eine Meldung als richtig herausstellen sollte, die das „Nowoje Wremja" unter dem 17. Dezember v. J. brachte, so werden künftig auch in England selbst chinesische Arbeiter Verwendung finden. Danach wären schon Ende vorigen Jahres in Tschifu und Weihaiwei unter Mitwirkung des englischen Gesandten in Peking und der chinesischen Behörden 50 000 Chinesen „zur Absendung nach England" angeworben worden. Im übrigen genügt auch die Zunahme der Chinesen auf englischen Schiffen, um ihnen den Arbeitsmarkt auf den britischen Inseln zu erschließen. Schon vor dem Kriege pflegten sich zahlreiche Chinesen von den Führern englischer Schiffe nur anwerben zu lassen, um nach der Ankunft in einem englischen Hafen zu entlaufen und zu Lande irgendwelche Beschäftigung zu suchen. Es gab daher bereits in allen größeren englischen Hafenstädten Chinesenviertel, die sich nun während des Krieges unheimlich rasch ausdehnen. „Tausende von chinesischen Matrosen

Digitized by Google

und Heizern landen in London,“ klagt der Generalsekretär der englischen Matrosen- und Heizervereinigung, „während man vor wenigen Jahren nur von Hunderten sprechen konnte;“ er fährt fort: „Als chinesische Arbeiter nach Südafrika gebracht wurden, da entstand ein ungeheurer Aufschrei in unserem Lande. Heute aber mustern zahlreiche Reeder Chinesen nur deswegen an, weil sie mit geringeren Löhnen sich begnügen als Briten oder unsere Bundesfreunde, und bescheidenere Ansprüche an die Ernährung stellen. Es wird ein trostloser Zustand werden, wenn britische Matrosen, die jetzt ihrem Könige und ihrem Vaterlande auf den Meeren dienen, nach ihrer Rückkehr beim Schluß des Krieges finden, daß ihre Stellen durch billigere Arbeiter aus Asien eingenommen sind.“

Vor dem Kriege war Rußland dazu übergegangen, seine asiatischen Besitzungen der gelben Rasse zu verschließen. Nach Friedensschluß werden sich zweifellos die Gründe, die dazu führten, dieselben, die vorher schon in den Vereinigten Staaten wie in Australien, Neuseeland, Kanada und Südafrika asiatenfeindliche Einwanderungsgesetze hervorgerufen hatten, wieder gebieterisch geltend machen. Ebenso wird man die gelben Hilfskräfte später in Frankreich und England wieder los werden mögen. Indessen werden die mit ihnen abgeschlossenen Verträge noch nicht gleich abgelaufen sein, die z. B. für die in Frankreich beschäftigten Chinesen eine fünfjährige Dauer haben. Man wird sie auch für die Übergangswirtschaft noch lange Zeit dringend brauchen. Inzwischen aber wird Japan als die Vormacht der gelben Rasse eifrig bemüht sein, eine Politik der offenen Tür für asiatische Auswanderer geltend zu machen. Wer beachtet hat, wie viel Sorge den amerikanischen und britischen Staatsmännern schon vor dem Kriege die fortwährenden Anbohrungen der japanischen Diplomatie wegen des Anspruches asiatischer Auswanderer auf das Recht freier Niederlassung in allen von der weißen Rasse besiedelten Ländern bereiteten, wird voraussehen, daß es den feindlichen Regierungen nach dem Kriege mit den von ihnen gedungenen gelben Arbeitskräften ergehen muß wie dem Zauberlehrling im Goetheschen Gedicht mit den Geistern, die er gerufen hatte, ohne sie wieder bannen zu können.

Otto Corbach

Robert Liefmanns „Geld und Gold“ *)

Das theoretische Buch des Freiburger Nationalökonomen enthält vor allem eine Forderung praktischer Maßnahmen, mit der sich der Reichsbankpräsident eingehend auseinanderzusetzen haben wird oder schon getan hat: nämlich die, daß der deutschen Volkswirtschaft durch die Folgeerscheinung der Goldwährung 3 Milliarden Mark verloren gehen, die bei einer produktiveren Währung gespart werden können. Das Gold soll nicht mehr die unproduktive Arbeit leisten, in den Tresors der Reichsbank den umlaufenden Papierwert zu decken.

Das Buch kommt erst nach einer weitspannenden Ausdehnung zu diesem Ergebnis. Diese „ökonomische Theorie des Geldes“ zielt auf das Zentralproblem des Preises und Wertes und damit des Geldes. Liefmann, der seinen subjektivistischen

*) Robert Liefmann, „Geld und Gold“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1916.

Digitized by Google

Standpunkt wiederholt mit viel Wärme und Energie verfochten hat, gibt dabei eine dogmenhistorische Darstellung der Geldtheorie. Der wissenschaftliche Reiz und die wissenschaftliche Gefahr des Buches liegt aber gerade darin, daß Liefmann „rein theoretisch eine ökonomische Theorie des Geldes gibt, aber im letzten Grunde auch praktische Zwecke, und zwar im höchsten Sinne praktische Zwecke verfolgt". Trotz dieser lauernden Beweisführung, die in der ganzen Weite der Folgerungen und Ursachen, Konsequenzen und Zusammenhängen dargestellt wird, entsteht ein klares Bild von der innerwirtschaftlichen Funktion des Geldes: Vom Wesen des Geldes und seinem Wert als politisches Mittel; von der Diskrepanz zwischen Nominalismus und Metallismus, d. h. von der Geschichte des alten Währungsstreites; von der ganzen Gestaltung der Währung durch das Gold mit den Fragestellungen, wie der Preis des Goldes zustandekomme und welche Währung den sichersten Geldwert erzeuge; von den motorischen und dynamischen Wirkungen des Geldes als Ursache der Preisveränderungen — und schließlich von den Aufgaben der gegenwärtigen Geldpolitik, die sich von der unmotivierten Forderung der Goldwährung freimachen müsse.

So bedeutet diese neue Arbeit Robert Liefmanns nicht nur eine fesselnde Aussprache über die Geldtheorien, sondern greift mitten hinein in die Diskussion des Tages. Sie ist gleichsam charakteristisch für unsere Zeit mit ihrem Wunsch, auch in den wissenschaftlichen Äußerungen teilzunehmen an den „Forderungen des Tages". Freilich liegt die Gefahr nicht allzufern, in der Solidarität mit den empirischen Nöten der Zeit das heißerkämpfte Glück der reinlichen Scheidung der wissenschaftlichen Geste von allen anderen Lebensreihen wieder aufzugeben. Diese Warnung nehmen wir deutlich mit aus diesem Buch; auch wenn es in seiner Gründlichkeit den ganzen Kosmos des Geldes auftun will.

Und noch einen anderen Eindruck: der merkwürdige metaphysische Zauber des Geldes liegt in der Tatsache der ungeheuren Individualisierung des wirtschaftenden Menschen; in der durch die geschichtliche Mission des Geldes bedingten Bewegungsfreiheit und Erweiterung des Trägers der Wirtschaft. (Was durchaus nicht sozialpolitisch gemeint ist.) Dieser letzte Sinn des Geldes ist nicht immanent geworden in Liefmanns Buch. Eine ökonomische Theorie des Geldes hat zwar nur die ökonomischen Auswirkungen des Geldes zu studieren, muß aber das Geld in dem letzten Sinne seiner Ausdehnung und Intensität erfassen. Norbert Einstein

Geschichtschreibung aus der Gegenwart?

Sich selbst, von seiner Zeit umgeben und ihr nur hingeschenkt, historisch zu erfassen: das (vergebliche) Bezwecken des Dilettanten. Subjektivismen feierlich zu nehmen, sichtend zu ordnen, zu legalisieren: Wer es versuchen und, unbewußt, die Vorzüge seiner Augenblicksbeobachtung in ein System pressen möchte, spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. Geschichtschreibung aus der Gegenwart heraus ist nicht möglich.

Ein konsequenter Impressionist (vielleicht gab es niemals einen) hätte nimmermehr sein Wesen dadurch Lügen strafen sollen, daß er taggeborene, tagerfüllte, also auch tag-

Digitized by Google

begrenzte Studien in ein Buch zusammenfaßte, dem geschichtlicher Belang unterzuschieben wäre. Denn wer ein größeres Werk beginnt, ohne zumindest die Hoffnung auf dessen „ewigen" Bestand zu hegen, begreift seine Sendschaft spielerisch und steht, wofern er kritisiert, in nichts über jenen seichten Unterhaltern, deren Geschäft er tadelt. Das impressionistische Theaterschriftstellertum, das seine Tagesnotizen für bewahrenswert hält, bestreiten seichte Unterhalter (die, im Einzelfall, gute Gedanken haben können). Es gibt das Zerrbild aller Theatergeschichtschreibung ab. In Eugen Roberts „Theaterabenden" — die Georg Müller in München verlegte — stehen die Sätze: „Das Leben ist: der heutige Tag, die jetzige Stunde, der ewigletzte Augenblick ... Unsterblich ist, der heute lebt. Für den kommenden Morgen kann niemand gutstehen." Wer, mit diesem Glauben der Irreligiösen, Bücher drucken läßt, hat des Gefühls für Verantwortung nicht ein Gran mehr als Einer, der, mit gewissem Schwindsuchtkeim und als unbedingt an jede Vererbung Gläubiger, Kinder zeugt. Alle Selbstgefälligkeit entschuldigt nicht den völligen Mangel des Selbstvertrauens, das, mit hohem Recht, Carlyle dem Gewissen des Publizisten vorschrieb. Bücher entstehen, die ihres Verfassers Dasein dementieren, nachdem ihr Tag (der zehn Jahre währen kann) versunken ist. Sie können von urteilsfähigen, geschmackvollen, einfallreichen, musischen Menschen stammen: Robert, als Erforscher Shaws und Glossator Schnitzlers, erhärtet es. Doch ist nicht zur Rechtspflege berufen, wer nicht an die glaubt, die nach ihm und uns kommen werden.

Doch Geschichtschreibung aus der Gegenwart heraus i st möglich. Und möglich eine Theaterkritik, welche die Bühne als gottgewollten Erlebnismittelpunkt ehrt, allem besten Subjektivismus seine Rechte wahrt, ohne von anderem, als reinster Sachlichkeit, besessen zu sein, und, ganz bewußt, den heutigen Tag sogleich in die Kette reiht, die Ewigkeiten, gleich anderen dunklen Begriffen höchst konkret geachtete, bindet. Voraussetzung, Daseinsbedingung, Wesenszug solcher Art von Rechenschaftsberichten über Theaterabende ist: Ernst; Gewissen; Pflichtgefühl; Treue; Ehrfurcht (ohne Ich-Furcht). Ihr Vertreter: Siegfried Jacobsohn, dessen fünftes „Jahr der Bühne" Österheld & Co. in Berlin hinaussenden. Dieser Kritiker glaubt an eine Zukunft, die nicht mit seinem letzten Theaterbesuch oder Atemzug aufhören muß, und wirkt für sie. Wird auch in sie hinein wirken. Wenn aber spätere Geschlechter die stattliche Reihe seiner vortrefflichen Werke mustern werden, wird, aus ihnen nicht überreizter Eitelkeit Art und Unart, sondern — in der Spiegelung eines rechtschaffenen Dieners an deutscher Kunst — das Gesicht von Zeit und Stadt sich beweisen, die ihn gebaren. Jacobsohn, altberlinisch in seiner vollkommen schmucklosen und schmucklos vollkommenen Solidität, ist Sohn Neu-Berlins; und, wie die Heimat, klar, nüchtern, sachbestrebt, fleißig, etwas überklug, tapfer, selbstsicher und ebenso lebensstark wie anmutlos. Ein Bürger, dessen Mutter Jenny Treibel heißen dürfte, wenn das jüdisch genug klänge. Ein Handwerker, voll aller Liebe zur Eigenleistung und voll Eifers, deren Rhythmus das Maschinengedröhn überhallen zu lassen. Und vielleicht kann nur ein Bürger die Geschichte einer Zeit schreiben, in der die besten Künstler aufgehört haben, ehrliches Bürgertum mit leerer Beleidigung

Digitized by Google

zu verfolgen, und — vielmehr — begonnen, auf seinen (erkannten) Werten fortzubauen. Freilich kommt es auf den Willen zum Weiterbau an; und jene Snobs, die sich im ewigen „épater le bourgeois" erschöpfen, haben ihn keinesfalls. Ihr Überwinder im Amt des Theatergeschichtschreibers und, glücklicherweise, auch in der Gunst seiner Zeitgenossen, entbehrt des göttlichen Funkens; aber hat ihn denn, wer nur, unsolide, verworren, unsachlich, träge, schal und Sklave flächenhaftesten Witzes, auf den — zum Selbstzweck geblähten — Gedanken-Strich geht?

Franz Graetzer (Berlin)

Der tanzende Pegasus

Unter diesem Schild beschwor der Schweizer Paul Altheer (im Verlag Art. Institut Orell Füßli-Zürich mit fröhlich glossierenden Schwarz-Weiß-Illustrationen von Wilfried Schweizer und Karl Czerpien) einen stattlichen Schwarm boshafter und lustiger Verse. In der Spanne von einem halben Hundert flott gedrechselter, weidlich mit Stacheln gespickter Gedichte (manchmal dürften freilich die Stacheln, militärisch gesprochen, suponiert sein) vermag der Dichter ein hübsches Segment von Dummheiten und Lächerlichkeiten aus der Kreisfläche menschlichen Irrens, der Politik und Kultur der Gegenwart herauszuheben, wobei er nicht immer nur nach Beute innerhalb der rotweißen Pfähle pirscht; zuweilen versendet er auch Pfeile über die Landesgrenze. Die aufgespießten Opfer werden mit Wollust am Rost eines freundlichen Humors um und umgewendet, bis Bratenduft lecker aufwirbelt und das Fett, schwitzend, in die Flammen rinnt. Die Operationen, nicht immer durch das Serum Humor schmerzlos gemacht, arten hin und wieder zu brenzlich gepfefferten Prozeduren aus: die Satire zwickt. Der Dichter rückt also, ein spaßiger Drachentöter, einem Zipfel oder Zipfelchen unseres muffigen Lebens feindlich auf den Leib. Und diese Tatsache ist Einsicht, Erkenntnis, ist stumme Anklage. Das Negativ, das Falsche, Erbärmliche wird entschleiert, mit behaglichem Unbehagen manifestiert. Ein Seelsorgertum ist es also, unzweifelhaft eine pädagogische Tendenz in nuce, um einer Sache willen, der Besserung nottut. Die Mittel: ein ordentliches Arsenal von Sprach-, Reim- und Verskunst, das der sittliche Wille des Zeugmeisters pünktlich mobilisiert.

Emil Wiedmer

Zwangsrationierung der Emissionen

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß während des Krieges alles neugebildete Kapital nur einem Zweck dienen konnte: der Finanzierung des Krieges, das heißt also zum Erwerb von Kriegsanleihen aller Art. Infolgedessen ist es seit August 1914 mit wenig Ausnahmen allen jenen, die sonst an den Kapitalmarkt appellierten, unmöglich, für ihre Zwecke Gelder zu erhalten, sei es in der Form von Aktien von Erwerbsgesellschaften oder aber in der Form von Schuldverschreibungen der Städte, Einzelstaaten, Hypothekenbanken und dergleichen. Da nun schon in normalen Zeiten jährlich annähernd $2^1/_2$ Milliarden Mark Werte der verschiedensten Art in Deutsch-

Digitized by Google

land dem Kapitalistenpublikum öffentlich angeboten wurden und der Bedarf während des Krieges keineswegs überall geruht, bei manchen Stellen sogar — man denke nur an die Städte — wesentlich das frühere Maß überschritten hat, so kann man sich wohl denken, welche ungeheuren Bedürfnisse sich hier im Laufe der letzten drei Jahre aufgespeichert haben. Dazu kommt aber weiter, daß im Augenblick des Friedensschlusses Tausende von kapitalistischen Plänen reif werden, die nur die Wiederkehr normaler Zeiten für die Durchführung abwarten. Würde man nun allen diesen kapitalhungrigen Unternehmern, Städten und Korporationen freie Zügel schießen lassen, so bekämen wir ein derartiges Umbuhlen jedes Kapitalisten, daß die Folge ein Hinaufschnellen der Zinssätze wäre, wie sie die Welt noch kaum gesehen hat. Eine derartige Bewegung aber wäre für die Gesamtheit geradezu katastrophal. Lediglich einige reiche Leute zögen daraus Vorteile. Die hohen Leihsätze brächten vor allem ein Hinaufschnellen der Mieten, die ja zum erheblichen Teil auf den Hypothekenzinsen beruhen. Das Reich selbst wäre wohl der größte Leidtragende, da eine derartige Revolution am Geldmarkt einmal den Kurs der fünfprozentigen Kriegsanleihe scharf drücken, weiter aber für neue Geldbedürfnisse die Bedingungen erheblich verschlechtern würde. Dem gegenüber muß es doch selbstverständlich das unverrückbare Ziel unserer Finanzverwaltung sein, in umgekehrter Richtung zu wirken, d. h. im Interesse des deutschen Kredits den Kurs der deutschen Kriegsanleihe zum mindesten zu halten, wenn nicht zu verbessern, und außerdem allmählich von einem fünfprozentigen wieder zu einem vierprozentigen Zinssatz zu kommen. Daß diese Absicht heute schon besteht, kann man, nebenbei bemerkt, am besten aus der eigenartigen, bei näherem Zusehen recht geistreich konstruierten Ausgabe der $4^1/_2$prozentigen Schatzanweisungen anläßlich der letzten Kriegsanleihe beobachten. (Darüber wurde in einem früheren Heft des „März" ausführlich berichtet.)

Unsere verantwortlichen Männer stehen hier mithin vor dem sehr wichtigen Problem der Übergangswirtschaft: Wie kann man ein ungesundes Hinaufschnellen des Zinssatzes verhindern? Die Antwort darauf lautet: Durch die Zwangsrationierung der Emissionen. Wer neue Werte auszugeben wünscht, der soll gezwungen sein, bei einer Zentralstelle, die wohl der Reichsbank angegliedert wird, sich erst eine Erlaubnis zu erwirken. Die Folgen eines derartigen Gesetzes werden von außerordentlicher Tragweite sein. Denn es wird da eine Konkurrenz entstehen zwischen staatlichen, halbstaatlichen und kommunalen Instituten auf der einen Seite und dem privaten Unternehmertum auf der anderen Seite. Wer dabei die stärkere Position hat, ist wohl ohne weiteres klar. Die Einzelstaaten müssen schon deshalb sehr entgegenkommend behandelt und bevorzugt werden, weil man in ihre Souveränität nicht gar zu sehr wird eingreifen können und wollen. Schon schwerer werden es die Städte haben. In gewisser Beziehung darf man das begrüßen. Wenn man heute die Finanzwirtschaft der deutschen Kommunen rückschauend überblickt, so wird man zugeben müssen, daß da sehr häufig großer Luxus getrieben worden ist. Sieht man von den allerdings ungeheuren Kriegsverbindlichkeiten der Städte ab, so wird man übrigens annehmen dürfen, daß an und für sich die deutschen Städte künftig in mancher Beziehung weniger große Bedürfnisse haben werden als bisher. Denn einmal verbietet der eiserne Zwang zur Sparsamkeit ohnehin für Jahrzehnte

Digitized by Google

jede Luxusausgabe, dann aber ist die größte laufende Last, der Bau von Schulhäusern, darum künftig nicht mehr so wichtig, weil — auch ohne den Krieg — der Geburtenrückgang an Stelle der Vermehrung der schulpflichtigen Kinder eine allmähliche Verringerung mit Sicherheit erwarten läßt.

Wendet man sich nun zu den privaten Unternehmungen, so dürften wohl jene Unternehmen, die früher in erster Linie an den Kapitalmarkt appellierten, das sind die Hypothekenbanken, stark zurücktreten. Die außerordentliche Verteuerung der Materialien, die Verarmung der Bevölkerung und nicht zuletzt die durch den Krieg bewirkte Bevölkerungsbewegung dürfte die Baulust in den Städten für geraume Zeit stark einschränken, wobei die Frage ganz ausgeschaltet sein soll, ob nicht die Erfahrungen des Krieges die zentripetale Kraft der Großstädte eher in das Gegenteil verwandeln wird. Der voraussichtliche Kapitalbedarf ist aber selbst auf diesem Gebiete nicht gering, wenn man statt des städtischen den ländlichen Immobiliarkredit betrachtet. Denn hier wird das Bedürfnis um so stärker sein, je mehr die so wichtigen Pläne nach Kleinsiedlungen und innerer Kolonisation ausgeführt werden. Ganz außerordentlich aber wird, wie einleitend bemerkt, der Bedarf des reinen Unternehmertums sein. Dieses also muß wohl am allermeisten die Zwangsrationierung zu spüren bekommen. Das dürfte um so fühlbarer werden, als aus einer Reihe von Gründen ohnehin der Staat selbst als Unternehmer und als Konkurrenz für das Privatkapital auftreten wird. Man denke nur an Projekte wie die Donaukanalisation, die namentlich in Bayern mit aller Energie betrieben wird und sehr ansehnliche Kapitalien erfordert. Also schon dieser Mangel an Kapital wird möglicherweise staatliche und halbstaatliche Unternehmungen auf Kosten des privaten Unternehmertums begünstigen. Nun lehrt allerdings die Erfahrung, daß der private Unternehmer viel beweglicher und geschickter ist als der Gesetzgeber, daß er immer Auswege finden wird, um gesetzlichen Hemmungen vorzubeugen. Wie das im vorliegenden Falle sich abspielen wird, kann man heute schon ahnen: An die Stelle der Emission von Aktien und Obligationen wird ein befristeter Kredit bei Geldgebern aller Art, namentlich bei den Banken treten. Schon aus dieser Erkenntnis heraus werden wir noch mehr als bisher ein Umbuhlen des Kapitalisten jeglicher Größe bis herunter zum kleinen Sparer beobachten, und darum versteht man wohl auch, warum heute in so energischer Form der Zentralverband deutscher Banken und Bankiers die Regierung scharf zu machen sucht gegen angebliche Übergriffe der Sparkassen. Sie wollen unter keiner Bedingung erlauben, daß diese vorwiegend städtischen Unternehmungen ihnen den Zufluß an Depositen erschweren, während andererseits die Städte begreiflicherweise alles Interesse haben, bei ihren Sparkassen die Einlagen so hoch wie nur möglich anlaufen zu lassen, um dadurch von dem beschränkten Kapitalmarkt unabhängiger und gewissermaßen Selbstversorger zu werden.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Wege der russischen Revolution

Von Professor Dr. Johannes Haller (Tübingen)

Die Umwälzung, die sich in Rußland abspielt, ist sozusagen ein dreieckiges Verhältnis, ein Kampf nicht zwischen zwei, sondern zwischen drei Gegnern. Liberales Bürgertum — das Wort im weitesten Sinne genommen, mit Einschluß des Adels — und Proletariat — wozu in Rußland auch die Masse des Bauernstandes gehört — haben die Herrschaft von Hof, Bureaukratie und Kirche gestürzt, aber sie sind darum untereinander doch geschworene Feinde. Für den großstädtischen Arbeiter ist der „Mann im guten Rock", für den landhungrigen Bauern der Großgrundbesitzer der eigentliche Feind. Nur der gemeinsame Haß gegen die Gewaltherrschaft der Polizei hatte sie für einen Augenblick zusammengeführt, und der Erfolg schon hat sie auseinandergetrieben. Darin liegt weder etwas Ungewöhnliches, noch etwas Besonderes, im Gegenteil, es ist das typische Bild aller Staatsumwälzungen neuerer Zeit, am deutlichsten ausgeprägt in der Pariser Februarrevolution von 1848. Dort erlebte man es, daß die einander feindlichen Sieger, bürgerliche Republikaner auf der einen, Kommunisten auf der anderen Seite, etwa ein Vierteljahr gemeinsam regierten, bis der stille Zwist gewaltsam zugunsten des Bürgertums entschieden wurde. Ob es in Rußland ebenso schnell gehen wird? Man darf es bezweifeln.

Überhaupt wird man sich davor hüten müssen, die Parallele aus der Vergangenheit zu weit fortzusetzen und etwa zu erwarten, daß, was auf gleiche Art begonnen, auch das gleiche Ende nehmen werde. Was den Verlauf der Begebenheiten bestimmt, sind ja nicht die allgemeinen Faktoren, deren Ähnlichkeit oft so überraschend sein kann, sondern die besonderen Umstände, vor allem die eigentümliche Art der Menschen, die mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit bewirkt, daß die Geschichte sich niemals wiederholt.

Die Umstände, unter denen die russische Umwälzung sich abspielt, sind aber von denen der Pariser Februarrevolution so gründlich verschieden, und die führenden Personen sind es nicht weniger, so daß man eher annehmen dürfte, der weitere Verlauf und das Ende würden heuer in Rußland ganz anders aussehen als 1848 in Frankreich. Wenn dort die bürgerliche Gesellschaft nach verhältnismäßig kurzer Zeit über das Proletariat triumphierte und damit, ohne es zu wollen, der schroffsten Reaktion die Bahn ebnete, so möchte

Digitized by Google

man eben aus der Verschiedenheit der besonderen Verhältnisse schließen, daß es diesmal in Rußland, wenn nicht umgekehrt, so doch gewiß nicht ebenso gehen wird.

Aber nicht um zu sagen, was geschehen werde, oder auch nur, was wahrscheinlich oder vielleicht geschehen möchte, sind diese Zeilen geschrieben. Denn wer will den Verlauf einer Revolution voraussehen! In ihr wird ja, wenn irgendwo, das Unwahrscheinliche am ehesten Wirklichkeit. Aber die Möglichkeiten, die es gibt, die Ausblicke, die sich nach verschiedenen Seiten öffnen, die lassen sich erörtern, und es scheint mir — mit dem Patriarchen in Lessings „Nathan" zu reden — nicht „nur ein Problema, ein Spiel des Witzes", sondern ein dringendes Erfordernis, daß wir uns beizeiten mit ihnen beschäftigen. Bismarck hat 1871 und später den inneren Kämpfen in Frankreich die größte Aufmerksamkeit gewidmet und was er tun konnte, getan, um dort die Regierungsform am Ruder zu erhalten, die dem deutschen Interesse am förderlichsten war. Er wußte wohl, warum. Wir werden es nicht anders machen dürfen. Welche Möglichkeiten, welche Ausblicke öffnen sich nun im Osten? Worauf haben wir uns vorzubereiten?

Das Nächstliegende ist ja, wenigstens in Gedanken, die Fortentwicklung in gerader Linie zur Herrschaft des Proletariats in Stadt und Land in den Formen sozialistischer und kommunistischer Republik. Für den Augenblick sieht es auch danach aus, als würde es dazu kommen. Die Männer der sogenannten provisorischen Regierung, Rodzianko, Fürst Lwow, Gutschkow, Miljukow und wie sie heißen, waren niemals eine Macht.*) Selbst wenn sie persönlich mehr bedeuteten, als sie wirklich bedeuten, hätten sie aus eigener Kraft sich nicht lange behaupten können. Von Anfang haben sie sich durch die Vertreter des Proletariats aus der Bahn drängen lassen. Der Sturz der Dynastie, der Übergang zur Republik lagen durchaus nicht in ihrem Programm. Wenn sie sich trotzdem dazu bekannten, so wichen sie eben der Gewalt, die stärker war, und bewiesen damit ihre eigene Machtlosigkeit. Aber auch der Gegenpol, die sozialdemokratische Arbeiterorganisation, darf in ihrer Stärke nicht überschätzt werden. Da Rußland nun einmal noch lange kein Industrieland, seine Arbeiterschaft wenig zahlreich ist, so spielt die sozialdemokratische Partei nur in den großen Städten eine Rolle. Hier freilich eine um so größere. Von den wenigen großen Mittelpunkten aus kann sie die Regierung und das Land zeitweilig beherrschen. Das hat sie bewiesen, und es ist recht wohl möglich, daß der Terror, den sie bisher ausgeübt hat und noch ausübt, eine Weile anhält. Denn die revolutionäre Organisation der Arbeiter verfügt nach der Natur der Dinge über das, was zurzeit das wichtigste im ganzen

*) Das Obenstehende wurde vor dem Rücktritt Gutschkows und Miljukows geschrieben.

Digitized by Google

Lande ist, über die Waffenfabriken und über die Verkehrsmittel. Sie kann der Front die Munition verweigern und die Städte hungern lassen, wenn es ihr beliebt, sich selbst aber und ihre Leute jederzeit mit Waffen versorgen. Aber eben diese ungeheure Macht kann ihr auch zum Verderben werden. Wenn sie nicht mit großer Klugheit und Mäßigung ausgeübt wird, muß sie die ganze übrige Bevölkerung in Harnisch bringen. Klugheit und Mäßigung sind aber nicht gerade die beherrschenden Eigenschaften revolutionärer Proletarier, und am wenigsten der russischen. Andererseits können die Führer auf die Masse der eigenen Gefolgschaft auch nur bis zu dem Augenblick zählen, wo es offenbar wird, daß nicht nur das versprochene Paradies auf Erden nicht kommen will, nein, daß es hienieden unter der neuen Herrschaft statt besser nur schlechter wird. Dieser Augenblick muß und wird früher oder später kommen, denn wie sollten die improvisierten sozialdemokratischen Machthaber mit Schwierigkeiten fertig werden, die, wie die Transport- und Verpflegungsfrage, schlechthin unüberwindlich sind? Dann aber wird die Enttäuschung um so größer, der Rückschlag um so stärker sein, je höher die Erwartungen geschraubt waren. Daß es so kommen wird, dafür bürgt neben anderem auch die althergebrachte Uneinigkeit, die die russischen Sozialisten noch tiefer als ihre Genossen in anderen Ländern spaltet.

Anders liegen die Dinge bei dem ländlichen Proletariat, den Bauern. Sie bilden die ungeheure Masse des Volkes — rund 75 vom Hundert —, sie sind eine Macht, ja, seitdem die Bureaukratie nebst Polizei, Geheimpolizei und Ochrana beseitigt sind, die einzig wirkliche Macht im Lande, um so mehr, als auch die Armee zum größten Teil aus ihnen gebildet ist. Wenn diese ungeheure Masse, im europäischen Rußland allein etwa 80 Millionen Menschen, einheitlich vorgeht und sicher geführt wird, dann bestimmt sie das Schicksal des Landes. Nun hat man sich in Deutschland noch immer nicht daran gewöhnt, daß der russische Bauer im allgemeinen längst revolutionär und nichts weniger als zarentreu ist. Zum Revolutionär hat ihn die Not gemacht, die aus der raschen Vermehrung der Kopfzahl und dem Gleichbleiben der Ackerfläche entstand. Mit der Zarentreue aber ist es vorbei, seit der Zar am Roten Sonntag (17. Januar) 1905 auf sein Volk schießen ließ, als es ihm nur seine Bitten vortragen wollte. Das Mittel, das Stolypin anwandte, um den Bauern mit dem alten Staat zu versöhnen, die Agrarreform, war großzügig und richtig, aber es konnte nur langsam wirken, und der Krieg hat seine Wirkung auf lange Zeit unterbrochen. Der Bauernstand ist also für revolutionäre Aussaat ein wohlvorbereiteter Boden.

Der russische Bauer ist außerdem Kommunist nach Denkweise und Überlieferung. Noch kennt er in seiner großen Masse keine andere Wirtschaft als die gemeinsame der Dorfgemeinde, die Obschtschina. Daß das vorhandene

Digitized by Google

Land unter die Gemeindeglieder nach der Kopfzahl der Familien verteilt wird, ist für ihn das Natürliche, er übt es seit 1861 alle paar Jahre aus, und etwas anderes erscheint ihm als Ungerechtigkeit. Darum lautete auch schon 1905 die Forderung der Bauern: alles Land soll unter die, die es mit eigener Arbeit bestellen, verteilt werden. Die Forderung ist jetzt wiederholt worden. Wer will ihre Erfüllung verhindern, wenn die Bauern einig und gut geführt sind? Die bäuerlich-kommunistische Republik wäre danach das, was man von der Zukunft Rußlands zu erwarten hätte.

Aber da erheben sich doch gewichtige Fragen. Sind die Bauern wirklich einig und sind sie gut geführt? Eins ist so unsicher wie das andere. Niemand vermag zu sagen, wie viele von den Leuten, die jetzt die Gutshöfe anzünden, ihre Offiziere beseitigen oder sonst ihre revolutionäre Gesinnung betätigen, wieviele von ihnen eigentlich wissen, was sie wollen. Die Frage ist doppelt und dreifach berechtigt bei der krassen Unwissenheit des russischen Bauern, der in neunzig von hundert Fällen gar nicht nach Vernunft und Überlegung, sondern nach Stimmungen und Gefühlen handelt, binnen weniger Stunden aus einem Extrem ins andere umschlagen und aus dem harmlosesten, gutmütigsten Kerl im Handumdrehen ein wildes Tier werden kann. Das irrationelle Element in der russischen Psyche, das uns so unverständlich ist und jede Berechnung der russischen Politik schon längst so schwierig machte, hier tritt es uneingeschränkt in Wirksamkeit. „Der Bauer ist wie Wachs, man kann alles aus ihm machen," so ungefähr hat sich Kokowzow im Rate des Zaren schon 1905 geäußert. Wie viel unter solchen Umständen auf die Führung ankommt, liegt auf der Hand. Die revolutionäre Bauernpartei der „Trudowiki" hat vor den Sozialdemokraten das eine voraus, daß an ihrer Spitze unbestritten ein einziger steht, der jetzige Kriegsminister Kerenski. Ist er der Mann, 80 Millionen zum gleichen Ziele zu führen? Und welches Ziel hat er im Auge? Daß es ihm nicht an großen Gaben fehlt, Willenskraft, Beredsamkeit, Verschlagenheit — steht außer Zweifel. Aber damit allein ist es nicht getan, und ob er mehr zu bieten hat, ob sein Ehrgeiz nicht größer ist als seine Kraft — es heißt ja auch, er sei schwer krank und Todeskandidat —, vor allem aber, was er will, das ist bei diesem plötzlich zur Weltberühmtheit emporgestiegenen Moskauer Advokaten und Lehrerssohn aus Turkestan natürlich noch ganz ungewiß. Vorderhand hat er es verstanden, sich die beherrschende Stellung zwischen Liberalen und Sozialdemokraten zu sichern. Das weitere wird man abwarten müssen. Auf der Linken traut man ihm nicht. Offenbar fürchtet man, daß er rechtzeitig den Anschluß an das liberale Bürgertum finden wird, um selbst in ihm auf den höchsten Platz zu steigen. Bestätigt dieser Verdacht sich nicht, bleibt Kerenski der proletarischen Bewegung treu und gelingt es ihm, Bauern und Arbeiter beisammen zu halten, dann ist allerdings die Zukunft Rußlands

Digitized by Google

klar: dann löst sich das Reich in einen Verband provinzieller sozialistisch-kommunistischer Republiken mit weitgehender Selbständigkeit auf — das Ideal, das ja schon den Pariser Kommunarden von 1871 vorschwebte.

Darauf drängen die Zustände selbst mit Naturnotwendigkeit hin, wenn einmal die Losung der Volksfreiheit und Massenherrschaft ausgegeben ist. Denn dieses Volk ist ja — man darf nicht müde werden, es zu wiederholen — gar keine Einheit, es setzt sich aus mehreren großen und vielen kleinen Völkerschaften zusammen, die unter sich wenig Gemeinsames, aber viel Gegensätzliches haben. Schon der absolutistisch-bureaukratische Staat konnte Großrussen, Weißrussen, Ukrainer, Tataren, Kaukasier — um nur die größeren Gruppen zu nennen — nur mit Gewalt zusammenhalten. Hört die Gewalt auf, so gehen sie alsbald auseinander. Denn am Zusammenbleiben haben die Volksmassen, vor allem gerade die Bauern in diesen verschiedenen Regionen, gar kein Interesse, weil ihre gesamte Lage, ihre rechtliche und wirtschaftliche Stellung überall eine andere ist. Was hat der selbstbewußte, grundbesitzende, reiche Hofbauer in Livland und Estland mit dem hungernden, eigentumslosen Mitglied der Dorfgemeinde Großrußlands gemein? Nichts, gar nichts. Aber auch der Ukrainer, der das Gemeindeeigentum am Grund und Boden nicht kennt, hat wieder ganz andere Interessen und Wünsche. Vom Tataren und Kaukasier gilt dasselbe. Man kann also sagen: War für den bureaukratischen Absolutismus die strenge Uniformität des Ganzen das gegebene Ziel, so ist für ein bäuerlich demokratisches Rußland der Zerfall in autonome nationale Gebiete das Natürliche. Das steht denn auch schon längst auf dem Programm der Parteien, die der demokratischen Republik zustreben. Siegen sie und vermögen sie sich zu behaupten, so ist die Lockerung des Reichsverbandes unvermeidlich, und sie kann leicht zur Auflösung führen.

Man hat gut sagen: Rußland konstituiere sich als Verband autonomer Territorialstaaten, als Bundesstaat „Vereinigte Staaten von Rußland" nach dem Vorbild der nordamerikanischen Union. Auszuführen ist das sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Denn was in Nordamerika die Einheitsklammer bildet, die gemeinsame nationale Bildung, das gerade fehlt in Rußland. Statt dessen wirkt hier die Nationalität als spaltendes Element. Zwischen dem seiner Zahl nach führenden Stamm der Großrussen und allen anderen besteht Abneigung und Feindschaft. Auch eine reinliche Scheidung nach Territorien ist unmöglich, ausgenommen bei Finnland, Estland und Livland. Überall sonst schieben sich die Nationalitäten an ihren Grenzen in breiten Strichen räumlich durcheinander, und in dem wichtigsten und größten Gebiet, der Ukraine, fällt damit der soziale Gegensatz zusammen: der Ukrainer selbst ist in der Hauptsache der Bauer, wogegen der Großgrundbesitzer im Osten Großrusse, im Westen Pole ist. Mithin muß schon die Bildung auto-

Digitized by Google

nomer Territorien auf die größten Schwierigkeiten stoßen und die vorhandenen Gegensätze vertiefen. Sollte sie trotzdem gelingen, so kann sie doch leicht zu weiterem Auseinandergehen, zu Feindschaft und Kampf führen. Darum ist denn auch die Nationalitätenfrage viel wichtiger als die Frage der Verfassungsform. Von der Art, wie sie gelöst wird, hängt der Fortbestand der russischen Großmacht ab.

Aber ob nicht gerade die Aussicht auf den Zerfall des Reiches den Sieg der Demokratie wieder zunichte machen wird? Es gibt da doch nicht nur die Überlieferungen von zwei Jahrhunderten zu überwinden, die Erinnerung an gewaltiges Ansehen in der ganzen Welt, an überragende Machtstellung, an hochgesteckte auswärtige Ziele, die alle schlechtweg gestrichen werden müssen, wenn an die Stelle des einen und unteilbaren Zarenreichs eine Konföderation von Bauernrepubliken — Moskau, Ukraine, Tataren, Weißrussen, Kaukasier, Esten und Letten, nicht zu reden von Sibirien und Turkestan — tritt. Nehmen wir selbst an, das alles sei den zur Herrschaft gelangten Massen gleichgültig, so bleibt etwas anderes, das auch ihnen nicht gleichgültig sein kann: die Interessen der Volkswirtschaft. Für sich allein kann auch der russische Bauer heute nicht mehr existieren, er braucht die anderen Stände. Ob aber diese, ob Handel und Industrie, von jeher auf die straffe Einheit des ganzen riesigen Wirtschaftsgebiets eingestellt, ob sie die Trennung in regionale Autonomien ertragen oder überwinden könnten, ohne zugrunde zu gehen und in ihren Ruin auch den Bauernstand mitzuziehen? Ob die bäuerliche Demokratie als regierende Klasse der Aufgabe gewachsen sein wird, auch nur ihre eigenen nächsten Interessen und Bedürfnisse einigermaßen zu wahren? Das sind Fragen, auf die nur die Zeit Antwort geben kann. Im Vordergrund steht dabei natürlich die Ukraine. Daß dieses Gebiet, für Ackerbau und Industrie von der Natur gleichmäßig begünstigt, volkswirtschaftlich sich selbst genügen kann, wenn seine Grenzen weit genug gezogen werden, ist zweifellos. Aber eben die Abgrenzung macht Schwierigkeiten, weil die Bevölkerung auch hier nirgends rein und je weiter vom Kern entfernt, desto stärker mit fremden Elementen — großrussischen, tatarischen — gemischt ist, am stärksten in dem für die Industrie ausschlaggebenden Gebiet am Donez. Dazu kommt, daß der Bildungsstand des ukrainischen Volkes sehr niedrig, seine Energie bisher sehr wenig entwickelt ist. Es wird geraume Zeit dauern, bis es diese Schwächen — Lähmungen infolge jahrhundertelanger Knechtschaft — überwunden hat. Glücklich und angenehm würden die ersten Zeiten nationaler Autonomie in bäuerlich kommunistischen Staatsformen hier wie anderswo schwerlich sein, und es ist zum mindesten sehr möglich, mancher wird sagen, es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß das Unbehagen dieses Zustandes schon sehr bald einer scharfen Gegenbewegung zum Siege verhelfen werde.

Digitized by Google

Fragt sich nur, von wem sie ausgehen und wer sie führen könnte. Daß es an Elementen der Reaktion nicht fehlen kann in einem Lande, das von jeher eigentlich kaum eine andere Herrschaft gekannt hat als die Reaktion, das versteht sich von selbst. Vollends wenn die revolutionären Machthaber ihre Macht mißbrauchen, wenn die Schreckensherrschaft überhand nehmen, der Wirrwarr und die Not steigen sollten, dann werden sich nicht nur wie Ende 1905 alle „anständigen Leute", sondern auch Ungezählte aus den breiten Schichten der unteren Stände jedem in die Arme werfen, der ihnen nur Ordnung, Sicherheit, Brot und Leben verspricht. Daß schon jetzt kräftig in dieser Richtung gearbeitet wird, brauchte man nicht zu bezweifeln, selbst wenn die Revolutionäre nicht so offen darüber klagten. Wo sind denn die lauten Wortführer der Reaktion aus Duma und Reichsrat geblieben? In Petersburg sieht man sie nicht, sie sind in die Provinz geeilt, um dort für den Umschwung zu arbeiten. Und wie verhält sich die Geistlichkeit? Daß der Synod die Revolution mit Genugtuung begrüßt habe, ist längst als Schwindel der amtlichen Berichterstattung erkannt. Die Bischöfe haben protestiert, wie nicht anders zu erwarten war. Nun ist das freilich noch nicht die ganze Geistlichkeit, und der Pfarrklerus ist von den Bischöfen sehr wohl zu unterscheiden. Die Interessen der Popen decken sich keineswegs mit denen ihrer hohen Vorgesetzten: die Bischöfe sind Mönche, die Pfarrer verheiratet und haben die Herrschaft der Klöster niemals sehr gern getragen. Sie stehen der geplanten Landaufteilung gleichgültig gegenüber, da sie wenig haben und der sehr bedeutende kirchliche Grundbesitz vorzugsweise den Klöstern gehört. Dennoch war die Masse der Popen bisher konservativ und monarchisch gesinnt. Man wird also abwarten müssen, wie viele von der niederen Geistlichkeit sich jetzt etwa der kommunistischen Revolution anschließen. Daß es an revolutionären Geistlichen diesmal so wenig fehlen wird wie 1905 oder wie im deutschen Bauernkrieg, darf man annehmen, aber wenn die große Mehrzahl auf der anderen Seite steht, wird das sehr stark ins Gewicht fallen. Und das ist vielleicht immer noch das Wahrscheinlichere.

Das Unglück der Revolutionsgegner ist, daß sie weder einen Führer noch eine Fahne haben. An die Person des abgesetzten Zaren kann niemand denken. Daß seine persönlichen Eigenschaften ihn zur Führerrolle nicht befähigen, wäre noch nicht das schlimmste. Man hat schon traurigere Fürsten gesehen, für die das Volk sich trotzdem begeisterte, wenn sie im Unglück waren. Aber nicht einmal als Name ist Nikolaus II. zu brauchen. Er und die Zarin sind längst geradezu in Mißachtung. Nicht ohne eigene Schuld, aber doch auch nicht ohne fremde Nachhilfe. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, seine montenegrinische Gemahlin Anastasia und deren Schwester Milena, die mit Nikolais Bruder Peter verheiratet ist, verfolgten seit langem den Plan, den Zaren und seinen

Digitized by Google

Sohn zu verdrängen und den Großfürsten Nikolai an seine Stelle zu bringen. Als Hauptperson bei der Intrige wird die Großfürstin Milena genannt, die echte Tochter des berüchtigt schlauen und energischen ehemaligen Königs der schwarzen Berge. Sie arbeitete für ihren Sohn, den der Oheim Nikolai, selbst kinderlos, bereits als künftigen Zarewitsch adoptiert hatte. Um die Bahn zu öffnen, mußte der Zar vor allem verächtlich gemacht werden, und dazu bediente man sich — Rasputins. Mit glänzendem Erfolg. Allzuhoch war das Ansehen des kümmerlichen Selbstherrschers nie gewesen, dessen einzige Fähigkeit eine allerdings nicht gewöhnliche Schlauheit und dessen vornehmstes Regierungsgeschäft die gewissenhafte Lektüre der Berichte seiner Geheimpolizei war. Schon 1906 konnte eine so blutige Satire auf ihn erscheinen wie Amfiteatrows Skizze „Familie Obmanow", die ihn unter dem Bilde eines harmlosen, dümmlichen jungen Gutsbesitzers als „Niki, den guten Jungen" dem allgemeinen Gelächter preisgab. Aber als nun gar die Rasputinade begann und trotz wiederholter Bemühungen, ihr ein Ende zu machen, immer weitere Kreise zog — der Schwindler hatte nämlich das Glück, daß jedesmal, wenn es gelungen war, ihn zu entfernen, dem Zarewitsch ein Unfall zustieß, wodurch der Beweis erbracht war, daß nur Rasputins magische Kraft den armen, an der Bluterkrankheit leidenden Jungen zu schützen vermöge —, da ging auch der letzte Rest von Achtung vor dem allerhöchsten Paar verloren. Daß sich auch nachträglich kein Mitleid einstelle, dafür sorgte alles, was über die Vorgänge bei der Entthronung des Zaren — wohl absichtlich — bekanntgegeben worden ist. Nikolai II., das darf man ruhig behaupten, ist erledigt, auch wenn er mit dem Leben davonkommen sollte, was man noch nicht für ausgemacht halten darf.

Das ehemalige russische Kaiserhaus zählt sehr viele männliche Glieder, an Ersatz für den Zaren sollte also eigentlich kein Mangel sein. Aber damit ist es eine eigene Sache: die Qualität in diesem Artikel bleibt hinter der Menge weit zurück. Diese ehemaligen Großfürsten sind meist große, stattliche Gestalten, manche sogar auffallend schöne Erscheinungen, äußerlich wie geschaffen, die Volksgunst zu gewinnen. Aber das ist in der Regel auch das einzige Gute, was man von ihnen zu sagen weiß. Hier und da ein feiner Intellektueller, der sich als Dichter oder Geschichtsforscher verdient macht, die übrigen bestenfalls zügellose Lebemänner und Genießer, meist geradezu Taugenichtse; mit einem Worte das, was man als die Blüte der vornehmen Petersburger Gesellschaft anzusehen pflegt. Nur einer macht bisher eine Ausnahme; wir sprachen schon von ihm: Nikolai Nikolajewitsch. Er ist der Prätendent, er war es schon vor dem Kriege, und es gab eine Zeit, da ließ er sich im kleinen Kreise Majestät nennen. Das war in den Siegestagen des Frühjahrs 1915, als Przemysl fiel und die österreichische Karpathenfront

Digitized by Google

wankte. Dann kam der Umschlag des Glücks, und der immer noch regierende Neffe konnte es wagen, den Oheim kaltzustellen. Als die Revolution ausbrach, schien das Schicksal sich erfüllen zu wollen. England und Frankreich wünschten Nikolai III. auf dem Throne zu sehen, und mit Miljukow und Genossen hatte er längst seinen stillen Pakt. Aber es kam wieder anders. Die Führer des Proletariats schoben den Ehrgeizigen beiseite, sie rissen ihm auch den Heeresbefehl wieder aus der Hand, denn sie wissen wohl, daß dieser Mann ihr gefährlichster Gegner ist, abgesehen davon, daß sie ihn in Erinnerung an die Rolle, die er 1905 spielte, aufs glühendste hassen. Unvergessen ist ja sein Telegramm an den Bezwinger des Moskauer Aufstands, den Admiral Dubassow: „Das ganze Freiheitsgesindel niederkartätschen, höchstens die hübschen Weiber verschonen!" So sitzt er denn wohlbewacht auf seinem Gut in der Krim und wartet auf sein Stichwort, einstweilen gewiß froh, daß er das Leben behalten hat. Denn die Sozialisten haben geschworen, ihn umzubringen, wenn er im Ernst nach der Krone greifen sollte, und sie werden Wort halten, wenn sie können. Gelingt es ihnen, Nikolai Nikolajewitsch unschädlich zu machen, dann ist, soweit das Auge blickt, kein Mensch zu sehen, der die wilden Gewässer wieder in das Bett der Monarchie zurückleiten könnte. Der Führer der Reaktion, der Prätendent, müßte dann erst gefunden werden. Wer will behaupten, daß er sich nicht finden werde? So wie man 1613 den ersten Zaren aus dem Hause Romanow fand, einen schwächlichen Knaben, dessen Vater, ein hoher Geistlicher, in Gefangenschaft weilte, so könnte man auch 1917 oder 1918 mit einer ähnlichen Entdeckung Glück haben. Man kann auch an Cromwell und Napoleon I. denken. Aus dem Heere mag vielleicht auch in Rußland der Mann hervorgehen, der dem Lande den Frieden und die Ordnung wiederbringt. Ein fähiger General an der Spitze von 100 000 Mann, die ihm blindlings folgen, könnte in dem allgemeinen Chaos, das früher oder später hereinbrechen dürfte, sich leicht zum Herrn des Ganzen machen. Aber er müßte eben gefunden werden und seine Leute finden, mit denen er verwachsen könnte wie Wallenstein mit seinem Lager oder Bonaparte mit der Armee der Republik. Vorerst sieht man den Mann noch nicht, wohl aber sieht man, daß zwischen Generälen und Soldaten eine weite soziale Kluft besteht und daß die Disziplin in unaufhaltsamer Auflösung begriffen ist. Ist sie aber einmal dahin, so läßt sie sich schwer wiederherstellen.

So verliert sich der Ausblick nach beiden Seiten im Nebel völliger Ungewißheit und Unklarheit. Möglich ist beides: sowohl der Zerfall des Reiches in autonome bäuerlich-kommunistische Republiken und schließlich die Trennung in mehrere Staaten, etwa Ukraine, Moskau, Tatarei, Kaukasus, Turkestan, Sibirien, wie auch die Umkehr zur Diktatur und Wiederherstellung eines mehr oder weniger schroff monarchischen Regiments. Welches von beiden

Digitized by Google

die größere Wahrscheinlichkeit habe, ist schlechterdings nicht zu sagen. Fürs erste sieht man von beiden nur die Schwierigkeiten. Möglich ist aber noch ein Drittes, und dies möchte man fast für das Wahrscheinlichste halten: daß es überhaupt nicht so bald zu einem festen Dauerzustand kommt, daß Anarchie und Selbstzerstörung das Feld auf längere Zeit beherrschen. Nach dem Charakter des Volkes und den Zuständen, wie sie bisher waren, ist dieser Ausgang wohl am ehesten zu erwarten. Ordnung ist ja dem Russen ebenso gleichgültig, wie sie dem Deutschen Bedürfnis ist, er fühlt sich sogar wohler in der Unordnung. Das wenige an Ordnung und Organisation, was bisher im Reiche bestand, war ja im wesentlichen das Werk von Fremden. Schon vor Jahresfrist hörte man lebhafte Klagen, daß die Verwaltung in allen Zweigen versage, seit die Beamten deutscher Herkunft beiseite geschoben wurden. Nun ist das alles mit dem alten System zugleich gefallen, und die vorauszusehenden weiteren Kämpfe werden auch den letzten Rest zerstören. Woher soll da eine neue Ordnung kommen? Ein Zustand dauernder Anarchie ist also in der Tat das Wahrscheinlichste für die nächste Zukunft. Dahinter aber liegt die Nacht: niemand kann sagen, was sich daraus entwickeln mag, und es ist leicht möglich, daß auch die kühnste Phantasie noch durch die Wirklichkeit übertroffen wird.

Wir fragen vor allem, wie *wir* uns diesen Möglichkeiten gegenüber verhalten sollen. Die Hauptsache, auf die es dabei allein ankommt, ist nicht die Verfassungsfrage, sondern die *Nationalitätenfrage*. Ob das russische Reich eine absolute Monarchie oder eine demokratische Republik ist, kann uns verhältnismäßig gleichgültig sein, zumal keine Bürgschaft dafür gegeben ist, daß eine Republik weniger aggressiv und expansiv sein würde, als die Monarchie war. Daß dagegen der Zerfall Rußlands das Deutsche Reich von einem schweren Druck befreien würde, liegt auf der Hand. Eine Konföderation nationaler autonomer Republiken wäre politisch und militärisch schwach, um so schwächer, je demokratischer oder kommunistischer ihre Verfassung wäre. Rußland würde in diesem Zustand als Gegner militärisch weniger gefährlich, freilich auch als Bundesgenosse wertlos. Wir könnten also in diesem Falle ohne Rücksicht auf Feindschaft oder Freundschaft lediglich nach unseren Interessen vorgehen. Ganz verfehlt wäre die Rechnung auf die Freundschaft der russischen Revolutionäre, etwa gar auf ihre Dankbarkeit für die Schonung, die wir ihnen „in der Stunde, da die russische Freiheit geboren wird", angedeihen lassen. Revolutionäre sind von Natur ebensowenig dankbar wie Fürsten, und die Russen sind es vollends nicht. Dagegen ist die Gefahr groß, daß ein „befreites Rußland" noch mehr als das zarische dem *englischen Schlepptau* verfalle. Durch die Erbitterung gegen England, die zurzeit in volkstümlichen Kundgebungen hie und da zum Ausdruck kommen soll — ich würde raten, von den Zeitungsnachrichten hierüber recht viel abzuziehen, denn die

Digitized by Google

Berichterstattung sucht dem deutschen Zeitungsleser unverkennbar nach dem Munde zu reden — darf man sich nicht irremachen lassen. England verfügt über starke Zaubermittel, mit denen es die russischen Politiker in seinem Bann festhalten kann. Vor allem das Geld. Ohne Geld kann auch eine revolutionäre Regierung nicht bestehen, und ohne oder gegen England bekommen die Russen kein Geld von der einzigen Stelle, wo es heute zu finden ist, von Nordamerika. England verfügt aber auch über den Zauber der Ideen. Es ist nun einmal die traditionelle Vormacht der „Freiheit" und der berufene Schützer der kleinen Nationen. Irgendwo werden die autonom gewordenen Fremdvölker des russischen Reiches doch Schutz und Bürgschaft für ihr neues Dasein suchen müssen, je kleiner sie selbst sind, desto mehr. Die Engländer aber sind gewiß klug genug, wenn sie sehen, daß die nationale Autonomie siegt, auch mit dieser das Geschäft zu machen und den befreiten Völkern die Hand zu reichen. Ein befreites Finnland, eine neugebildete lettische und estnische Republik, ja auch eine selbständige Ukraine würden kein Bedenken tragen, sich unter englischen Schutz zu stellen, wie ja auch die Polen schon seit 1914 vor allem die englische Bürgschaft für die Wiederherstellung ihres Staates erstrebt, vielleicht auch zugesichert erhalten haben. Man sollte sich aber bei uns darüber nicht täuschen, daß diese Möglichkeit die schwerste Gefahr für Deutschland in sich schließt. Käme es dazu, dann wäre das Deutsche Reich ganz anders eingekreist als vor 1914. Ein Kranz von Klein- und Mittelstaaten unter englischem Schutz vom Weißen bis zum Schwarzen Meer würde zwar militärisch nicht die Lebensgefahr wie die geschlossene russische Großmacht, dafür aber für die deutsche Volkswirtschaft eine tödliche Knebelung bedeuten. Wenn vollends gewisse Pläne zur Ausführung kämen, für die England mit dämonischem Weitblick schon jetzt vorarbeitet, indem es großen Grundbesitz an der Küste von Estland und auf Ösel erwirbt und junge Esten zur „Ausbildung" nach England lockt, dann hätte Deutschlands letztes Stündlein geschlagen. Eine britische Flottenstation in der Ostsee würde ja die Unterwerfung Schwedens unter England herbeiführen, und dann wäre es mit der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit Deutschlands ebenso vorbei wie mit der Sicherheit seines Daseins.

Fassen wir zusammen. Die russische Revolution war für uns ein höchst erfreuliches Ereignis, weil sie uns in einem zweifellos kritischen Augenblick militärisch entlastete. Sie kann auch für die Dauer eine politische Entlastung bringen, wenn die russische Großmacht sich in autonome nationale Staaten auflöst. Sie kann aber auch in diesem Falle zu einer neuen schweren Bedrohung unseres Daseins führen, wenn es England gelingt, die neuen Staatsgebilde an sich zu ketten und sie gegen uns zu benutzen. Dieser Gefahr muß beizeiten vorgebeugt werden, indem Deutschland selbst für das Recht und

Digitized by Google

die Freiheit der russischen Fremdvölker eintritt und ihre Sache zur seinigen macht. Es muß zu verhindern suchen, daß der russische Einheitsstaat, sei es als absolute, sei es als konstitutionelle Monarchie wiederhergestellt werde; ebenso aber auch, daß die selbständig gewordenen Nationen an seiner Ostgrenze der englischen Führung verfallen. Eine große Gelegenheit bietet sich dar. Deutschlands Zukunft wird davon abhängen, daß sie richtig benutzt wird. Geschieht es, so war die russische Revolution ein Segen für uns; wird die Gelegenheit versäumt, so wird auch das für den Augenblick so vorteilhafte Ereignis uns bald zum Unheil werden.

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

Die Vorfahren meines Urgroßvaters waren Klosterjäger — venatores — der Herren Zisterzienser in Waldsassen. Sie werden schon im Jahre 1630 als solche in Urkunden aufgeführt. Zu dem ungeheuren Besitze des Klosters, der 1000 Quadratkilometer umfaßte, gehörten zahlreiche Forste, in denen es viel zu jagen gab, und so darf ich mir meine Vorväter als tüchtige Waldläufer vorstellen, die ihre Reverendissimus zum Schuß auf kapitale Hirsche brachten und gute Freundschaft mit dem Frater Kellermeister hielten.

Über meinen Urgroßvater, Joseph Ritter von Thoma, besitze ich genauere Nachrichten aus Familienpapieren und aus dem Buche von Dr. Heß: „Lebensbilder hervorragender Forstmänner.“

Er wurde in Waldsassen im Januar 1767 geboren — genau hundert Jahre vor mir —, trat 1791 in churbayerische Dienste, kam 1799 nach München als Rat der Landesdirektion Bayerns und trat 1817 an die Spitze der bayerischen Forstverwaltung.

In dieser Stellung verblieb er bis 1849.

„Er starb“ — heißt es bei Heß — „an demselben Tage, an welchem der König das Dekret über die von ihm erbetene Versetzung in den Ruhestand unter Anerkennung seiner großen Verdienste durch Verleihung des Komturkreuzes des Verdienstordens der bayerischen Krone unterzeichnete.“

„Am 7. Mai 1841 hatte er unter großer und freudiger Teilnahme der Forstbeamten im ganzen Königreiche sein fünfzigjähriges Jubiläum begangen.“

Als sein hervorragendes Werk wird ihm die Forstorganisation von 1822 nachgerühmt, durch welche erst die Einheit der bayerischen Forstverwaltung

Digitized by Google

geschaffen wurde. Ich besitze eine nach der Natur gezeichnete Lithographie von ihm, die von der hohen Porträtkunst jener Zeit ein sprechendes Zeugnis ablegt.

Das kräftig geschnittene Gesicht, an dem die hohe Stirne und ein Paar kluge, etwas versonnene Augen auffallen, zeigt keinen bureaukratischen Zug und ließe in ihm, wenn die Unterschrift fehlte, einen Künstler vermuten.

Nach der in meiner Familie erhaltenen Überlieferung war er ein stattlicher Mann von würdevollem Wesen, gütig, wortkarg, doch geselligen Freuden nicht abgeneigt, ein eifriger Jäger bis in sein hohes Alter und ein von Kennern geschätzter Musiker.

Sein Sohn, mein Großvater, Franz Thoma, war viele Jahre Forstmeister in Schongau, später in Kaufbeuren.

Er soll ein temperamentvoller Herr gewesen sein, und meine Mutter behauptete, daß ich meine Neigung zum Jähzorn von ihm geerbt hätte.

Ein Gratulationsschreiben der Stadt Schongau, deren Bürger ihrem Forstmeister zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum Glück wünschten, rühmt ihm Herzensgüte gegen die Armen nach.

Er war in den guten Jahren vor 1848 Jagdherr in ziemlich großem Stile und besaß ausgedehnte Reviere. Ein alter Jagdgehilfe, der in Oberammergau im Ruhestande lebte, erzählte mir als Knaben Wunderdinge von dem Wildreichtum in jenen Jagden.

Als hochbetagter Weidmann hat er wohl einiges dazugelogen.

Jedenfalls war mein Großvater in der schönsten Zeit Jäger und Forstmann. Als das berühmte Freiheitsjahr das große Schinden brachte, griffen ihm Zorn und Kummer ans Herz. Er mochte nicht mehr in den jämmerlich ausgeschossenen Revieren bleiben und gab um seine Versetzung ein. So kam er nach Kaufbeuren, wo sein geschätzter Aktuar der spätere Ministerialrat August von Ganghofer, der Vater Ludwig Ganghofers, war.

In seinen Mußestunden war mein Großvater ein Freund der schönen Literatur; er las mit guter Auswahl und liebte anregende Unterhaltung.

Meine Mutter wußte von ihm zu erzählen, daß er ein Kavalier „von der guten, alten Schule“ war und von gewinnender Fröhlichkeit.

Meine Tante Friederike aber, die als „königliche Forstmeisterstochter älterer Ordnung“ — gegenüber dem neugeschaffenen Forstmeistertum mußte das betont werden — erst vor einem Jahre starb, rühmte ihrem Vater peinliche Akkuratesse in der äußeren Erscheinung nach.

Im Jahre 1862 starb er. Seine Witwe, Henriette Thoma, lebte bis 1871 in Lenggries, treu und liebevoll behütet von ihrem ältesten Sohne Max, der in der nahen Vorderriß als Oberförster hauste.

Er war mein Vater.

Digitized by Google

Aus seinen Zeugnissen und Briefen entnehme ich, daß er im November 1842 die Universität München bezog. Dort hat sich der „lange Thoma“ einen guten Namen als Schläger gemacht und Proben einer ungewöhnlichen Körperkraft abgelegt, sonst aber sich so geführt, daß ihm Anno 1845 der Rektor Dr. Döllinger urkundlich bestätigen konnte, „es liege hierorts nichts Nachteiliges gegen ihn vor“.

Er bestand die theoretische Prüfung der Forstkandidaten und wurde zur praktischen Vorbereitung auf den höheren Forstdienst zugelassen. Drei Wochen später wurde ihm von seinem Forstmeister und Vater Franz Thoma eröffnet, daß ihm die „Praxisnahme auf dem Forstreviere Hohenschwangau“ gestattet sei, und daß er für diese Eröffnung einen Taxbetrag von 34 Kreuzern zu erlegen habe.

Im Januar 1846 wurde er zum Verweser des Gehilfenpostens beim Revier Wies mit einer „Remuneration von täglich 15 Kreuzern“ gnädigst bestimmt und avancierte dann zum wirklichen Forstgehilfen in Thierhaupten, später in Peißenberg.

Als Aktuarsverweser in Ettal bezog er bereits im Jahre 1847 eine Taggebühr von 45 Kreuzern und bewies allzeit die Wahrheit des Sprichworts: Mit Wenigem lebt man wohl.

Er galt als guter Jäger und Kugelschütze. Dagegen scheint er beim Trinken Zurückhaltung beobachtet zu haben. Ein Freund macht ihm brieflich diesen Vorwurf, woraus ich schließe, daß man damals den Fehler als ungewöhnlich rügen durfte.

In Tölz, wo der Forstgehilfe Max Thoma zu Forsteinrichtungsarbeiten im Jahre 1852 weilte, zeigte man mir in einer Weinstube noch zu Anfang der achtziger Jahre eine Kneipzeitung, die er mit Text und Karikaturen ausgestattet hatte.

Er lachte gerne und ließ sich keine Mühe verdrießen, um einen Spaß von langer Hand her vorzubereiten und sorgfältig durchzuführen.

Man war damals harmlos und fröhlich in Altbayern, gemessener im Ernste, derber im Scherze als heute. Bei Scheibenschießen und Jagden war lustige Neckerei nicht bloß gern gesehen, sie galt als notwendige Würze der Geselligkeit.

Der Liebreiz jener Zeit ist uns erhalten geblieben in den klassischen Zeichnungen Max Haiders, der Hofjagdgehilfe war, bevor ihm König Max die Mittel zur künstlerischen Ausbildung gewährte.

Das Sturmjahr 1848 ist, wie es mir scheinen will, an meinem Vater vorübergegangen, ohne ihn in seinen Tiefen aufzuwühlen.

Er war stark angefärbt von dem Humor, der damals die Gestalten des Barnabas Wühlhuber und des Kasimir Heulmaier in den „Fliegenden

Digitized by Google

Blättern“ schuf, und seiner ruhigen, festen Art sagten die Aufläufe der Philister vor dem Hause der Lola Montez sowenig zu wie die mit Tiraden gespickten Flugblätter.

Im übrigen konnte dem jungen Forstmanne das, was er zunächst vor Augen hatte, nicht als neuer Segen erscheinen.

Anno 1857 wurde er zum Revierförster in Piesenhausen, Forstamt Marquartstein, ernannt und heiratete Katharina Pfeiffer, eine Tochter der Schwabenwirtseheleute von Oberammergau.

* * *

Die Familie Pfeiffer, früher in Oberau ansässig und begütert, stand in gutem Ansehen. Damals waren Gastwirte Respektspersonen in der Gemeinde, die ihr Gewerbe neben der Landwirtschaft trieben und sich um des Sankt Fremdenverkehrs willen nichts vergaben.

Sie hielten scharfes Regiment im Hause aufrecht und litten keine Unordnung.

Der Schwabenwirt, ein kurz angebundener Mann, galt etwas und brachte sich vorwärts, unterstützt von einer braven Frau, die zuweilen bei so hohen Gästen wie König Max Ehre mit ihrer Kochkunst einlegte.

Es war selbstverständlich, daß die Töchter bei jeder häuslichen Arbeit mithelfen mußten, in Küche und Keller wie in der Gaststube.

Die Kinder sagten zu jener Zeit „Sie“ zu den Eltern, und der Verkehr in der Familie bewegte sich in gemessenen Formen, die keine unziemliche Vertraulichkeit oder Unbescheidenheit aufkommen ließen.

Ein Brief, in dem meine Mutter als sechzehnjähriges Mädchen ihre Eltern um Beisteuer zu einem Sommerkleide bittet, zeigt nach Stil und Inhalt so viel altväterliche, strenge Zucht, daß man versucht ist, ihn sehr viel weiter zurückzudatieren.

Sie hielt sich damals in München auf, um sich nach gutem Brauche in einem renommierten Gasthause in der Kochkunst zu vervollkommnen. Es galt als Vorzug, daß sie diese Lernzeit bei Grodemange verbringen durfte.

Was sie hier sah und lernte, trug sie säuberlich in ein dickes Heft ein. Gedruckte Kochbücher hatten damals wenig Geltung, und ich habe heute noch das stärkste Vertrauen zu jenen geschriebenen Rezepten, die ich als Erinnerungen aufbewahre.

Nach einem halben Jahre kehrte meine Mutter freudig zurück. Sie hing zeitlebens mit allen Fasern an ihrem Heimatdorfe und an ihrer älteren Schwester Marie, die in jungen Jahren den Königlichen Posthalter und Verleger Eduard Lang heiratete, früh Witwe wurde und die auf uns Kinder durch ihre vornehme, stille Art einen unvergeßlichen Eindruck machte.

Digitized by Google

Die Schwabenwirtstöchter, deren jugendliche Anmut mir eine Daguerreotypie zeigt, fanden neben ihrer Arbeit immer noch Zeit, ihren Geist zu bilden, und wenn sie nicht allzuviel lasen, so lasen sie ganz gewiß nie einen seichten Roman.

Man ergötzte sich gemeinsam mit Gleichstrebenden an einem guten Buche, und ein studierender Jüngling konnte sich in den Ferien hohe Anerkennung erwerben, wenn er seine erst kürzlich erworbenen Kenntnisse in literarhistorischen Bemerkungen zu „Werthers Leiden“ oder zu „Hermann und Dorothea“ zeigte. Man las neben einigen Klassikern auch Stifters Studien, dies und jenes von Jean Paul, und man führte darüber empfindsame Gespräche, bei denen die Mädchen wohl nur die Zuhörerinnen abgaben.

Dies alles bewegte sich in bescheidenen Grenzen, führte nicht zu Überklugheit und förderte eine wirkliche Herzensbildung.

Wie das im lieben Deutschland üblich ist und war, mußten auch in Oberammergau gleichgestimmte Naturen einen Verein gründen zur Pflege ihrer Ideale oder der Liebe zum „Guten, Wahren und Schönen“, wie man damals sagte.

Der Verein erhielt den Namen „Ambronia“ mit Beziehung auf den lieblichen Fluß, der sich durch das Tal schlängelt.

Hochstrebende Jünglinge, die später als Notare, Ärzte und geistliche Räte im Vaterlande wirkten, schlossen den Bund, dem auch bildungsfrohe Mädchen beitreten durften.

Wer sich geneigt fühlt, darüber zu lächeln, der lege sich die Frage vor, wo heute noch in einem kleinen, abgelegenen Dorfe eine solche Vereinigung zustande kommen könnte und ob in diesem Streben nicht ein gesünderer Kern steckte als im Literaturklatsch und in den Moderichtungen unserer größeren Städte.

Im übrigen war Oberammergau in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein geeigneter Platz für solche Neigungen und Ziele.

Es saßen weitgereiste Leute dort, denn ein reger Handel mit Schnitzereien, nicht zuletzt mit den reizvollen Spielwaren, ging durch ganz Europa und auch über See. Mancher hatte sich tüchtig in der Welt umgetan und den Wert gediegener Bildung schätzen gelernt, aber jeder fühlte sich erst wieder glücklich, wenn er heimgekehrt war und behaglich im Ampergrunde zu Füßen des Kofels saß.

Unter den Schnitzern gab es vortreffliche Künstler, die, weil sie sich zu bescheiden wußten, Vollendetes leisteten. Sie alle haben ihr Können der gemeinsamen Aufgabe, dem Passionsspiele, gewidmet, und dieses stand damals in seiner schönsten Blüte, denn im ganzen und in jeder Einzelheit zeigte es die aus traditioneller Kunstfertigkeit hervorgegangene Eigenart, die es später im Großbetriebe verloren hat.

Digitized by Google

Die Hingabe der Gemeinde an den „Passion", den Ruhm der Heimat, war damals frei von ungesunden Spekulationen, von Hoffnungen auf unmäßigen und leichten Gewinn.

Erst der Zustrom des englischen und des noch schlimmeren amerikanischen Sensationspöbels hat das Bild verändert.

Aber jene älteren Generationen von Aposteln und Jüngern des Herrn richteten ihr Leben ein wenig nach dem Stile ihres heiligen Spieles ein und zeichneten sich durch Wohlanständigkeit aus. Sie handelten und redeten mit einiger Getragenheit und ließen sich von dem Bewußtsein leiten, daß sie auf einem Podium stünden und von vielen beachtet würden.

Im Glauben an den besonderen Beruf des Ammergauers, der das Gefühl einer engen Zusammengehörigkeit stärkte, war man glücklich und zufrieden.

Mit den kleinen typischen Häusern, die im Erdgeschoß eine Stube hatten, von der aus hinterm Ofen eine Stiege in die obere Kammer führte, ist auch anderes verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Payer

Zu seinem siebzigsten Geburtstag

Von Conrad Haußmann

Am 12. Juni vollendet Payer sein siebzigstes Lebensjahr. Er ist gottlob noch so frisch wie ein Mann auf der Höhe seiner geistigen Kraft. Die Zeit kann solche Männer brauchen. Ich bin ihm zu nah befreundet, als daß ich Worte hohen Lobs wählen möchte. Es genügt auch, sein Leben und Wirken sprechen zu lassen.

Fünfzig Jahre steht Payer im politischen Leben Württembergs und Deutschlands. Er war von Anfang an führend in seiner Heimat, und er ist heute der Führer des politischen Freisinns und der bürgerlichen Demokratie von Deutschland. Seit 40 Jahren gehört er dem Deutschen Reichstag an. Er ist Staatsmann geworden und Volksmann geblieben. Er hat unter fünf Kanzlern gekämpft und gearbeitet, und er ist sich niemals untreu geworden. Die Schule der schwäbischen Demokratie hat ihn gefestigt, aber der Eintritt ins Reichsparlament, 20 Jahre vor dem Eintritt ins schwäbische Landesparlament, gab seinem Blick und Schritt die sichere Richtung aufs deutsche Vaterland, befreit von den Schranken des kleineren Landes. Ein Jahr, nachdem er 1894 in den Landtag eingetreten war, wurde er zum Präsidenten der Württembergischen Abgeordnetenkammer gewählt. Ich habe viele Präsidenten im Reichs- und

Digitized by Google

Landtag auf dem Präsidentenstuhl amtieren sehen, keinen, der seines Amtes sicherer gewaltet hat. Achtzehn Jahre lang ununterbrochen blieb er Präsident der Württembergischen Abgeodnetenkammer, ohne den Zusammenhang mit dem Reichstag zu verlieren. Die Zeit dieses achtzehnjährigen Konsulats war für Württemberg eine Periode fruchtbarer politischer Reformen. Die Verfassungsreform, die Verwaltungsreform, die Schulreform, die Steuerreform legen dafür geschichtliches Zeugnis ab, und Payer war nicht nur Jahr um Jahr, sondern Tag für Tag auf dem Posten. Er hat den kleinen Sitzungsdienst geebnet und die großen Aktionen geleitet. Er hat in allen kritischen Momenten mit fester und gelenkiger Hand eingegriffen. Nach diesen 18 Jahren beschloß er freiwillig aus dem Landtag auszuscheiden, um in den immer ernster werdenden Zeiten im Reichstag zur Stelle zu sein. Dort hatte er bei dem Versuch des Fürsten Bülow, einen Block zu bilden, der diesen zu Zugeständnissen an die Linke zwang, aktiv und namentlich bei der Schaffung des modernen Reichsvereinsgesetzes energisch mitgearbeitet. Hierbei wiederum ist er dem Staatssekretär Bethmann Hollweg, in dessen Ressort das Reichsgesetz fiel, nahegetreten. Diese Beziehungen, die jedem Einblick in die Schaffensart des Andern gewährten, sind seither niemals abgebrochen worden. Sie erhielten, als Bethmann Hollweg Kanzler wurde, als die Marokkokrisis, der Balkankrieg und der Weltkrieg ausbrach, von selbst ein erhöhtes persönliches und politisches Gewicht. Auch der Reichskanzler erfuhr, was Freund und Gegner im Parlament und Volk wissen: Daß man auf Friedrich Payer bauen kann, weil er weiß, was er will und warum er es will und wie er es will. Der Wert seiner Mitarbeit bisher wie in kommenden Tagen ist unendlich viel größer, als der stenographische Bericht ausweist.

Payer, einer der kraftvollsten Redner, der Temperament, Laune und Gelassenheit in seltener Mischung beherrscht, hat in gleich hohem Maße die große Kunst ausgebildet, ohne Rhetorik still zu wirken. Der Stoff, aus dem er gebildet ist, hat keine Faser von Streberei und keinen Faden von persönlicher Ehrsucht. Das parlamentarische Leben der letzten drei Jahrzehnte war aus Ursachen, die heute nicht zu untersuchen sind, und mit der innerpolitischen Last des Bismarckschen Erbes zusammenhängen, weniger reich an Charakteren, als für Deutschland nützlich war. Gerade deshalb empfindet die öffentliche Meinung Payers Persönlichkeit als hohen Wert. Er hat sie ausgebildet, nicht bloß im politischen und parlamentarischen Leben, sondern auch — das soll nicht übersehen sein — in der Advokatur, die ihm und der er an Kraft viel verdankt, und ferner in der persönlichen Beziehung zu großen Organisationen des deutschen Wirtschaftslebens, die den Wert seines sicheren Rates erkannt haben.

Wenn die deutsche Geschichte einst das große Kapitel schreibt „Von der Frankfurter Paulskirche zur deutschen Realität und zum deutschen Volks-

Digitized by Google

staat", dann wird Friedrich Payer als einer der wichtigsten Mitarbeiter an diesem großen Werk dankbar genannt werden. Herangewachsen in dem Glauben, daß der sicherste Weg zur Einheit durch die Freiheit gehe, hat er, als die Geschichte den anderen Weg zuerst zur Einheit einschlug, nie die Notwendigkeit verkannt, diese Einheit durch die Freiheit zu stärken. Daß hier noch vieles versäumt war, daß diese Säumnis für Deutschland innen und außen ein Nachteil war, das ist die große Erkenntnis, die dieser Weltkrieg unter heißen Schmerzen geboren hat. Um so notwendiger ist, daß das Versäumte rasch nachgeholt werden muß und um so wichtiger, daß Friedrich Payer an diesem Werk noch persönlich mitarbeiten kann. Noch kommende Generationen werden Friedrich Payer dankbar sein, daß er und wie er am Staat in der Stellung des Parlamentariers mitgearbeitet hat, und sie werden es für die Regierungsmethode der letzten fünfzig Jahre charakteristisch finden, daß solche Charaktere nicht mit an die Spitze des Staats gestellt worden sind. Dann hätte manches anders werden können.

Wanderer im Sommer

Von Emil Wiedmer

Das ist mein Glück:
das nimmermüde Schreiten
auf weiß und braunen Wegen,
auf weiß und braunen Wegen,
die irgendwo, sehr fern . . .
im Himmel sich zur Ruhe legen.

Das ist mein Glück:
das Rasten still am Weg
im Schatten matt geneigter Bäume,
die unterm Strahl der Sonne leis erzittern.

Gold rieselt mir durchs Haar,
und Himmelsbläue rinnt in meine Augen.
Und mit dem leichten Spiel des Windes
fliegt meine Seele,
tief verwühlt im Spiel, davon
und wiegt sich in der Ferne froh
ganz nah am Traum.

Digitized by Google

Münchner Kunstsorgen

Wieder einmal ertönt der Ruf: „Münchens Niedergang als Kunststadt" — 1903 ertönte er meines Erinnerns zum letzten Male. Die vor einem Jahre gegründete „Münchener Vereinigung für künstlerische Fragen" stößt selbst den Warnruf aus; oder bedeutet es etwas anderes, wenn sie in ihrer ersten, vor ein paar Tagen veranstalteten Versammlung sich das Ziel steckt, Münchens und Bayerns künstlerische Bedeutung gegen eine weitere Abnahme seines Einflusses zu sichern. Da nun aber Münchens angesehenste Künstler selbst solcher Ansicht sind, bedeutet es hoffentlich keinen Stich ins Wespennest, wenn hier etwas näher nach den Gründen geforscht wird, die zu solcher Abnahme des Einflusses führen.

Zugegeben muß ja als mildernder Umstand von vornherein werden, daß München der Kapitalismus fehlt, der heute wie zu allen Zeiten zur Kunstpflege unbedingt erforderlich ist; denn nur die Reichen können sich alle die schönen Dinge, die da gemalt, gemeißelt und kunstgewerblich hergestellt werden, leisten. München aber ist infolge der ungünstigen geographischen Lage, fernab von Kohlenlagern, kein Anziehungspunkt für Industrie und Handel; und über die Ausnützung der reichen Wasserkräfte, die hier allein einen Umschwung herbeiführen könnten, ist man sich maßgebenden und höheren Ortes noch nicht im klaren; mit dem Einzuge der Industrie ins Land könnten die agrarstaatlichen Verhältnisse Bayerns, und was so damit zusammenhängt, doch einen Stoß erleiden. Das Fehlen einer kapitalkräftigen Schicht aber macht sich überall bemerkbar, bis in die Neuerwerbungen unserer Museen hinein.

Für dieses Fehlen des einen goldenen Kalbes ist ja nun München nicht verantwortlich zu machen. Aber es gibt trotzdem noch einige Sünden, von denen die gute Stadt nicht ganz freizusprechen ist. Nicht so tragisch zu nehmen ist der Wegzug mancher bedeutenden Kraft aus München; denn schließlich bieten die Ausstellungsmöglichkeiten doch stets die Gewähr, daß ich in München die Werke eines Malers ebensogut sehen kann, ob er nun hier lebt oder in Berlin. Etwas anderes ist es freilich, ob z. B. ein Trübner als Lehrer für Berlin gewonnen wird; denn ein solcher Name bedeutet stets eine Anziehungskraft für eine ganze Anzahl junger Talente. Heikel wird aber die Frage nach dem Warum des Wegganges mancher bedeutenden, auch jungen Kraft von München. Es sind da eben gewisse Imponderabilien im Spiel, und an dem Münchner „Spezltum" hat sich schon mancher die Finger verbrannt. Ein wunder Punkt ist aber auch die Münchner Kritik, die alles schön und herrlich findet, wenn es nur aus München stammt. An alles Auswärtige aber wird ein scharfer kritischer Maßstab angelegt. Bezeichnend ist hier die ausgedehnte Preßfehde, die im vorigen Jahre gegen den Deutschen Werkbund anläßlich der Herausgabe des Deutschen Warenbuches unternommen wurde. Man muß ja nicht mit allem, was der Werkbund unternimmt, einverstanden sein, aber man wird anerkennen müssen, daß hier eine große Unternehmungslust, Tatkraft und zielbewußtes Handeln vereinigt sind, alles Eigenschaften, die man in München schmerzlich vermißt. Im übrigen aber war die Stellungnahme gegen den Werkbund eine historisch gar nicht zu begründende; denn das Eintreten für den Kunsthandwerker gegen den

Digitized by Google

Künstler beruhte auf gänzlichem Mißverstehen der geschichtlichen Entwicklung im Kunstgewerbe. Von den Zeiten der Renaissance an — für die früheren Epochen sind die Verhältnisse nicht ganz klar zu durchschauen — war immer der Künstler der entwerfende, der Kunsthandwerker, ein Begriff, den es damals noch nicht gab, der ausführende Teil. Von Dürer, Holbein und Aldegrever über Boucher und Balthasar Neumann kennt man diese Entwürfe für alle Dinge, die man heute als Kunstgewerbe zusammenfaßt. Den Begriff des Kunsthandwerkers hat erst das neunzehnte Jahrhundert mit seiner Kopierung der alten historischen Stile geschaffen.

Es ist oben von der in München mangelnden Unternehmungslust und Tatkraft gesprochen worden; es verhält sich hier wie mit dem Ei des Kolumbus. Die Berliner Jahrhundertausstellung, die Darmstädter Barockveranstaltung, die von Mannheim angeregte Ausstellung von Kriegergräbern sind Veranstaltungen, die nicht im geringsten mit diesen Städten organisch zusammenhängen oder, um deutlicher zu werden, die nicht ebensogut in München hätten stattfinden können. Aber hier fehlt es an einer regen Kunstpflege, d. h. man hält die Ausstellungen in Glaspalast und Sezession, die wahllos zusammenbringen, was im letzten Jahre in München gemalt und auch gemeißelt worden ist, für eine solche. Daß aber einige rührige Städte am Rhein, von Berlin ganz zu schweigen, in systematischer Kunstpflege, in einer Synthese der schaffenden Kunstkräfte, die unendlich viel Anziehendes für das Publikum hat, uns den Rang ablaufen, bemerkt man hier nicht oder will es nicht bemerken.

Wie aber nun die drei mangelnden Faktoren, Kapitalkraft, Selbstkritik und Tatkraft, ersetzt werden können, das ist eine andere Frage. Als Vorschlag zur Besserung sei der verzeichnet, der von Staat und Stadt subventionierte monumentale Gemälde verlangt, die jeder gesehen haben müsse, der über Kunst mitreden wolle. Sapienti sat! Aber um die Schaffung eines Kunstgewerbemuseums wird man nicht herumkommen. Wer weiß, was z. B. das Wiener Kunstgewerbe dem dortigen Museum verdankt, wird wissen, was gemeint ist. Ausstellungen und Vorträge geben Produzenten und Konsumenten Gelegenheit, sich von dem Stande der Dinge an anderen Orten Rechenschaft zu geben. Namentlich die Ausstellungen fremder Erzeugnisse brachten eine Menge Anregungen. Auf Pazaureks Leistungen im Stuttgarter Landesgewerbemuseum sei ebenfalls kurz hingewiesen. Auch die Schaffung einer Münchner städtischen Galerie wird sich nicht umgehen lassen. W. Bode ist zwar gegen solche Museen am Orte einer großen Staatsgalerie, aber zu deren Entlastung wird sie doch nötig sein. Denn der bayerische Staat verausgabt jährlich viele Tausende von Mark für Anschaffung von Bildern, die dann ins Depot wandern, oft mehr als Unterstützung des Künstlers, als weil das betreffende Bild zur Abrundung der künstlerischen Vollständigkeit der Pinakothek nötig wäre. Welcher freie Beruf aber empfängt noch solche Unterstützungen aus Staatsmitteln, die meist den Mittelmäßigen zugute kommen? Allzuviel freilich darf man sich von dem weiteren Ausbau von Museen auch nicht erwarten, schon um deswillen, weil ein solcher viel Geld kostet.

Ob es hier der Münchener Vereinigung für künstlerische Fragen ge-

Digitized by Google

lingen wird, mit Rat und hauptsächlich mit der Tat Wandel und Abhilfe zu schaffen, ist eine andere Frage. Der Vorsprung Berlins ist schon zu groß, und es steht zu befürchten, daß die drei Schilde — das Abzeichen der neuen Gründung — wenig mehr zu decken haben werden. Man hat eben hier allzulange auf den alten Lorbeeren der Tradition sich ausgeruht.

Willy Wensdorp.

Musik

Max-Reger-Gesellschaft

Mit dem Sitze in Leipzig hat sich diese Gesellschaft aufgetan, die nun Freunde des Meisters und seiner Kunst zum Beitritt einladet. Wie es sich nach dem Texte der Einladungsschrift herausstellt, liegt der Zweck des neuen Vereins, zu dessen Gründung man „sich entschlossen" hat, vor allem in der Propaganda Regerscher Werke: „dahin zu wirken, daß die Erkenntnis der Bedeutung dieses Meisters sich Bahn bricht". Zwar ist man sich bewußt — die klingenden Namen und Titel unter der Einladung bestätigen es — „daß diese Erkenntnis auch ohne ihre (der Gesellschaft) Hilfe mal kommen muß, aber . . ." usw. Wir sind uns bewußt, einen gelinden Schrecken ausgestanden zu haben, als wir solches lasen; denn wenn es wirklich heute noch nötig wäre, daß für die Erkenntnis von der Bedeutung Regers erst die Bahn frei gemacht werden müßte, dann müßten „wir Freunde Regers", die wir bei seinem Aufstiege, feste um uns hauend, ihm gefolgt sind, uns sagen, daß unsre Arbeit nicht bloß umsonst gewesen wäre, sondern am Ende gar noch einen Irrtum in sich geschlossen hätte. Falsche Propheten? Der Verdacht läge nahe. Nach mehr als fünfzehnjähriger Propaganda durch Wort und Tat, nachdem man sich für Reger und seine Werke die Finger wundgeschrieben und nachdem diese Werke tatsächlich in allen möglichen Konzerten aufgeführt worden waren: wenn dann immer noch die Erkenntnis von der Bedeutung des Tonsetzers fehlte, dann wäre es vielleicht gar nicht mal so schade, wenn sie überhaupt für alle Zeiten vom „Sich-Bahn-Brechen" ausgeschlossen bliebe! Ja, werden die Herren sagen, für gewisse musikalische Kreise ist diese „Erkenntnis von der Bedeutung" zweifellos vorhanden, aber „die Allgemeinheit"? — Nun, zunächst glaube ich für meine Person nicht, daß Regers Kunst, mit wenig Ausnahmen, jemals „Allgemeingut" werden wird (was übrigens auch gar nicht so unbedingt notwendig ist); und die gedachten Ausnahmen, die neben einigen Liedern wohl hauptsächlich auf dem Gebiete der Kirchenmusik liegen, brauchen keine weiteren Stützen mehr. Um nun „das Verständnis weiterer Volkskreise für die Kunst Regers zu fördern und das Andenken an den Meister, sein Leben und sein Schaffen zu pflegen", was soll da geschehen? Alle zwei bis drei Jahre sollen „Reger-Feste" veranstaltet werden! Uns gruselt es etwas bei dem Gedanken; außerdem zweifeln wir sehr daran, daß mit diesen äußerlichen Mitteln die „weiteren Volkskreise" verständnisvoller werden würden. Arme Volkskreise, wofür müßt ihr nicht alles herhalten! Aber der Verein will noch mehr bringen: in „besonderen Fällen" will er „Vereinigungen und einzelne Künstler durch Beihilfen bei Aufführung Regerscher Werke unterstützen" und „gegebenen Falls" (!) selber Aufführungen veranstalten. Wir müssen gestehen, daß dies Programm

Digitized by Google

etwas mager ist, sehr zweifelhaft in bezug auf den Erfolg und damit doppelt unnütz. Ein Gegenbeispiel: der Hugo-Wolf-Verein, der sich gründete und wirkte, als Wolf kaum bekannt, aber desto mehr schon verketzert war, löste sich vernünftigerweise auf, als die Welt den Komponisten und sein Werk kennen gelernt hatte. Mehr kann solch ein Verein überhaupt nicht tun, als die Bekanntschaft zu vermitteln und für das Werk eines Künstlers durch Wort und Schrift Verständnis zu schaffen; wenn dann die neue Gesellschaft sagt, sie wolle wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten über Reger veröffentlichen, so könnte man sich mit diesem Programmpunkte einverstanden erklären; ebenso vielleicht mit der Herausgabe noch nicht veröffentlichter Werke, obgleich ja das meiste von Reger bereits herausgegeben ist, es aber sicher ist, daß manches davon nicht die Zeiten überdauern, zum mindesten nicht weitere Volkskreise interessieren wird. Was schließlich die Herausgabe von noch nicht veröffentlichten Briefen Regers angeht, so möchte ich, da ich dem Komponisten und Menschen auch etwas wenigstens näher gestanden habe, an dem Erfolge zweifeln und raten, die Briefe Regers lieber seinem berufenen Biographen zur Verwendung anzuvertrauen! — Die wirklich nützliche Tätigkeit der Gesellschaft schrumpfte also auf ein Kleines zusammen. Ihre geplante Haupttätigkeit wird dagegen heute schon erfüllt: die Organisten sorgen für die Orgelwerke Regers in ausgiebiger Weise; jeder gute Geiger spielt jetzt eine seiner Violinsonaten; die Kammermusikvereinigungen vor allem nehmen sich der hervorragenden Trios, Quartette, Quintette in liebevollster und erfolgreicher Weise an; die Pianisten spielen die großen Variationenwerke, die kleineren Stücke liegen zuhause auf dem Klavier gebildeter Musikfreunde, jede Sängerin hat ein paar Reger-Lieder auf dem Programm; auch an den Chorwerken wagen die Dirigenten nicht mehr achtlos vorüberzugehen. Bleiben also die Orchesterstücke, Violinkonzert usw. Nun, da erinnere ich an meinen kurzen Nachruf beim Tode Regers an dieser Stelle mit den Angaben, wieviel von diesen Werken Reger selber von der „Liste gestrichen" hat. Wenn auch damit noch nicht gesagt sein soll, daß wir nun absolut darauf verzichten müßten, so wird doch die Zeit ihr Urteil wieder selber sprechen, wogegen kein Verein und keine Gesellschaft schließlich aufkommen kann. Das aber, was wirklich gelungen ist, wird auch gespielt werden. „Ehrt eure deutschen Meister!" Aber auf die rechte Art. Gründet auch eine Reger-Gesellschaft zu Ehren des Komponisten und um „sein Andenken" hochzuhalten; aber nicht zu dem unnützen Zwecke, seine Werke aufzuführen, sondern etwa die Werke von solchen Komponisten, die gleich ihm etwas Neues zu sagen haben und die, wie er einst, unter schweren Bedingungen sich die Bahn frei machen müssen!

„Dann bannt ihr gute Geister."

Stuttgart Oswald Kühn

Denket unserer Gefangenen!

Unsere in Gefangenschaft geratenen Soldaten — es sind Hunderttausende — sind vielen Leiden ausgesetzt, am meisten aber der Gefahr, in der langen Gefangenschaft seelisch und geistig zu erschlaffen. Außer den vielen Studenten, deren Fürsorge einer besonderen Organisation obliegt, sind ungezählte junge Männer aller

Digitized by Google

Berufe — viele noch Schüler oder Lehrlinge — darunter. Sie alle sollen wieder zurückkehren, sollen weiterlernen, sollen mitarbeiten und mitleben. Was wir irgend tun können, sie in Verbindung mit der Heimat zu halten und zu geistiger Tätigkeit anzuregen, das muß geschehen.

Dazu gehört vor allem die Versorgung mit gutem Lesestoff. An unsere Berner Bücherzentrale, welche speziell für Frankreich sorgt, kommen täglich unzählige Wünsche um Bücher. In letzter Zeit sind monatlich etwa 12 000 Bücher an Gefangene in Frankreich von uns abgesandt worden. Weitaus der größte Teil davon war speziell von den einzelnen Gefangenen gewünscht worden.

Die Angehörigen von Gefangenen, die Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten, die Freunde und Förderer guter Lektüre und Bildung werden herzlich gebeten, diese schöne Arbeit zu unterstützen.

Wir brauchen Geld und brauchen vor allem auch gute Bücher. Schickt uns, was ihr entbehren könnt, sammelt unter euren Bekannten! Stets willkommen sind Bücher folgenden Inhalts: Dichtung und Belletristik aller Zeiten, besonders auch moderne, Bücher über Geschichte, Reisen, Technik, Biographisches — illustrierte Bücher über Kunst — Jahrgänge guter Zeitschriften und Witzblätter.

Der feindlichen Zensur wegen sind Bücher über Politik und Militärisches ausgeschlossen, vor allem jede Kriegsliteratur, sowie Zeitschriften aus der Zeit seit 1914 (bei Büchern bilden neuere Erscheinungsdaten kein Hindernis).

Wir brauchen viel, sehr viel Bücher!

Das Bedürfnis ist ungemein groß, die Zahl der täglich eintreffenden, oft flehentlichen Bücherwünsche wächst beständig. Wohl haben wir längst in allen größeren Lagern Frankreichs Bibliotheken eingerichtet, aber sie genügen längst noch nicht, und außerdem sind für die vielen Zehntausende von Gefangenen, welche außerhalb der Lager in kleinen Abteilungen auf Arbeit stehen, ganz besonders viele Einzelsendungen nötig.

Zuschriften erbitten wir ohne Namen an die „Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene in Bern" (Schweiz), Thunstraße Nr. 23. Postpakete bis 5 kg sowie Frachtstücke gehen spesenfrei, wenn sie als „Kriegsgefangenensendung" bezeichnet sind und die Anschrift tragen: An die Kaiserl. Deutsche Gesandtschaft, Kriegsgefangenenfürsorge (Prof. Woltereck) in Bern, Schweiz.

Als literarischer Leiter der Bücherzentrale Hermann Hesse

Industrielle Kriegsbilanzen

Der Reichskanzler ist befugt, Gesellschaften, bei denen besondere Verhältnisse vorliegen, für die Kriegsdauer von der Bilanzlegung zu entbinden. Diese Erlaubnis wurde Unternehmungen mit vorwiegend ausländischen Interessen, namentlich Schiffahrtsgesellschaften, erteilt. Daneben aber haben mehr oder weniger ausgiebig noch sehr viel andere deutsche Aktiengesellschaften die alten Bilanzierungsvorschriften, wie sie das Handelsgesetzbuch vorschreibt, umgangen. Sie haben zwar nach wie vor ihre Bilanzen veröffentlicht, aber in einer Weise, die recht bedenklich stimmen muß. Das gilt namentlich für

Digitized by Google

jenen sehr ansehnlichen Teil der deutschen Industrie, der im Kriege gut abgeschnitten, die Konjunktur ausgenutzt hat. Man muß geradezu von einer Verwilderung der Bilanzsitten in Deutschland sprechen. Noch nie ist das Bonmot Carl Fürstenbergs, daß Bilanzen dazu da sind, um die Verhältnisse der Gesellschaften zu verschleiern, so wahr gewesen wie heute. Das kommt daher, daß weite Industriezweige derzeit derartig hohe Gewinne erzielen, daß sie sich genieren, das öffentlich zu bekennen. Es wäre ja auch zu peinlich, wenn man zur gleichen Zeit, in der Kleinhändler wegen sogenannter Wucherdelikte auf das schwerste bestraft, ja manchmal ihrer Existenz beraubt und öffentlich gebrandmarkt werden, feststellen könnte, daß große Industriezweige, deren Leiter mit dem Eisernen Kreuz am weiß-schwarzen Bande und allen möglichen anderen Orden ausgezeichnet werden, eigentlich im selben Verhältnis verdienen, nur mit dem Unterschied, daß sich der Gewinnprozentsatz nicht auf kleine Umsätze, sondern auf Millionen bezieht. Aber freilich, das ist ja etwas ganz anderes, denn in Landwirtschaft und Industrie muß ja nach den Worten eines Reichstagsabgeordneten die Produktionsfreudigkeit erhalten bleiben.

Die Bilanzverschleierungen, wie sie jetzt gang und gäbe sind, werden auf verschiedene Weise vorgenommen und haben auch verschiedene Zwecke. Die Technik geschieht in der Weise, daß man nicht zusammengehörige Dinge mit einer Zahl ausweist, also etwa unter den Posten Schulden (Kreditoren) allerhand Reserven mischt, dann aber namentlich durch Minderbewertung oder gar Weglassung wichtiger Aktiva. Barbestände werden auf ein Minimum abgeschrieben, sämtliche Neuanschaffungen unter Unkosten gebucht, für Wertpapierbestände der denkbar niedrigste Kurs angenommen, auf gute Außenstände ungebührlich hohe Abbuchungen vorgenommen und dergleichen mehr. Die Gründe derartiger Bilanzverschleierungen sind verschieden. Zunächst will man häufig die Begehrlichkeit der Aktionäre nicht allzu sehr reizen — das ist noch der anerkennenswerteste Grund, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft eben in vorsichtiger Weise für die Zukunft vorbauen und für die kommenden schwierigen Zeiten durch die Bereitstellung entsprechender Mittel gerüstet sein will. Aber auch die Begehrlichkeit anderer als der eigenen Aktionäre will man möglichst ausschalten. Man denkt da zunächst an die Arbeiter, ferner an die Konkurrenz und schließlich an den Steuerfiskus, und dieses Motiv ist gar nicht genug zu brandmarken. Denn heute, wo wir daran denken müssen, wie man auf die gerechteste Weise die aufgetürmte Schuldenlast verzinsen und tilgen will, ist es ein geradezu unerträglicher Gedanke, daß Gesellschaften, die durch den Krieg enorme Gewinne haben ansammeln können, sich etwa durch Bilanzierungskunststücke von der Kriegsgewinnsteuer drücken könnten. Es wird sehr gewiegter Steuerbeamter bedürfen, um da immer hinter alle Kunstgriffe zu kommen.

Daß übrigens selbst die weitgehendsten Abschreibungen nicht genügen, um die Gewinne zu verdecken, ergibt sich aus einer Untersuchung der „Frankfurter Zeitung", die für die beiden ersten Kriegsjahre die Bilanzen von 416 Industriegesellschaften auf ihre Resultate untersucht hat. Daraus ergibt sich, daß beispielsweise im Jahre 1915 bzw. 1915/16 trotz einer Steigerung der offenen Abschreibungen von 289 auf 593 Millionen sich der Reingewinn von 578 auf 892 Millionen erhöht hat und an Dividenden an Stelle von

Digitized by Google

405 Millionen vor dem Krieg 543 Millionen ausgeschüttet werden konnten. Daneben sind dann noch die Rückstellungen aus dem Reingewinn mit 268 Millionen mehr als doppelt so hoch gewesen als im letzten Friedensjahr (damals 118 Millionen). Dabei sind in dieser Berechnung auch eine Reihe von Industrien enthalten, die unter dem Krieg gelitten haben, wie beispielsweise die Zement- und Hotelindustrie. Betrachtet man einzelne von der Kriegskonjunktur besonders begünstigte Unternehmungen, so ist die Verschiebung noch viel krasser. So haben beispielsweise die 16 maßgebenden Pulverfabriken trotz einer Verdoppelung ihrer Abschreibungen immer noch ihren Reingewinn mehr als vervierfachen können, nämlich von 10,5 auf 45 Millionen, und wie die Schwerindustrie abgeschnitten hat, ergibt sich aus den Ziffern der 13 maßgebendsten Eisen- und Stahlwerke, die nach Abschreibungen von 48 gegen 30 Millionen Mark nicht weniger als 57 gegen 27 Millionen verdient haben.

Dabei berücksichtigt diese Berechnung erst die Bilanzen bis Mitte 1916. In der Zwischenzeit haben sich in sehr vielen Industrien die Gewinne noch ganz anders entfaltet, und man kommt da nicht immer mit einfachen Dividendenerhöhungen aus, sondern man muß allerhand Kunstgriffe anwenden, um überhaupt seine Gewinne an den Mann zu bringen. Hierher gehört die Ausschüttung eines besonderen Bonus, die in der Weise erfolgt, daß man neben der Dividende noch einmalige Sonderausschüttungen gewährt, oder aber man verwässert die Bilanz dadurch, daß man trotz glänzender Ergebnisse zu ganz niedrigen Kurs neue Aktien ausgibt, oder sogar noch weiter geht und aus vorhandenen aufgestapelten Reserven den Aktionären die neuen Aktien zahlt, also gegen den Geist der deutschen Gesetzgebung Gratisaktien ausgibt.

Man liebt es bei uns, mit einem gewissen Recht übrigens, über die unsoliden amerikanischen Finanzverhältnisse zu spotten. Aber vielleicht können gerade in bezug auf die Kriegsgewinne die Amerikaner sagen: Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Denn man hat vor einiger Zeit gehört, daß drüben der Plan besteht, jetzt, nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten sind, den Gesellschaften den Maximalverdienst zu beschränken. Auch die Engländer sind in dieser Beziehung besser vorgegangen als wir. Dort ist jetzt die Kriegsgewinnsteuer auf 80% erhöht worden. Bei uns aber wird munter weiter dick verdient, ohne daß die Regierung und der Reichstag sich zu jener Maßnahme haben aufraffen können. Es ist höchste, allerhöchste Zeit, daß da etwas geschieht.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Stockholm

Von Dr. Paul Lensch, M. d. R.

Bedeutet der Kongreß in Stockholm die Wiederaufrichtung der Internationale? Es gibt Leute, die da glauben, daß auf ihm die Gegensätze so scharf aufeinanderplatzen werden, daß die letzten Ruinen der alten Internationale dabei in die Luft fliegen würden. Die russische Revolution, diese Tochter der deutschen Siege, hat die Situation für die Westmächte derartig verschlechtert, daß nunmehr auch die Sozialisten dieser Länder endlich „reif" geworden sind, um auf einem internationalen Sozialistenkongreß zu erscheinen. Hätten die Renaudel und Genossen noch irgendwelche Aussicht, Deutschland niederzuwerfen und ihm den Frieden zu diktieren, so würden sie auch heute noch jeden Gedanken, sich mit den „Boches" an einen Tisch zu setzen, mit Entrüstung von sich weisen. Immerhin ist nunmehr auch die Mehrheit der französischen Sozialisten so weit, wie bereits eine Kundgebung des französischen Verwaltungsrats vom 13. Mai besagte, sich „an einer baldigen internationalen Versammlung" zu beteiligen. Das ist sicherlich ein Fortschritt, und ihm zuliebe wird man um das oratorische Rankenwerk, mit dem der Ausschuß seinen Beschluß umkleidet hat, leichter herumkommen. Denn wenn es nach der französischen Mehrheit ginge, dann müßte in Stockholm lediglich die Frage geprüft werden, welche Regierungen und welche sozialistischen Parteien an diesem Kriege „schuld" seien. Herr Renaudel ist sich natürlich mit seinen Freunden darüber einig, daß die deutsche Sozialdemokratie die eigentliche Verbrecherin ist. Und daß die Schuldige in Stockholm in Sack und Asche Buße tun und moralisch gestäupt werden soll von dem internationalen Synedrion des Sozialismus, das ist nach ihm der eigentliche Zweck des Kon-

Digitized by Google

gresses. „Diejenigen deutschen und österreichischen Sozialisten, die sich zu Mitschuldigen der verbrecherischen Regierungen gemacht haben und fortfahren, es zu sein, müssen von der Internationale abgeurteilt und aus ihrer Mitte entfernt werden," also heißt es mit bezaubernder Kindlichkeit in dem Beschluß des Verwaltungsrats. Aber damit nicht genug. Die Abgesplitterten, also die Gruppe um Ledebour und Bernstein, müssen sich verpflichten, falls sie in Zukunft noch die Ehre genießen wollen, von den französischen Mehrheitssozialisten noch als Sozialisten anerkannt zu werden, nunmehr auf schnellstem Wege in Deutschland die Revolution zu machen. „Die Internationale wird also feierlich erklären müssen, daß nach dem Beispiel Rußlands das imperialistische Deutschland einem demokratischen Deutschland Platz machen muß, ausgestattet mit einem Regime der Freiheit. Die Internationale wird deshalb auf diese Notwendigkeit der deutschen Revolution diejenigen Sozialisten verpflichten müssen, die den Grundsätzen der sozialistischen Aktion treubleiben wollen." Der Leipziger Volkszeitung, dem Zentralorgan derer um Ledebour und Bernstein, ist bei dieser Zumutung der französischen Sozialisten doch nicht ganz geheuer, und sie beklagt sich, daß die französische Mehrheit sich die Sache sehr leicht mache. Durch derartige Verpflichtungen könnten keine Revolutionen gemacht werden. Wenn sich demnach Bernstein und Ledebour weigern, die deutsche Revolution zu machen, so werden sie in Stockholm das Los der deutschen Mehrheitssozialisten teilen müssen, von denen es in dem Beschluß der französischen Mehrheit wörtlich heißt, die Internationale solle „die schuldigen und treubrüchigen Vertreter des österreichischen und deutschen Sozialismus in den Anklagezustand versetzen".

Man könnte bei solchen Worten glauben, es nicht mit Männern, sondern mit Kindern zu tun zu haben. Allein man darf nicht vergessen, daß das Ganze nur die Maskierung des Rückzuges bedeuten soll, den die Renaudel und Genossen aus einer unhaltbar gewordenen Stellung antreten müssen. Sie werden auf dem Kongreß erscheinen, und das übrige wird sich finden. Immerhin beweist

Digitized by Google

die Tonart, die hier angeschlagen ist, daß in Stockholm zunächst noch keineswegs ein allgemeines „brüderliches Händeschütteln" vor sich gehen wird. Auch die französische Minderheit, die schon seit längerer Zeit für den Zusammentritt eines internationalen Kongresses wirkt, hat das keineswegs etwa aus Rücksicht auf den internationalen Sozialismus getan, sondern lediglich aus Rücksicht auf die Interessen Frankreichs. Ihr Wortführer Longuet setzte im Populaire du Centre Ende August 1916 sehr deutlich auseinander, daß er nicht eine Verständigung mit Deutschland, sondern eine „möglichst schallende Niederlage" des deutschen Imperialismus wünsche. Er trete für die Berufung eines internationalen Kongresses ein, weil er sicher sei, daß ein derartiger Kongreß die tiefsten Sympathien für Frankreich aussprechen und dessen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen kräftig unterstützen würde. Er konnte sich dabei auf die Haltung einer Konferenz berufen, die die Sozialisten der neutralen Länder im August 1916 im Haag abgehalten hatten.

Inzwischen freilich ist ein ereignisreiches Dreivierteljahr vergangen. Der Enttäuschung an der Somme ist die Enttäuschung an der Aisne gefolgt. Der verschärfte U-Bootkrieg und vor allem die russische Revolution haben die Hoffnungen Longuets auf die „möglichst schallende Niederlage" Deutschlands wiederum weit hinausgeschoben. Das Verlangen auch der französischen Massen nach Frieden ist so stark, daß sich ihm selbst die französische Sozialdemokratie nicht mehr in den Weg stellen kann. Sie ist bereit, nach Stockholm zu gehen, weil sie muß, selbst auf die Gefahr hin, daß der Kongreß mehr dem Frieden und der Verständigung, als dem kriegerischen Triumphe Frankreichs dienen sollte.

Nachdem der französische Nationalrat zu Pfingsten formell den Beschluß des Verwaltungsrats vom 13. Mai bestätigt und die Reise nach Stockholm beschlossen hatte, ist nunmehr Herr Ribot dazwischengetreten und hat den Delegierten der französischen Partei die Pässe verweigert. Was die französische Sozialdemokratie auf diesen Schlag in ihr Gesicht antworten wird, ist zunächst ihre Sache. Wie gemeldet ist, hat die Kammer der Regierung mit großer Mehrheit

Digitized by Google

gegen 50 Stimmen das Vertrauen erklärt. Daraus würde hervorgehen, daß ungefähr die Hälfte der sozialdemokratischen Fraktion an der Vertrauenskundgebung für Ribot aktiv beteiligt gewesen ist. Vor sechs Wochen noch verlangte die französische Sozialdemokratie unter dem Vorgeben, daß die deutsche Regierung die Friedensbrecherin und das Hindernis des Friedens sei, von der deutschen Sozialdemokratie „entscheidende Handlungen". Das muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die Haltung der französischen Sozialisten richtig beurteilen will.

Was unter diesen Umständen aus dem Kongreß von Stockholm werden soll und was er leisten kann, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen. Jedenfalls wird die Entscheidung des Herrn Ribot den Kongreß nicht verhindern — die Verhandlungen haben schon lange begonnen —, wohl aber ist sie imstande, das Ansehen Frankreichs bei den aufrichtig den Frieden erstrebenden Sozialisten Rußlands schwer zu erschüttern.

Die Männer, die sich in Stockholm zusammenfinden, werden die Entdeckungen machen, daß sie nicht mehr dieselben sind wie einst.

Sie waren alt und doch nicht mehr die Alten.

Die einstigen Revolutionäre und Umstürzler sind inzwischen zum großen Teile entweder selber Mitglieder oder Vertrauensmänner ihrer Regierungen geworden oder die von ihnen vertretenen Parteien haben Vertreter ins Ministerium gesandt. Vor allem aber hat das furchtbare Erlebnis des Krieges mit allen seinen Schrecken und Enttäuschungen tiefe Spuren im Geiste aller Beteiligten hinterlassen. Man wird abwarten müssen, wie sich die gereifte Erfahrung in Stockholm bei der neuen Fühlungnahme der alten Internationalisten bemerkbar machen wird.

Nur bei einem der nach Stockholm Gehenden wird von alledem keine Rede sein, bei dem deutschen Sozialisten Eduard Bernstein. Er ist der alte liebenswürdige und zum Teil fanatische Pazifist und Utopist geblieben, der er im Grunde seines Herzens immer gewesen ist. Zu den reinen Höhen, in denen er zu schweben ge-

Digitized by Google

wohnt ist, hat der Hauch der Grüfte dieses Krieges nicht heraufzureichen vermocht. Soeben hat er einen Band größtenteils bereits veröffentlichter Aufsätze unter dem Titel: „Sozialdemokratische Völkerpolitik, die Sozialdemokratie und die Frage Europa" herausgegeben, die das Gesagte bestätigt. In den eigenen Reihen wurde Bernstein eigentlich niemals so völlig ernst genommen, und stets umfloß ein leiser Schimmer versöhnender Komik die ehrwürdige Gestalt, wenn sie mit prophetischer Beredsamkeit Englands Freiheit und Deutschlands Knechtschaft schilderte. Dafür galt Bernstein in der bürgerlichen Welt um so mehr, und das Ausland vollends hatte sich daran gewöhnt, in ihm die edelste Verkörperung des deutschen Sozialismus zu erblicken. Es war kein Zufall, daß der Landesverräter Weill, der frühere sozialistische Abgeordnete von Metz, seinen jetzigen Parteifreunden in Paris die deutsche Sozialdemokratie schilderte mit den Worten: „Sie sind alle Esel, nur der einzige Bernstein ist zuverlässig."

Was das oben erwähnte Buch Bernsteins angeht, so gilt wie für alle seine Schriften auch von ihm der Satz: eine angenehme Lektüre ist es nicht. Die eigentümliche Veranlagung des Autors, die man übrigens häufig bei deutschen Gelehrten und Theoretikern findet, und zwar um so häufiger, je gelehrter und theoretischer sie sind, nämlich eine an sich einfache Sache höchst kompliziert zu machen, spiegelt sich auch in diesen Artikeln wider. Im übrigen sind sie weniger für die Sache als für die Psychologie ihres Autors aufschlußreich, und das ist bei der Stellung, die Herr Bernstein in der geistigen Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie eingenommen hat, immerhin interessant genug. Bernstein repräsentiert vollkommen einen gewissen Typus der deutschen sozialistischen Vergangenheit, der durch die ähnlichen Schicksale, die ihre Träger hatten, herangezüchtet wurde. Das Exil im Auslande machte sie zu feurigen Bewunderern der ausländischen „Demokratie", ihr mangelnder historischer Sinn raubte ihnen den Blick für die Wirklichkeiten dieser Erde und machte sie leicht zu Opfern von Utopisten und Propheten, ihre meist kleinbürgerliche Herkunft sowie

Digitized by Google

der noch sehr unentwickelte politische Reifegrad aller deutschen Verhältnisse brachte es mit sich, daß sie an alles in der Politik wie im geschichtlichen Werden der Völker und Klassen den Standpunkt moralischer Entrüstung herantrugen, wie es denn kein Zufall war, daß von dieser Generation als Muster der Geschichtschreibung gern der alte Schlosser oder Buckle gerühmt und empfohlen wurde. Die marxistische Methode, die Dinge zu betrachten und zu bearbeiten, blieb ihnen immer wesensfremd und im Grunde unheimlich. Sie bot ihrem Bedürfnis nach moralischer Deklamation einen gar zu engen Spielraum. Deshalb ist der Durchbruch zum Revisionismus, zu dem dieser Typus kam, viel weniger etwa das Ergebnis gesteigerter Einsicht, als vielmehr ihrer Charakteranlage. Der Revisionismus war hier Naturbedingung. Bei Eduard Bernstein ist das besonders deutlich. Als junger Mann schließt er sich in Berlin den Bewunderern von Eugen Dühring an, dessen Radikalismus in Byron und Shelley, in Marat und Babeuf und den Männern der Kommune seine Ideale sah. Später wird er der literarische Beirat am Höchberg, jenes warmherzigen Menschenfreundes, der sein Vermögen im Interesse der Partei opfert und dem doch der Sozialismus stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Den Augenblick, wo das Sozialistengesetz erlassen wird und die Partei sich im furchtbarsten Kampf um das nackte Leben befindet, hält er für geeignet, um scharfe Kritik an der Partei zu üben und ihr zu sagen, daß sie sich ihr Schicksal zum Teil selber zuzuschreiben habe. So ist der spätere Revisionismus Bernsteins, der so viel Sensation machte, eigentlich nur eine Rückkehr zu seiner Jugendliebe und Naturanlage und nicht etwa die Umwandlung des Saulus zu einem Paulus. Man muß es Bernstein zugestehen: er ist sich stets treu geblieben, und auch seine Haltung im Weltkriege, die ihn in die merkwürdige Nachbarschaft von Ledebour gebracht hat, widerspricht dem nicht. Das geht deutlich aus den Aufsätzen seiner „Völkerpolitik" hervor. Da finden wir alle jene Eigenarten wieder, die seiner nunmehr zur Rüste gehenden Generation den Stempel aufdrückten: die moralisierende

Digitized by Google

Betrachtung der brutalen Weltgeschichte, mangelnder Respekt vor Tatsachen, das Bemühen, das eigene Land zu belasten und das feindliche weißzubrennen. Seinen sittlichen Mut wird jeder anerkennen und sich zugleich sagen: dieses mangelnde politische Verständnis ist in dieser Reinkultur eigentlich nur in Deutschland möglich.

So kann Eduard Bernstein in der Tat von sich sagen: ich habe durch diesen Krieg nichts gelernt und nichts vergessen. Doch wenn in Stockholm etwa ein Vertreter ausländischer sozialistischer Parteien in Bernstein den treuesten Typus eines deutschen Sozialdemokraten erblicken sollte, so könnte man ihm nur antworten: Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Zuweilen hat man den Eindruck, als ob die teilweise unerhörten Zumutungen, die ausländische Sozialisten in der Kriegszeit der deutschen Sozialdemokratie zu machen wagten und — wie das Beispiel der französischen Mehrheit beweist — auch heute noch machen, nur möglich seien, wenn man im Ausland annehme, die gesamte deutsche Sozialdemokratie sei eine Bernsteinsammlung. Sollte das wirklich der Fall sein, so würde gerade der Stockholmer Kongreß den ausländischen Sozialisten beweisen, daß sie sich irren. Heute geht Eduard Bernstein als ein Vertreter einer in Deutschland einflußlosen und geschichtlich erledigten Sekte nach Stockholm. Die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie ihrerseits werden sicherlich auf dem Kongreß alles tun, was denkbar ist, um dem Frieden zu dienen, wie die deutsche sozialdemokratische Partei von Beginn des Krieges an die einzige Sektion der früheren Internationale eines am Kriege beteiligten Landes gewesen ist, die jedes ihr zugängliche Mittel zur Anbahnung des Friedens zu benutzen versucht hat. Aber wir sind gewiß, unwürdigen Zumutungen wird sie zu begegnen wissen.

Digitized by Google

Neue Schätze der Scholle

Von R. H. Francé, Direktor des Biologischen Instituts, München

Als vor mehr denn zwei Menschenaltern Liebig mit seiner neuen Theorie der Pflanzenernährung zuerst die deutschen, dann die Welternten rund um ein Drittel ihrer Erträge erhöhte, fiel sein Lebenswerk in eine Welt, die ihm eigentlich keinen Dank wußte dafür. Landwirtschaft war um 1850 und 1860 kein Wort von feinem Klang. Das war die Welt, aus der man herausstrebte. Industrie lockte mit neuen Zauberklängen. Nicht nur, weil sie ein ausländisches Schlagwort, also Musik war für deutsche Ohren, sondern weil sie der Weg schien zum neuen Reichtum. Die Rechnung war so unendlich einfach. Wenn einer fünfzigtausend Mark besaß in einem Gütchen, war er noch nicht einmal ein Krautjunker, und mit seiner Bodenrente von sechs vom Hundert mußte er noch selber Bauernarbeit verrichten. Mit „fünfzig Mille", wie der neue, damals aufgekommene Jargon einfacher sagte, konnte man leicht eine Fabrik errichten und darin irgend was herstellen. Etwa Hosenknöpfe oder Schnallen oder Spielzeugschachteln. Das Was war gleich, denn alles florierte. Und wer nicht eine Verzinsung von 20% herausschlug aus dem Fabrikchen, war ein Stümper. Aber auch der ungeschickteste, vom Ackerfeld zur Industrie übergegangene Bauer war schon ein Fabrikant, also ein Herr mit städtischen Bedürfnissen und neuzeitlichen Ideen.

Und so entstand eine Welt, in der die alte biedere Mühle zur Dampfmühle ausgebaut wurde, und, weil die mehr Korn fraß, als die Äcker der Gemarkung je lieferten, einen Besitzer hatte der für Getreideimport schwärmte, wodurch dann langsam eines der fruchtbarsten Länder der Welt mit einem großen Bevölkerungsüberschuß es als selbstverständlich fand, daß es ein volles Drittel seines „täglichen Brotes" vom Ausland kaufen und jedes Jahr zwei Millionen fremder Arbeitshände ins Land rufen mußte zur Bestellung der Scholle.

Darum wußte das Deutschland, in dem Herr Fabrikant Müller seinen gemütlichen Landonkel Biedermeier verleugnete, dem Deutschen der das Größte für die Wohlfahrt seines Volkes geleistet hat, eigentlich gar keinen Dank.

Man hat den Mehrertrag der Ernten, die durch die Anwendung der Liebigschen Theorie zu gewinnen waren, auf jährlich drei Milliarden geschätzt. Es gibt also keine menschliche Tat, die dauernd der Menschheit so viel Segen gebracht hat als diese, denn bei aller Verachtung des Mammons — es sind doch drei Milliarden ebensoviele tausend Millionen Mark zur Errichtung von Schulen, zum Ankauf von Kunstwerken, zur Linderung von Not und zur

Digitized by Google

Förderung von Wissenschaft. Ich weiß nicht, ob es zu weit geht, wenn man sagt, die ganze moderne Kultur ist erst durch diesen Überschuß möglich geworden — aber ich weiß, daß Liebig außer in München und Darmstadt noch kein Denkmal hat, Rossini aber in Italien allein 27, daß dafür zu seinen Lebzeiten die bayerischen Bischöfe am Hofe vorstellig wurden, um seinen Abschied zu erwirken, den sie allerdings nicht bekamen. Warum sie das taten? Einer der Hauptgründe ihres Vorgehens war, daß Liebig tatsächlich ein Ausländer war. Er stammte nämlich aus Hessen ...

Heute leisten wir in Gedanken seinen Manen Abbitte. Und würden jede Würde auf den Mann häufen der uns nochmals die Ernten um ein Drittel zu steigern lehrte. Es gibt nicht nur ein Rad der Geschichte, sondern auch eines der Kultur, das sich dreht und Vergangenes wiederbringt. Der Sohn des Herrn Fabrikanten Müller hat drei Jahre lang statt Drahtstiften Zünder fabriziert und hat jetzt entdeckt, daß er eigentlich vom Lande stammt. Er ist jetzt daran, wieder ein Gut zu kaufen, und meint, bei den ungeheuren Preisen aller Bodenprodukte in ehrlicher Entrüstung, es sei doch eine Schande, daß unser guter, von uns so tapfer verteidigter deutscher Boden nicht alles das hervorbringe, was sich so gut verkaufen läßt. Das müsse anders werden — dafür werde er sorgen.

Und er wird wirklich dafür sorgen. Denn das ist das Gute an dem Herrn Fabrikanten und baldigen Rittergutsbesitzer Müller, daß er wirklich arbeitet und ein heller Kopf ist, durch dessen Rastlosigkeit und Geld sein ganzes Volk, in dem ja so ein Kopf nur ein Pünktchen ist an einem ganzen Sternenhimmel, wieder reich und groß wird, mag es erleiden, was es will.

Er kann aber auch dafür sorgen. Denn in einer glücklichen Fügung haben auch die Nachfolger Liebigs in der Bodenkunde neue Tatsachen entdeckt, die ernstliche Hoffnung auf weitere Steigerung der Bodenrente erwecken.

Um das verständlich zu machen, muß ich um ein wenig Geduld für chemische Vorkenntnisse ersuchen.

Die Getreidepflanze — und darin unterscheidet sich die Zuckerrübe ebensowenig von ihr wie die Gemüsepflanze und der Obstbaum — entzieht dem Boden zweierlei: Mineralstoffe und Stickstoff. Was sie sonst noch zum Leben braucht, bereitet sie sich selbst.

Die Mineralstoffe mangeln ihr nie. Aus ihnen besteht ja die Erdrinde. Um aber eine gute, vielfältige Ernte zu erzielen, muß man den Pflanzen Stickstoff geben. Man kann letzten Endes aus dem Boden nur das herausholen, was man zuvor hineingetan hat. Auf diese Formel läßt sich die Lehre Liebigs in höchster Vereinfachung bringen.

Er lehrte uns den Stickstoff als Dünger, nicht nur als Stallmist, sondern als Kunstdünger in den Boden bringen, und die Erträgnisse gaben ihm recht.

Digitized by Google

Wir lernten auch diesen Stickstoffdünger nicht nur als Chilisalpeter von Amerika zu kaufen, sondern ihn aus der Luft selbst zu bereiten, und das ist eine Entdeckung, die sich in den nächsten Jahrzehnten tausendfach bezahlt machen wird.

Aber wir lernten noch einiges dazu. Daß nicht nur die Quantität des Stickstoffes, sondern die Art, wie er im Boden vorhanden ist, den Pflanzen seine Aufnahme erschwert oder erleichtert und dadurch die Ernte beeinflußt.

Die Getreidewurzeln und ihre Genossen können Stickstoff nur dann aufnehmen, wenn er als Nitrat vorhanden ist; sie können nur dann richtig arbeiten, wenn der Boden aus gleichmäßigen feinen Krümelchen besteht, zwischen denen reichlich atembare Luft vorhanden ist.

Gute Verteilung der Nitrate, Krümelung, Durchlüftung — das sind die drei Hauptfaktoren guter Ernten. So sagt die moderne Bodenkunde es in einem kurzen Satz.

Wie macht man also Nitrate, wie krümelt man die Ackerscholle, wie bringt man Luft in den Boden? So fragt daher der moderne Landwirt die Wissenschaft um Rat. Einiges davon hatten ja schon seine Vorväter gelernt, aus bloßer Erfahrung, ohne jede Wissenschaft. Zum Beispiel das Pflügen und Eggen. Man zerkleinert die Bodenschollen und durchlüftet sie auch damit. Auch die Nitratherstellung übte man auf eigene Weise. Man setzte mit der Bestellung für ein Jahr aus, ließ den Acker brach liegen und erlebte dann eine reichere Ernte.

Das aber waren und sind primitive Mittel, denen die künstliche Zufuhr von Nitraten in Form von Salpetersalzen bedeutend überlegen war. Aber auch sie hat ihre Grenzen. Sowohl aus botanischen Gründen wie wegen der Kosten. Diese Grenze ist heute erreicht. Wer uns eine neue Art der Nitratvermehrung im Boden nachweist, die sich natürlich vollzieht, dem wird als Lohn eine noch mehr gesteigerte Ernte winken.

Man zeigte uns nun vor einiger Zeit einen solchen Weg.*) Kurz vor dem Kriege. Nun, da die große Ablenkung all unserer Aufnahmefähigkeit durch ihn wieder vorbei, ist es Zeit, davon zu reden.

Die natürliche Nitratbildung im Boden schlägt nach diesen neuen Feststellungen folgenden Weg ein:

Alle in den Boden gelangenden Pflanzen- und Tierleichen unterliegen einem Zerfallprozeß, an dem vornehmlich Bakterien beteiligt sind. Durch sie werden hochmolekulares Eiweiß in einfache Stickstoffverbindungen und Gase, die Kohlenhydrate in Kohle abgebaut; das Fett bleibt erhalten oder wird in einfacheres zerspalten. Schließlich bleiben durch die Tätigkeit dieser

*) Vgl. R. H. Francé, Das Edaphon. Untersuchungen über bodenbewohnende Mikroorganismen, München. 8°.

Digitized by Google

Bodenbakterien wohl Nitrate übrig, aber sie sind dann auf wenige Stellen im Boden beschränkt und nicht, wie es die Pflanzenwurzeln brauchen, aufs feinste gleichmäßig verteilt.

Durcharbeiten des Bodens nutzt, das weiß jeder, der nur ein Stückchen Garten sein eigen nennt. Wenn er es bisher nicht wußte, so versteht er von nun an, warum „des Ackermannes Schweiß den Acker düngt". Aber alles Schaufeln, Pflügen, Hacken und Rigolen ist grobe Arbeit. Sie schaffen wohl Schollen, nicht aber Krümchen, in denen alle Bestandteile in mikroskopischer Feinheit durcheinander gemischt sind. Und darauf kommt es doch besonders an.

Da kann nur die Natur helfen. Sie hilft durch zwei Faktoren, denen man ebensogut Denkmäler errichten könnte wie den Vätern der Landwirtschaft. Nämlich durch den Regenwurm und das Edaphon.

Das klingt fast humoristisch, ist aber ernste Wissenschaft. Die Regenwürmer sind für die Landwirtschaft überaus wichtig. Man darf weder ihre Zahl noch ihre Arbeit unterschätzen. In einem Hektar Boden leben an 50000 bis 100000, und jeder einzelne davon wühlt und gräbt den ganzen Tag und die Nacht dazu, frißt, solange er lebt, ununterbrochen Erde und gibt sie verdaut, das heißt in feine Körnchen aufgelöst, von sich. Das ist ein vaterländischer Hilfsdienst erster Ordnung. Aber es ist noch nicht die ganze Arbeit.

Der Regenwurm arbeitet immerhin noch im groben. Er hinterläßt wohl Krümel, aber noch nicht von solcher Feinheit, daß sich die zartesten Wurzelhaare ihrer bemächtigen können. Dann vermehrt er den Stickstoffgehalt des Bodens in keiner nennenswerten Weise. Und schließlich — und das ist das bedauerlichste: er ist im Waldboden häufiger als im Acker. Namentlich in noch wenig gepflegten Böden stellt er sich ungern ein, darum sucht er besonders die Gartenerde auf und wird darin in seinem Übereifer durch gelegentliches Zerbeißen von Wurzeln sogar schädlich. In einer ganzen Anzahl Böden sind fast oder gar keine Regenwürmer vorhanden, und dennoch sind sie fruchtbar.

Es muß also außer dem Regenwurm noch etwas im Boden geben, das ihn durcharbeitet, mit Nitraten anreichert und durchlüftet.

Dieses Etwas sind winzige Tiere und Pflanzen, die darin so zahlreich sind, daß in einem Kubikmeter Ackerboden von mittlerer Fruchtbarkeit gegen zweihundert Milliarden Individuen geschätzt werden können. In jedem Fingerhut voll fruchtbarer Erde leben Hunderttausende. Es sind merkwürdige, oft abenteuerlich gestaltete und reizende Geschöpfe darunter. Tierchen, gestaltet wie unsere weißen Blutkörperchen, die in winzigen Gehäusen wohnen, reizende goldbraune Pflänzchen, die in Kieselschalen eingeschlossen sind, Pilzfäden und grüne Algen, sich hastig windende Fadenwürmer, heftig umherstrudelnde Rädertiere und allerkleinste Insekten. Sie leben nicht nur miteinander, sondern, wie das in der Welt der Lebendigen nun schon einmal

Digitized by Google

üblich ist, auch voneinander. Einer frißt den anderen. Die Pflanzen dienen den Tieren zur Weide, und die kleinen fallen den größeren zum Opfer. Sie alle zusammen werden als Edaphon bezeichnet, um diese Kleinwelt in ihrer Tätigkeit auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Dieses Edaphon ist es, auf das sich alle Hoffnungen der neuen Landwirtschaft gründen. Die eine Hälfte des Edaphons besteht aus Pflanzen. Die produzieren reichlich Sauerstoff und stickstoffhaltige Substanzen. Sie bereichern den Boden mit Nitraten und durchsetzen ihn mit Sauerstoff. Die Tiere wühlen zwischen den Bodenkrümeln und fressen sie. Weil sie selbst klein sind, verwandeln sie das Aufgenommene in allerfeinste Körnchen; durch ihre Beweglichkeit schaufeln sie diese Krümelmasse aber ständig durch. Vom Groben bis zum Allerkleinsten und Feinsten ist da für jede Art von Bodenbearbeitung gesorgt. Und schließlich, indem sie alle nur wenige Stunden leben, sich vermehren und dann absterben, durchsetzen sie den Boden in jedem seiner Stäubchen mit Stickstoffsubstanz und gewährleisten damit eine ideale Verteilung der Nitrate.

Da haben wir also die drei Haupterfordernisse einer guten Ernte erfüllt: Das Edaphon besorgt mit den Bodenbakterien die Anreicherung des Bodens mit Nitraten und deren gute Verteilung, sie sind die Ursachen der feinsten Krümelbildung und die Durchlüfter. Was sie leisten, wird im gröberen wiederholt vom Regenwurm. Dann kommt noch der Mensch, ackert und eggt, düngt und bewässert, ohne zu ahnen, daß der Hauptteil seiner Arbeit längst getan ist, bevor er sich um den Acker kümmerte. Die Üppigkeit von Wald und Flur auf „jungfräulichem" Boden hätte es ihm längst verraten können, daß die Fruchtbarkeit durch seiner Hände Arbeit nur gesteigert, nicht aber geschaffen wird.

Erst seitdem man das Edaphon kennt, versteht man eine Reihe alter landwirtschaftlicher Erfahrungen richtig. So hat der Ausdruck Bodengare erst jetzt seinen durchschaubaren Sinn. Roh ist ein Boden, in dem sich wenig Edaphon befindet, „gar" wird er durch die heimliche Arbeit der in ihm verborgenen Kleinwelt. Die Brache ist nichts anderes, als daß man durch die Bodenruhe dem Edaphon Gelegenheit gibt, sich zu vermehren und den Boden anzureichern. Es hat sich gezeigt, daß die Fruchtbarkeit und die Menge des Edaphons in unmittelbarem Zusammenhang stehen. In der Lybischen Wüste fand ich im „Areggebiet", d. h. in den völlig unfruchtbaren Sanddünen, kaum eine Spur von Edaphon; in der arabischen Wüste, wo sich Dornensträucher da und dort in Wâditälchen ansiedeln, lebt im Boden schon die Kleinwelt; im Niltal selbst, wo der Acker drei- und viermal jährlich hundertfältige Frucht trägt, ist die Bodenkrume von einer Organismenfülle belebt, wie ich sie sonst nicht kenne,

Digitized by Google

obwohl ich von Turkestan bis Frankreich, von der Nordsee bis Neapel Hunderte von Böden durchforscht habe.

Je mehr Edaphon da ist, desto fruchtbarer kann der Boden sein. Dieser einfache Satz ist vorläufig das erste greifbare Resultat der neuen Bodenkunde. Aber schon das erweckt berechtigte Hoffnungen.

Nicht nur deswegen, weil man jetzt durch die biologische Bodenanalyse viel mehr sichere Anhaltspunkte hat zur Beurteilung, welche Art von Bebauung für einen bestimmten Boden taugt. (Zuckerrübenböden haben anderes Edaphon als Weizenböden, diese anderes als Kartoffeläcker oder Gartenland), sondern weil es möglich erscheint, das Edaphon im großen zu züchten, sein Gedeihen zu begünstigen und den Boden mit den wertvollsten Organismen zu impfen. Schon heute geschieht das mit ausgezeichnetem Erfolg mit gewissen Bodenbakterien, also den einfachsten Mitgliedern der Edaphongesellschaft. Andere werden folgen, und es wird sich neben die Bodenchemie des Liebig eine bodenbiologische Technik gesellen, die — daran kann man schon heute nicht mehr zweifeln — den alten Böden gesteigerte Ernten zu entnehmen vermag und sie dennoch ewig kräftig und jung erhält.

Dafür aber wird die neue Welt nach dem Kriege mehr Dank wissen als die Generation vor sechzig Jahren der alten Bodenchemie. Denn wenn irgendeine Zeit, so braucht die unsere die Schätze, die noch immer ungehoben in der Scholle der Heimat schlummern.

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

(Fortsetzung)

Ich darf einer edlen Persönlichkeit nicht vergessen, die von größtem Einflusse auf das patriarchalische Leben in der Gemeinde war und ihm ein besonderes Gepräge gab.

Ich meine den geistlichen Rat Joseph Aloys Daisenberger, der manches Jahrzehnt Pfarrer in Oberammergau war und als hoher Achtziger dort starb. Von ihm ist die gegenwärtige Fassung des Passionsspieltextes sowie eine vortreffliche Geschichte des Dorfes, die man im 20. Bande des Oberbayerischen Archives findet. Außerdem hat der würdige Herr einige vaterländische Schauspiele verfaßt, die seinen Ammergauern Gelegenheit boten, ihre schauspielerischen Talente zu üben.

Ich habe noch eines gesehen und dabei meinen Onkel Hans Lang als ritterlichen Herzog von Bayern ziemlich lange Sätze sprechen hören.

Digitized by Google

Daisenberger war das Urbild eines gütigen Priesters, über dessen Lippen nie ein hartes Wort kam, nie ein unduldsames, und der mit einem stillen Lächeln es ruhig dem Leben überließ, stürmische Meinungen zu glätten.

Er kümmerte sich nicht um Ansichten, sondern um das Schicksal eines jeden, er war Freund und Vater in jedem Hause, immer bereit zu helfen.

Die Gemeinde hat ihm auf dem Friedhofe ein Denkmal errichtet.

Die wohlgetroffene Büste ist von dem Bildhauer Otto Lang modelliert, der als Sohn des Mühlbartl Sebastian aus einer alten Ammergauer Schnitzerfamilie stammt.

Mehr noch als das Denkmal ehrt den edlen Daisenberger die Erinnerung an ihn als den Schutzgeist Ammergaus, eine Erinnerung, die manches wohltätige Beginnen veranlaßte und ihm die rechte Weihe gab.

Ich habe den alten Herrn noch gut gekannt.

Wenn meine Mutter zu Besuch im Verlegerhause weilte, durfte ich ihm die „Augsburger Abendzeitung“ bringen, die er täglich von meinen Verwandten erhielt.

Er hatte stets ein gutes Wort für mich, den er getauft hat, ein Umstand, der meiner Mutter zur Hoffnung und Beruhigung diente, wenn es bei mir im Aufwachsen nicht immer schnurgerade nach oben ging.

Weil ich nun das Denkmal Daisenbergers erwähnte, will ich beifügen, daß auch dem Altbürgermeister Oberammergaus, meinem Oheim Hans Lang, dem vielgerühmten Kaiphas des Passionsspieles, ein solches errichtet werden soll, das wiederum Otto Lang modelliert und in München zur Ausstellung gebracht hat.

Es wird ausgeführt werden, wenn es wieder Bronze für diese Zwecke geben wird.

Der Bürgermeister Lang hat es wohl verdient um sein Heimatdorf, das für ihn die große und kleine Welt gewesen ist. Ich glaube nicht, daß irgendein Ereignis auf dem theatro mundi, über das er sich weltklug und behaglich zu verbreiten wußte, sein Inneres je so gewaltig aufregte, wie etwa die Besetzung der Rollen im Passion, und kein Eingriff in die Menschenrechte konnte ihm so verbrecherisch erscheinen wie der Versuch, den Text des Spieles zu ändern und „dem modernen Empfinden anzupassen“.

Ein Versuch, den eingewanderte Schöngeister mehrmals unternehmen wollten.

Aber dagegen erhob sich immer der Zorn des Volkes, und Kaiphas führte eine so drohende Sprache, wie vor dem Statthalter Pontius Pilatus.

Er war ein behaglicher und braver Mann, mit einem lebhaften Temperament begabt, gescheit und bildungsbeflissen, der als Jüngling in der Ambronia aus dem Wissensquell schöpfte, als Mann jedem törichten Zwange abhold

Digitized by Google

blieb und sich, während er sich gern unterrichtete, doch nach dem Goetheschen Rezepte auf das Nächste beschränkte und Tüchtiges leistete.

Ammergau darf sich glücklich schätzen, wenn es auch künftig Männer findet, denen die Heimat so viel und alles gilt wie ihm.

Den Mittelpunkt im Dorfe wie den Mittelpunkt im Leben vieler mir teurer Menschen bildete das Verlegerhaus von Georg Langs sel. Erben.

Wie ich schon oben erwähnte, ging früher, besonders im achtzehnten Jahrhundert, der Handel mit Ammergauer Waren durch ganz Europa wie auch nach Nord- und Südamerika. In vielen Städten des Auslandes bestanden Handelshäuser und Niederlagen der Ammergauer, so in Kopenhagen, Petersburg, Moskau, Amsterdam, Cadix, Lima u. a., und der Ammergauer Kraxenträger ging seine Wege durch vieler Herren Länder.

Das Sterbebuch der Gemeinde weist nach, daß überall in der Welt Leute aus dem Dorfe tätig waren, bis sie ferne von der Heimat starben. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege stockte der Handel, die Niederlagen im Auslande wurden größtenteils aufgegeben. Dafür wurden in Ammergau selbst Verlagshäuser gegründet, das bedeutendste von Georg Lang.

Dessen Sohn Johann Lang hat nach 1815 als rühriger und umsichtiger Geschäftsmann den Handel wieder in Flor gebracht, sich selber einen großen Wirkungskreis geschaffen und eine sichere Existenz gegründet.

Das hätte auch dem Fremden und Uneingeweihten das stattliche Haus verraten. Wie es dastand, mit weit ausladendem Schindeldache, darauf die großen Steine, nur zwei Stockwerke hoch, aber in die Länge gedehnt, glich es einem behäbigen Bauernhofe, aber dem Eintretenden sagten schon die prachtvolle geschnitzte Türe mit Handelsemblemen, der gewölbte Gang, die breite Treppe, daß er sich in einem ansehnlichen Bürgerhause befinde.

Gute Stiche schmückten die Wände des Treppenhauses, und der in schönen Verhältnissen angelegten Zimmer und vermittelten den Eindruck, daß sich einige Generationen hier mit Geschmack wohnlich eingerichtet hatten. Zu ebener Erde waren ineinandergehend vier geräumige Läden, in denen mit Rokokoornamenten verzierte Glaskästen standen, die manches wertvolle Stück der Ammergauer Kunst enthielten.

Zwei Läden waren angefüllt mit Spielwaren, Puppen, Pferden, Botenfuhrwerken, Bogen, Pfeilen und Armbrusten, Hampelmännern und vielem anderen.

Man stelle sich einen Knaben vor, der, aus der Risser Einsamkeit kommend, plötzlich vor diesen angehäuften Herrlichkeiten stand, und man wird verstehen, wie heute noch der Eindruck in mir so stark nachlebt, daß für mich das Verlegerhaus der Inbegriff einer schönen Behaglichkeit geblieben ist.

Digitized by Google

Zu Anfang der fünfziger Jahre hatte Eduard Lang, der Sohn von Johann Lang, Anwesen und Geschäft übernommen und die Schwester meiner Mutter geheiratet.

Er muß ein edler, liebenswerter Mensch gewesen sein, denn viele Jahre nach seinem Tode — er starb schon 1859 — war die Erinnerung an ihn im Dorfe wie in der Familie lebendig. Meine Mutter hat mir oft die Redlichkeit seines Charakters und seinen feurigen, begeisterungsfähigen Sinn gerühmt.

Seine Witwe, der die Sorge für die sechs Kinder oblag, blieb zeitlebens eine stille Frau, die ich immer ernst sah; sie genoß in ungewöhnlichem Grade Liebe und Verehrung, nicht zuletzt von seiten meiner Mutter. Ein verhaltener, gedämpfter Ton von Trauer blieb an dem Hause haften; nicht so, daß er störend gewirkt hätte, aber doch so, daß kein lautes Wesen aufkommen konnte.

Behaglich blieb es bei alledem, und wenn der Herr Oberförster Thoma aus der Riß zu Besuch kam und im Kreise der vielen älteren und jüngeren Damen seine lange Pfeife rauchte — eine bemerkenswerte Vergünstigung —, dann gab es auch lebhafte Fröhlichkeit.

Mein Bruder und ich haben als junge Holzfüchse erfahren, wie viele erzieherische Talente in erwachsenen Cousinen stecken, denn sie verwandten einige Mühe auf die Glättung unserer Manieren.

Aus einem anregenden Kreise, in dem sie wohlgelitten war und herzliche Freundschaft gefunden hatte, trat meine Mutter im Jahre 1857, um ihrem Ehemanne nach Piesenhausen bei Marquartstein zu folgen.

Mein Vater hatte nach Pflicht und Brauch beim König Max um eine Audienz nachgesucht, und meine Mutter erzählte mir noch viele Jahre später mit Lächeln und Erröten, daß der König ihm zur Wahl der Gattin Glück gewünscht und gesagt habe, er sehe wohl, daß seine Revierförster einen ausgezeichneten Geschmack verrieten.

Der König kam fast alljährlich nach Ammergau, und da mag es wohl geschehen sein, daß ihm beim festlichen Willkommen die Töchter des Schwabenwirtes Blumensträuße überreicht hatten.

Daß er sich daran erinnerte und dem jungen Forstmanne diese herzliche Freude bereitete, zeigte seine Güte und seinen Takt, die ihn, wie der alte Riehl erzählt, ganz besonders auszeichneten und ihm alle Herzen gewannen.

In Piesenhausen lebten meine Eltern mehrere Jahre in glücklicher Ehe, der zwei Kinder, mein Bruder Max und meine Schwester Marie, entsprossen.

Mein Vater fand alles Behagen am häuslichen Herd; es ist ihm treu geblieben und er hat es wohl zu würdigen gewußt.

Ein wertgeschätzter Freund wurde ihm der Pfarrer von Grassau, der ein passionierter Jäger war, und einer von den prächtigen geistlichen Herren, die Max Haider verewigt hat. Man erzählte von ihm, daß er einmal beim Messe-

Digitized by Google

lesen die Wandlung vergessen habe, weil vor der Kirche das Jagdhorn zum Aufbruch blies. Ich habe aber die Geschichte so oft über den und jenen Pfarrer erzählen hören, daß ich sie für erfunden halte. Sie war wohl bezeichnend für den Jagdeifer der Herren.

Die schärfere Richtung, die später kam, hat den harmlosen Freuden ein Ende gemacht, und sie hat, wie mir erzählt wurde, dem geistlichen Rat in Grassau weh genug getan.

Als er schon hochbetagt war, hetzte ein junger Kooperator die Bauern gegen ihn auf, indem er seinen Eifer oder gar seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zog, und es fanden sich wirklich Leute, die dem gütigen Manne bei einer Katzenmusik die Fenster einwarfen zum Danke für viele Wohltaten, die er den Armen erwiesen hatte.

Damals aber, in den fünfziger und sechziger Jahren, freute man sich an den Pfarrern, die fröhliche Junggesellen waren, jeden Spaß in Ehren gelten ließen und sich beim Scheibenschießen und Jagen offenbar tüchtig zeigten.

Denn in allen Darstellungen spielt der Hochwürdige niemals etwa so wie der Landrichter, Assessor oder Lehrer eine komische Figur.

Im Jahre 1861 wurde mein Vater als Revierförster nach Partenkirchen versetzt. — Er hatte darum nachgesucht, wohl auch auf Bitten meiner Mutter, die sich glücklich fühlte, als sie wieder ins Werdenfelser Land und in die Nähe der Ammergauer Heimat kam.

Während der vier Jahre, die meine Eltern in Partenkirchen blieben, gab es vornehmlich zwei Ereignisse, von denen uns später erzählt wurde. Das eine war der große Brand, bei dem die Hälfte des enggebauten Dorfes in Asche gelegt wurde, das andere die berühmte „letzte Bärenjagd im Wettersteingebirge“. — Sie ist mehrmals in Zeitschriften geschildert worden, obwohl sie ohne rechten Schluß blieb. Denn Meister Petz entkam, wenn auch schwer angeschossen, und verendete vermutlich in irgendeiner unzugänglichen Schlucht.

Einem alten Förster, der mit dabei war, kam der Bär auf dreißig Schritte, aber es versagten ihm die beiden Schüsse seines Kugelzwillings; die Kapseln brannten leer ab. — Daß er Ruhm und Schußgeld verlieren mußte, verdroß den Alten so schwer, daß er wochenlang gemütskrank war und kein anderes Wort als lästerliche Flüche über die Lippen brachte.

Sobald ihm ein Bekannter begegnete, schrie er ihm von weitem zu: Brauchst nix red'n ... woaß scho ... woaß scho ... Himmel ... Herrgott ... Nur durch Anwendung von Alkohol gelang es ihm nach und nach, sein seelisches Gleichgewicht wiederzuerlangen.

In Partenkirchen lernte mein Vater den Münchner Kunstmaler Julius Noerr kennen, der ihm in der Folgezeit ein lieber Freund geworden ist.

Ich besitze von ihm einige Aquarelle, die ich sehr hoch schätze.

Digitized by Google

Er war als Landschafter von Eduard Schleich beeinflußt und malte auch Genrebilder, die von Kennern sehr geschätzt wurden.

Er ist in der Heimat nicht nach Verdienst bekannt, weil er seine Bilder fast ausnahmslos nach London verkaufte, an einen Kunsthändler, mit dem er einen Generalvertrag abgeschlossen hatte.

Er besaß ein Können, das freilich in jener Zeit mehr verbreitet und notwendige Vorbedingung war. Mit billiger Genialität durfte man sich damals nicht hervorwagen; um das zu ermöglichen, war lange Vorarbeit der segensreichen Kritik notwendig. In dem alten, noblen München, dem Pocci, Schwind, Spitzweg, Schleich, Lier, Riehl, Kobell, Lachner und manche andere das Gepräge gaben, mußte einer was können, der aus der Reihe hervortreten wollte, und sie alle, die etwas konnten, waren vornehm und hätten sich das laute Geschrei der Markthelfer verbeten.

Noerr war späterhin ein regelmäßiger Sommergast in der Vorderriß, und obgleich er sich nicht viel mit uns abgab, wurden wir Kinder ihm besonders anhänglich. — Es war eine vielbegehrte Gunst, ihm beim Malen zusehen zu dürfen. — Seine Freundschaft hat meinem Vater viel gegolten, und seine Kunst hat ihn in bescheidenem Maße selber zum Schaffen angeregt.

Zu einigen Zeichnungen Noerrs, die in „Über Land und Meer" erschienen sind, hat er die Texte verfaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Tag im Gebirg

Von Hermann Hesse

Singe, mein Herz, heut ist deine Stunde!
Morgen, da liegst du tot:
Sterne scheinen, du siehst sie nicht,
Vögel singen, du hörst sie nicht —
Singe, mein Herz, solang deine Stunde loht,
Deine flüchtige Stunde!

Sonne lacht überm sternig flimmernden Schnee,
Wolken ruhen fern überm Tale im Kranz,
Alles ist neu, alles ist Glut und Glanz,
Kein Schatten drückt, keine Sorge tut weh.
Atmen tut wohl, Atmen ist Seligkeit,
Ist Gebet und Gesang,
Atme, Seele, öffne der Sonne dich weit
Deine flüchtige Stunde lang!

Digitized by Google

Süß ist Leben, süß ist Wonne und Schmerz,
Selig jede verstäubende Flocke im Wind,
Selig bin ich, ich bin der Schöpfung Herz,
Bin der Erde und Sonne geliebtestes Kind
Eine Stunde lang,
Eine lachende Stunde lang,
Bis die Flocke verstiebt im Wind.

Singe, mein Herz, heut ist deine Stunde!
Morgen, da liegst du tot:
Sterne scheinen, du siehst sie nicht,
Vögel singen, du hörst sie nicht —
Singe, mein Herz, solang deine Stunde loht,
Deine flüchtige Stunde.

Auch ein Zeichen der Zeit?

Vor kurzem ist ein Mann gestorben, der einst in der Öffentlichkeit ganz Deutschlands — oder besser: in den Zeitungen aller größeren Städte und in oberflächlichsten Stadtkreisen — eine Rolle spielte. Er kam von einer ernsten Schauspielbühne, ging aus Eitelkeit zum Brettl über und nannte sich den König der Boheme, obgleich er vom Bohemien genau so wenig an sich hatte wie vom König. Bis er zum ödesten Skandalmacher wurde und von der Bildfläche verschwand. Jetzt lebte sein Name noch einmal auf. Die „Münchener Neuesten Nachrichten", ein ernstes und einflußreiches Blatt, widmen ihm zwei Spalten. Sie charakterisieren ihn richtig als einen „Hanswursten", versuchen mit keinem Worte seine Albernheiten zu beschönigen. Aber sie tun ihm den Gefallen, noch einmal Reklame für ihn zu machen. — Hat wirklich in dieser Zeit äußerer und innerer Kämpfe und Entscheidungen eine Zeitung keine dringlichere Verwendung für das beschränkt vorhandene Papier? Glaubt die Schriftleitung wirklich, mit diesem Nachruf einem Bedürfnisse ihrer Leser im Lande und an der Front nachzukommen? Oder meint sie, daß der pathetische Hanswurst irgendeine Bedeutung für die Kultur und das Geistesleben Deutschlands gehabt habe — oder gar haben könnte? Jetzt fehlte nur noch, daß die gesammelten „Dichtungen" veröffentlicht würden! Als der Reichstag vom Regierungstische die Zusage erwirkte, daß auch die Presse als „im vaterländischen Hilfsdienst tätig" anerkannt werde, hat er doch wohl an anderes gedacht. B. H.

Moderne Kritik

Die letzte Nummer einer angesehenen und führenden deutschen Zeitschrift enthält einen Aufsatz über sechs Bücher, der folgendermaßen beginnt: „Sechs Bücher von sechs Autoren gemeinsam besprechen, kann heißen: sie auf ihren geistigen, zeitlichen, künstlerischen Generalnenner zu bringen; die unbewußte Sub-

Digitized by Google

jektivität des Beurteilers rückt sie in eine nahezu gleiche Beleuchtungslage oder gruppiert sie auf Gegensätze, die verbinden. Zeitliche Gemeinsamkeit schließt häufig die geistige in sich. Aus der Forderung: Triumph des Fleisches über den Geist wurde „Lucinde" symptomatisch, Schlegel repräsentativ, zeitlich und geistig. Für Erlösung aus Lust und Blut durch den Geist (die Werte oder nur die Wege sind umgekehrt, das Ziel bleiben die faustischen Quellen) fand Meyrink heute die Formel einer metaphysischen Figur. Stellt der Beurteiler dieser sechs Bücher den Refraktor entsprechend ein, so kann er statuieren, daß diese sechs Dichter ihren Trieben: in sich alle kosmischen Urstrahlungen zu sammeln, um Totalität zu werden, in metaphysische Figuren kleiden, die als dämonische Kräfte die Welt ihrer Gestalten lenken."

Das steht in einer führenden deutschen Zeitschrift ... Um so etwas zu schreiben, stellt man sich vor, wie der „Kritiker" mit beiden Händen je auf einem Trichter etwa und je auf einer Tintenflasche sich aufstellt, kopfunten. In metaphysischem Bogen biegt er, sehr repräsentativ, seinen Leib nach hinten um sich selber, streckt den Kopf zwischen den Beinen durch und wickelt seine Knie mit dämonischer Emsigkeit um seine Ellbogen. Mehrere Male. Auch den Hals wirbelt er so viele Male um sich herum, bis das Hirn ganz kosmisch aufgerührt ist und urzustrahlen beginnt. Daraufhin ergreift er mit faustischen Lippen die Feder, tunkt sie in das Tintenfaß und bricht sich auf diese Weise nicht einmal den Halswirbel. Das erscheint dann dem Leser so wunderbar, daß er sich ohne einen einzigen Doppelpunkt und gar nicht faustisch sagt, was Götz von Berlichingen, bevor er in Jagsthausen das Fenster zuschlägt, dem kaiserlichen Hauptmann und dem Publikum im Theater gegenüber nur zwischen den Zähnen zu ersticken wagt. Denn bei allem Expressionismus hat der gesunde Menschenverstand auch seine Nerven.

Norbert Jacques

Bruno Franks Requiem *)

Eine tiefe, bange Schwermut tönt von bebender Lippe aus diesem „Requiem", gesungen um eine jung dahingegangene Freundin. Auf- und abbegehrende Klage eines Früh-Beraubten. Ehe dies Leid ihn schlug, hießen ihm „Vergehen und Werden ein Spiel" und „große Worte waren seine Speise". So hat ihn sein persönliches Menschen- und Dichterschicksal reif gemacht für das Ungeheure, Furchtbare, vor das sich heute die ganze Menschheit plötzlich gestellt sieht. Und Requiemstimmung durchzittert und durchklingt auch die Gedichte von 1915 bis 1916. Ein tiefes Grollen „um all das helle, leichte Knabenblut, das die alte Erde durstig schlürft, daß ein neues Brot uns werde". Eine aus allem Schmerz, aus aller Verzweiflung aufstöhnende Zukunftshoffnung:

„Daß ein Korn die Völker nähre,
Süß zu essen, ohne Neid,
Daß aus Streit und Weltenleid
Liebe, Liebe sich gebäre!"
— — — — — — — — — —
„Daß ein Menschenangesicht
Wieder wert und heilig werde!"

Es gehört heute viel Mut dazu, als bereits anerkannter, moderner Autor sein Ethos und Pathos künstlerisch-menschlich so schlicht und einfach auszusprechen.

*) Berlin, Erich Reiß Verlag, 1917.

Digitized by Google

Ohne Spiegelpose. Ohne Podiumsgeste. Ohne Schreibtischfeuerwerk. Ohne lyrische Scheinwerferakrobatik.

Dafür sei dem Dichter gedankt: für diesen lauten Mut, für diese stille Schönheit.

Von den Gedichten, die zwischen dem „Requiem" und den auf den Krieg bezüglichen Gedichten entstanden sind, ist noch nicht alles „reine Lyrik". Die Eigenart Bruno Franks läßt ihn manchmal — hie und da auch in den anderen Gedichten — der Versuchung nicht widerstehen, seine starke formale Begabung, seinen dialektischen Reichtum — souverän spielen zu lassen. Es entstehen dann formenschöne, gedankengesättigte Gebilde, deren Klang — man fühlt es — der Dichter sich gerne hingibt, wie dem Raunen und Rauschen einer schöngefaßten Quelle. Und Wasser rinnt durch unsere Finger, wenn auch kristallreines Quellwasser.

Doch wer weiß —: oft fehlt es nur an unterirdischem Antrieb, und plötzlich steigen sie auf, sind sie da, die köstlichen Blutgebilde aus Menschenland: „lyrische Gedichte" genannt — ein Wunder, wie alles Geschaffene, das Schöpfer und Sinn nur ahnen läßt.

München. Eugen Albu

Eine Kleiststudie

Heinrich von Kleist ist eine so eigenwüchsige, markant geprägte Persönlichkeit, daß ihm gegenüber laue Einstellung unmöglich ist, daß er den Betrachtenden herausfordert zu Liebe oder Haß. — Während etwa über Lessing, Goethe, Schiller, Grillparzer längst eine gewisse Stetigkeit des Urteils Platz gegriffen hat, steht Heinrich von Kleist noch immer, so als wäre er ein Lebender, mitten zwischen Apologie und Polemik.

Apologetisch ist auch der Grundzug der neuen Schrift über Heinrich von Kleist, die uns jüngst Max Fischer gab (Stuttgart, J. G. Cotta, 1916). Diese Schrift wuchs fraglos aus einer großen Liebe zu der Persönlichkeit des Dichters und gelangt von ihr aus oft zu einer sehr subjektiven Einstellung, etwa wie in dem Konflikt zwischen Kleist und Goethe. Überhaupt stört in Fischers Studie eine noch unausgeglichene Diskrepanz zwischen der tieferen Absicht, in der der Autor sein Problem formen wollte, und der Art, wie es Gestalt geworden. Über dem harmonischen Grundakkord leidenschaftlicher Liebe zu einer großen Persönlichkeit vergangener Zeit mißstimmt als Dissonanz die historische Detailfülle einer referierenden literargeschichtlichen Pedanterie. So fühlt man, daß das Beste, was der Autor zu geben hätte, das innerliche Nacherleben der dionysischen Vermessenheit Heinrich von Kleists wohl in einzelnen schönen Takten ahnungsvoll aufklingt — ich denke hier an die Stellen über den „Robert Guiskard", über die „Penthesilea", über Kleists Tod —, daß ihm aber die dem Erlebnis kongeniale Form einer gewaltigen Symphonie fehlt. Als einen unorganischen Mißgriff muß man empfinden, daß der Autor das Preußische in Heinrich von Kleist mit allzu starker Nachdrücklichkeit hervorhebt, ja oft bis zum Widerspruch mit dem eigentlichen Grundgedanken seiner Schrift betont.

Wohl ist in Heinrich von Kleists Erscheinung das Preußische mitbestimmende Substanz, das Entscheidende ihrer Wesenheit aber ist das, was offensichtlich auch im Brennpunkt von Fischers Interesse steht: das Überzeitliche des Problems

Digitized by Google

„Kleist", die prometheische Vermessenheit des dionysischen Menschen, der, wie Robert Guiskard, mit der Kraft seines Willens die eherne Notwendigkeit seines Schicksals zu zerbrechen sucht. Gegenüber diesem metaphysischen Kern der überragenden Persönlichkeit Heinrich von Kleists ist das Preußische nur empirische Peripherie. J. Landau (Heidelberg)

A. E. G.

Wenn heute ein Finanzsachverständiger die Aufgabe erhielte, ein halbes Dutzend der interessantesten Finanzunternehmungen der Welt aufzuzählen, so würde er neben der Standard Oil Co., der Canadian Pacific-Bahn und der Deutschen Bank wohl kaum die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft vergessen. Nicht nur ihre Bedeutung, sondern auch ihr merkwürdiger Aufbau bieten eine Unmenge der interessanten Probleme; ihren finanziellen Aufbau völlig erschöpfend klarzulegen, könnte freilich nur in einer recht umfangreichen Abhandlung gelingen — so mannigfach ist die Zahl der Tochter- und Enkelunternehmungen. An diese Dinge wird man jetzt wieder erinnert durch einen namentlich im Krieg eigenartigen Vorfall innerhalb des Konzerns: die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft kündigt mit einer recht merkwürdigen Begründung die Erhöhung ihres Grundkapitals um 16 auf 200 Millionen Mark an. Die Begründung dafür ist folgende: Das älteste Tochterunternehmen der A.E.G., die Berliner Elektrizitätswerke (B.E.W.) hat ihrerseits wieder ein sehr junges, aber wichtiges Tochterunternehmen gegründet, die Elektrowerke A.-G. Es handelt sich dabei um ein Objekt von ungefähr 45 Millionen Mark; diese Elektrowerke-A.-G. hat die Aufgabe, in dem immer größer werdenden Bitterfelder Braunkohlenbezirk die Interessen der A.E.G. zu vertreten. Sie hat dort mächtige Braunkohlenbergwerke erworben, und auf diesen wurde eine nicht minder mächtige Elektrizitätszentrale errichtet. Diese sollte ursprünglich auf dem Wege der Fernleitung die Weltstadt Berlin billig mit Strom versorgen. Als das zunächst auf einige Schwierigkeiten stieß und der Krieg ohnehin neue Kraftquellen für die Kriegsindustrie notwendig machte, wurde der dort gewonnene Strom hauptsächlich an die Reichswerke für die Herstellung von Kalkstickstoff abgegeben. Nun behauptet die A.E.G. — und zweifellos mit Recht —, die unvorhergesehene Teuerung übersteige die Kosten der Kohlenförderung derart, daß das Erträgnis bei weitem hinter den Erwartungen zurückbleibe und deshalb das junge Unternehmen mit Verlust arbeiten müsse. Man wolle nun nicht, daß die B.E.W. die Nachteile dieser Erscheinung zu tragen habe, und ziehe es vor, für sich selbst, also die A.E.G., das Risiko zu übernehmen, da ja bei der A.E.G. durch die Fülle von anderen, zum größten Teil recht rentablen Interessen eher ein Ausgleich möglich sei als bei den B.E.W. mit ihrer schmaleren Basis. Diese Motivierung dürfte kaum die wahren Beweggründe enthalten. Diese liegen vermutlich viel tiefer, denn an und für sich hat die A.E.G. keinerlei Gründe, eine derartige besondere Rücksicht zu üben, und zwar aus folgenden Gründen nicht. Die Berliner Elektrizitätswerke sind seinerzeit von der damals noch sehr jungen A.E.G. ins Leben gerufen worden, um für ihre Fabrikate einen Großabnehmer zu finden. Die B.E.W. hatten nämlich ursprünglich die Aufgabe, die Stadt Berlin mit Elektrizität zu versorgen. Sie besaßen zeitweise wohl die

Digitized by Google

größten Stromanlagen der Welt. Ihre Bedeutung ergibt sich daraus, daß sie neben 20 Millionen Vorzugsaktien noch 44,10 Millionen Stammaktien besaß. Nun ist während des Kriegs ein Vertrag fällig geworden, wonach die Stadt Berlin das Recht hat, diese hauptstädtischen Stromanlagen aus den Händen der B.E.W. zu übernehmen. Die Stadt hat von diesem Recht Gebrauch gemacht und der B.E.W die Anlagen zu dem vertraglich festgesetzten Preise von 130 Millionen Mark abgekauft. Damit war an und für sich die eigentliche Aufgabe der B.E.W. in Wegfall gekommen. Man wollte sie aber weiterbestehen lassen und hat dann ihr neben anderen Aufgaben auch die Entwicklung des Braunkohlengebiets übertragen. Damals aber schon, es war vor rund zwei Jahren, hatte die A.E.G. auch angeblich mit Rücksicht auf die Aktionäre der B.E.W. diesen vorgeschlagen, ihre Stammaktien doch gegen solche der A.E.G. umzutauschen. Tatsächlich sind von den 44,10 Millionen Aktien annähernd 35 Millionen Mark umgetauscht worden. Die A.E.G. hatte damals, um diesen Umtausch vornehmen zu können, ihr eigenes Aktienkapital von 155 auf 184 Millionen Mark erhöht. Wenn nun heute die A.E.G. ihrer Tochtergesellschaft wiederum einen großen Posten ihrer eigenen Aktien zur Bezahlung des Braunkohlengeschäfts hingibt, so ergibt sich eine paradoxe Situation: Die A.E.G. hat in ihrem Kassenschrank 80 % der B.E.W.-Aktien. Die B.E.W. aber besitzt hinwiederum über 16 Millionen A.E.G.-Aktien. Mit anderen Worten, auf dem Umweg über die B.E.W. ist die A.E.G. ihre eigene Großaktionärin! Es sind also insgesamt während des Krieges 45 Millionen neue A.E.G.-Aktien geschaffen worden, die angeblich nur den Zweck haben, ein Institut des Konzerns mit Hilfe des andern zu stützen. Bei dem hohen Kurs der A.E.G.-Aktien — im Steuerkurszettel waren sie mit 220 % angegeben — bedeutet das neue Aktien im Werte von rund 100 Millionen Mark. Diese Werte nun sind teils in der Form von A.E.G.-Aktien, teils in der Form von B.E.W. bei den Gesellschaften und warten nur auf den Augenblick, in dem sie dem Publikum angeboten werden können. Und jetzt haben wir den vermutlichen wahren Grund der ganzen Transaktion: diese Hin- und Herschiebereien sollen der Rathenaugesellschaft neues Geld bringen. Vom Standpunkt der Gesellschaft selbst ist das durchaus verständlich. Denn wer Großes will, muß große Mittel haben. Es ist aber auf der anderen Seite eine glatte Umgehung, um nicht zu sagen Verhöhnung dessen, was die Regierung in Zukunft auf dem Kapitalmarkt beabsichtigt: in einem kürzlichen Aufsatz: „Zwangsrationierung der Effekten", wurde an dieser Stelle auseinandergesetzt, daß nach dem Kriege alle kapitalbedürftigen Staaten, Städte, Industrien und Banken nur einen beschränkten Teil ihres wirklichen Kapitalbedarfs werden befriedigen können, daß hier, ähnlich wie jetzt bei den Nahrungsmitteln, eine Zwangsrationierung eintreten wird. Die A.E.G. weiß das ganz genau, sie umgeht das auf die eben geschilderte Weise. Damit bleibt sie freilich nur ihren — von ihrem Standpunkt aus ausgezeichneten — alten Prinzipien, sich rechtzeitig, bevor die anderen daran denken, mit enormen Geldmitteln zu versehen, treu. Kurz vor dem Kriege schon hat sie in dieser Richtung etwas ganz Ähnliches gemacht. Damals erhielt sie die Konzession auf den Bau einer großen Untergrundbahn in Berlin. Bevor die hierfür gegründete Gesellschaft richtig eingetragen war und jahrelang, bevor die für die Bahn benötigten Mittel — sie wurden damals auf

Digitized by Google

19 Millionen geschätzt — benötigt wurden, schritt die A.E.G. schon dazu, einen erheblichen Teil der für die Gesellschaft nötigen neuen Werte zu verkaufen. Das gilt namentlich von den 22,5 Millionen Mark Vorzugsaktien dieser Gesellschaft, der A.E.G.-Schnellbahn-Aktiengesellschaft. Es war ein Vorgang, der seinesgleichen in der deutschen Finanzgeschichte nicht kennt. Der Effekt dieser Transaktion war, daß die A.E.G. zu Anfang des Krieges förmlich in Geld schwamm, daß ihr (nach dem Geschäft mit der Stadt Berlin) nicht weniger als 200 Millionen bare Mittel zur Verfügung standen.

Nach welcher Richtung in Zukunft die A.E.G. ihre Kräfte entfalten wird, ist unschwer zu erkennen. Wir haben soeben schon von der großen Anlage im Bitterfelder Revier gesprochen, die der Stickstoffgewinnung dienen soll. Daß die deutsche Stickstoffindustrie eine ganz außerordentliche Zukunft hat, daß sie nicht nur die Salpetereinfuhr unnötig machen, sondern darüber hinaus noch den Ertrag unseres Bodens ungeahnt erhöhen wird, weiß jeder. Die A.E.G. nun hat dieser Frage eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt, indem sie sich an zwei Neugründungen auf diesem Gebiete, den Salpeterwerken in Zschornewitz und der Elektro-Nitrum-A.-G. in Rina (Baden) beteiligt hat. Die intensivere Bearbeitung des deutschen Bodens wird ja eine der Hauptaufgaben nach dem Kriege sein. Dazu wird aber auch weiter nötig sein, dem einzelnen Landwirt die nötige Kraft zur Verfügung zu stellen, und deshalb werden wir überall Überlandzentralen entstehen sehen. Daß auch hier die A.E.G. ihre Hand im Spiele hat, ist verständlich, denn ihre Fabriken, die vor dem Kriege rund 70 000 Arbeiter beschäftigten, wollen im Gange bleiben. Von jeher war es der Grundsatz der Rathenaus und ihrer Konkurrenten, neue Werke zu schaffen, die den eigenen Fabriken Arbeit gaben, und deshalb hat gerade die Elektrizitätsindustrie von jeher einen ganz anderen Charakter getragen wie alle anderen Industrien. Jede der zu Anfang des Jahrhunderts noch bestehenden sieben großen Gesellschaften hatte neben der eigentlichen Fabrikationsabteilung noch eine große Finanzabteilung. In diesem Umstand lag freilich auch eine ungewöhnliche Gefahr, der von den sieben Unternehmungen fünf zum Opfer gefallen sind, Schuckert in Nürnberg, Helios in Köln, Kummer in Dresden, Lahmeyer in Frankfurt und später Bergmann in Berlin sind darüber gestrauchelt und mußten an die beiden vorsichtiger verwalteten Konzerne A.E.G. und Siemens ihre Selbständigkeit abgeben. Diese beiden Konzerne beherrschen heute souverän das Feld.

So verständlich nun die neue Finanzoperation der A.E.G. von ihrem Standpunkt aus ist, so sehr sie — vielleicht — auch der Allgemeinheit später dienen mag, so lehrt sie doch, wie die großen Trusts sich immer wieder über staatliche Vorschriften und Pläne, wie jetzt die Zwangskontingentierung der Emissionen, mit einem geschickten „Coup" hinwegsetzen können. Wehe der mittleren Fabrik, die heute gegen den Willen der Herren Havenstein und Göppert neue Aktien auf Vorrat ausgeben würde — ha, Bauer, das ist ganz was anderes!

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Brasilien

Von Ernst Niemeyer

Die Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland sind abgebrochen. Eine alte Freundschaft zwischen zwei Ländern ist geknickt. Aber das heißt noch nicht, daß nun auch das brasilianische Volk zu Deutschlands Feinden gehört. England befahl den Bruch, und man fügte sich, aber man tut nur so viel wie unbedingt nötig. Zum Krieg wird es kaum kommen, denn das Volk will ihn nicht, den gehässigen Krieg.

Der Entschluß der brasilianischen Regierung, der ihr schwer genug geworden sein mag, ist nur ein Schulbeispiel mehr für die Folgen der wirtschaftlichen Abhängigkeit eines Volkes. England, der Gläubiger, hat die Macht. Selbsterhaltungstrieb zwingt Brasilien, zu gehorchen.

Bei dem gebildeten Teile der Bevölkerung lebt wirkliche Sympathie mit dem deutschen Wesen. Natürlich ist dieser Teil nur klein, aber er ist bedeutungsvoll. In Brasilien sind Angehörige aller Nationen des Erdballs zusammengekommen. Besonders viel Portugiesen, Italiener, Spanier, Polen und Neger. Die deutsche Einwanderung war leider im Verhältnis klein. Die Mischung der Schwarzen und der Portugiesen hat eine farbige Bevölkerung hervorgebracht, die etwa sechzehn Millionen Seelen zählt, von etwas über zwanzig Millionen der Gesamtheit. Die Farbigen und der größte Teil der romanischen und slawischen Einwanderer können nicht lesen und schreiben. Bleiben also nur die gebildeten Nachkommen der alten portugiesischen Kolonisatoren, die ein eigenes Urteil haben.

Diese aber sowie die führenden Männer Brasiliens waren lange Jahrzehnte hindurch wirkliche Freunde des deutschen Volkes. Sie

Digitized by Google

ließen sich dadurch nicht beirren, daß die fremden Elemente das deutsche Wesen hassen und daß die Millionen farbiger Bürger sich überhaupt nicht um das ihnen völlig unbekannte Deutschland kümmerten.

Es war bei den Gebildeten nicht bloß kluges Interesse, es war mehr, nämlich aufrichtige Wertschätzung des deutschen Wesens. Über ein halbes Jahrhundert hat diese Freundschaft gedauert, und sie hat Segen für Brasilien und Nutzen für Deutschland gebracht. Ihr verdanken wir es, daß überhaupt deutsche Siedler nach Brasilien gekommen sind.

Der König Johann VI. von Portugal floh im Jahre 1808 vor Napoleon nach seiner brasilianischen Kolonie. Aus Freude über seine Rettung öffnete er die Häfen Brasiliens dem Weltverkehr. Und da er große Stücke auf die Deutschen hielt, wurde auf seinen Wunsch im Jahre 1818 die Kolonie Leopoldina in Bahia gegründet und mit deutschen Einwanderern besiedelt. Es war dies die erste deutsche Kolonie in dem zukunftsreichen Lande. Allerdings gedieh sie nicht, denn ihre Lage war schlecht gewählt, und die politischen Wirren hinderten das Anwachsen der deutschen Einwanderung.

Im Jahre 1822 riß sich Brasilien vom Mutterlande los und bildete ein eigenes Kaiserreich. Der junge Kaiser D. Pedro I. hatte die Vorliebe für die Deutschen von seinem Vater geerbt. Unter seiner kurzen, aber strammen Regierung wurde die Kolonie S. Leopoldo im Süden des Landes angelegt. Und diese deutsche Siedlung hat sich prachtvoll entwickelt. Sie ist der Kernpunkt geworden, von wo aus sich die Besiedlung der Nachbarländereien strahlenförmig vollzogen hat.

Noch mehr aber wurde die Bevorzugung deutscher Einwanderung unter dem Sohne des ersten Kaisers, unter D. Pedro II., fortgesetzt. Dieser milde und weise Herrscher, ein wahrer Philosoph auf dem Throne, gründete während seiner langen friedlichen Regierungszeit alle die blühenden Siedlungen, auf die wir Teutobrasilianer als auf wahre Kulturstätten mit gerechtem Stolze blicken. Die Vorliebe des zweiten und letzten brasilianischen Kaisers für das

Digitized by Google

Deutschtum zeigte sich auch darin, daß er einen deutschen Gelehrten zu seinem Vorleser ernannte.

Wie hat sich aber nun die Anglisierung der brasilischen Politik vollzogen? Seit der Entdeckung des Landes am 3. Mai 1500 bis zum 7. September 1822 war es eine portugiesische Kolonie gewesen, d. h. für die portugiesischen Könige die Goldgrube, aus der sie mit Gewalt immer neue Schätze holen konnten, um ihren steigenden Luxus zu befriedigen.

Sobald die Kunde sich verbreitete, daß in der Erde des neuen Landes fabelhafte Mengen an Gold und Edelsteinen ruhten, schwärmten die Abenteurer, die Goldsucher, aus allen Gegenden der Welt herbei. Aber nur Portugiesen durften Brasilien betreten. Die Häfen der Kolonie waren gesperrt, und nur Portugals Schiffe durften sie befahren. Das Riesenland wurde aufgeteilt und vom Könige an seine Günstlinge verschenkt. Es waren nicht gar viele, nur zwanzig an der Zahl, so daß ein jeder ungeheure Gebiete, wahre Königreiche, erhielt. Und diese waren ungleich groß. Sie hießen Capitanias, Hauptmannschaften, da der glückliche Besitzer dort zugleich der allmächtige Herrscher, der „Hauptmann" war. Die kleinste Capitania umfaßte immer noch eine Fläche von über hunderttausend Quadratkilometern, während Amazonas, die größte, etwa dreimal das Gebiet von Deutschland enthält. Die „Hauptleute" blieben aber der Krone gegenüber im Zustande absoluter Vasallenhaftigkeit. Sie mußten Geld für den König schaffen, immer und immer wieder Geld. Denn ein kleiner Staat, der es den großen an Glanz und Festen gleichtun will, muß entweder ein Dorado zur Verfügung haben — oder Schulden machen.

Die Goldsucher in Brasilien waren fleißig. Auch Diamanten wurden gefunden. Die Abgaben für das gewonnene Gold und die gefundenen Steine waren hoch, die Aufsicht der Regierungsbeamten peinlich streng und die Strafen für Unehrlichkeiten geradezu barbarisch. Aber trotz alledem waren die Einnahmen aus der Kolonie zu klein, um den Ansprüchen der Krone zu genügen. Immer härter ging man vor, um mehr Gold herauszupressen. Die

Digitized by Google

Zustände wurden unerträglich. Ein blöder, boshafter Zwang vergewaltigte alles Leben. Kein freies Wort war gestattet, keine Zeitung durfte erscheinen, ja nicht einmal eine Druckerei durfte im Lande sein. Argwohn diktierte alle Gesetze, und noch heute ist die Spur dieses Geistes nicht verloren.

Die Fruchtbarkeit des brasilianischen Ackers war frühe erkannt. Wer aber sollte ihn bebauen? Die Portugiesen beschlossen, Sklaven in das Land zu bringen. Vom Kongo, von der Gold- und von der Elefantenküste Afrikas wurden die Schwarzen geraubt und auf elenden Segelschiffen zusammengepfercht, ja oft gekettet, nach Brasilien geschafft. Damit die Ware unterwegs nicht verdarb, d. h. daß die Afrikaner nicht alle starben aus Heimweh und an schlechter Kost, wurden sie täglich in kleinen Trupps an Bord geführt. Man peitschte sie, bis sie tanzten. Das nannte man „Bewegung in frischer Luft". In Bahia und in Rio wurden sie gelandet und an die Pflanzer verkauft. So hatte man Arbeitskräfte für die großen Fazendas, und die Landwirtschaft gedieh. Neue Abgaben flossen nach Lissabon; dort aber war man inzwischen schon auf den Weg des Geldborgens gekommen. Der Anfang zur wirtschaftlichen Hörigkeit war gemacht. Schon früh war man Englands Schuldner geworden, bis 1822 Brasilien Kaiserreich wurde und Portugal seine Goldquelle verloren hatte. Die Tätigkeit in den Minen hörte auf. Man wurde nachlässig, weil der Erfolg die Mühe nicht mehr lohnte. Der Landbau mit der Sklavenarbeit führte leichter zu Wohlstand und damit zu Macht und Ansehen.

Der junge Staat brauchte Geld. Vieles gab es aufzubauen, es fehlte an Schiffen, an Straßen, an Schulen, kurz, man mußte säen, um in Zukunft ernten zu können. Die Einnahmen im Lande waren zu klein, an den Zöllen bei der Einfuhr war blutwenig zu verdienen. So griff man zu dem Mittel der europäischen Staaten: Brasilien sah sich nach Geld um. Und England half.

Unterdessen hatten die südlichen Staaten Nordamerikas, mit ihrem subtropischen Klima, sich im Baumwollenbau hervorgetan. Und auch sie verdankten ihren Wohlstand der Arbeit schwarzer

Digitized by Google

Afrikaner. England aber ließ seine Baumwolle in Indien bauen. Als es erkannte, daß die nordamerikanischen Nebenbuhler seinen Handel bedrohten, da verbot es den Sklavenhandel. Natürlich unter dem Namen der „Humanität". Fehlten den Baumwollstaaten Amerikas die Schwarzen, so beherrschte England den Markt. Das Verbot war allgemein, und so wurde auch Brasilien betroffen. Hier aber fand man sich schnell und willig in die Lage, denn schon wenige Jahre später, 1872, dachte man an die allmähliche Befreiung der Schwarzen. Man erließ das berühmte Gesetz der „freien Geburt", wonach die Kinder der Sklaven als freie Bürger zur Welt kommen sollten.

Mit den Anleihen aber fuhr man fort, denn die Ausgaben des brasilianischen Staates wuchsen von Jahr zu Jahr.

Früher hatte das brasilianische Geld einen hohen Wert. Wie in Portugal gab es die Einheiten des „Milreis" und des „Vintem". Aber seit der Gründung des Kaiserreichs wurde das Geld den neuen Verhältnissen angepaßt. Der Milreis war nur die Hälfte der portugiesischen Münze, zählte aber weiter nach „Tausend Reis" und galt fünfzig Vintem.

Der Vintem gilt zwanzig Reis, woher auch sein Name „Hat zwanzig" (Vinte-tem). Das Wort „Reis" ist die Mehrheit von „Real". Ein Real ist aber nur eine gedachte Größe, denn es gibt keine Münze von so winzigem Wert. In der letzten Zeit des Kaiserreichs galt ein Milreis zwei Mark in deutschem Gelde, also war ein Vintem vier Pfennig wert.

Zu verschiedenen Malen hat sich Brasilien in sehr bedrängter Lage befunden. Die Ausgaben waren so gewachsen, daß sich der Staat fast vor dem Untergang sah. Jedesmal wurde durch eine große Anleihe dem drohenden Bankrott gewehrt. Aber dabei litt die Einheit des Geldes.

Man rechnete es stets nach englischem Geldwert um. Bei den großen finanziellen Operationen sank jedesmal der Grundstand seines Wertes. Dieser (der Parikurs) ging nach dem Paraguay-Kriege auf 27 Pence für den Milreis herab, was ungefähr zwei

Digitized by Google

Mark in deutschem Gelde entsprach. So blieb es bis zum Jahre 1889, d. h. bis zum Sturze des Kaiserreichs. Auch die erste kurze Zeit danach blieb der Kurs sehr günstig, ja, er stieg sogar noch etwas, weil man wieder Anleihen machte.

Dann aber kam der Bürgerkrieg. Und nun ging das Sinken an. In den drei Jahren, von 1893 bis 1895, wurden unglaubliche Mengen von Papiergeld in den Verkehr gebracht. Ja, in seiner Verlegenheit ließ der „Eiserne Marschall", der so kühn und glücklich der Revolution widerstand, sogar das alte, bereits eingezogene Geld aus der Kaiserzeit wieder ausgeben. Das Gold, das berühmt war wegen seines hohen Edelmetallgehalts, verschwand wie durch Zauber. Natürlich wurde es im Ausland eingeschmolzen. Aber auch das Silber, an dem wir eine Zeitlang Überfluß hatten, fehlte bald gänzlich im Verkehr. Ebenso war auch kein Kupfer mehr zu haben. In fast allen Städten gaben die Kaufleute aus Mangel an Kleingeld Gutscheine aus. Man griff zu Papier, zu Pappe, zu Leder und Blech, um seine Marken zu prägen. Natürlich wurde dem Unfug bald gesteuert, indem der Staat neue Nickelmünzen prägen ließ. Aber der Kurswert unseres Geldes war nun gar bis auf sechs Pence gesunken. Ein Pfund Sterling, das früher neun Milreis gegolten, wurde jetzt mit 40 Milreis bezahlt!

Da mußte wieder eine große Anleihe helfen, sonst ging der Staat zugrunde. Es kam der bekannte „Funding Loan", und auf drei Jahre wurde die Zinseszahlung gestundet. Aber zugleich setzte man den Grundstand unseres Geldes wieder herab. Jetzt galt der Milreis nur noch beim Parikurse 15 Pence! Und es mußte eine Rücklage an Gold in London gemacht werden, die etwa dem dritten Teil des Papiergeldes entsprach. Viele Millionen alter Scheine wurden eingezogen und verbrannt.

Alles das auf Englands Rat. Man war jetzt schon so weit in der wirtschaftlichen Abhängigkeit, daß man sich Gesetze vorschreiben ließ. Später kam die große Anleihe, die zur Verschönerung der Hauptstadt verwendet wurde, und so ist die Schuldenlast ins Riesenhafte gewachsen. Allerdings war das Geld gut angewandt,

Digitized by Google

denn durch das bewundernswerte Werk der großen Avenidas ist Rio jetzt eine der schönsten Städte der Welt, wozu noch der Zauber seiner unvergleichlichen Landschaft kommt. Doch wie soll der Staat sich jemals wieder aus dem Netz der Geldnot befreien?

Immerhin: Brasilien ist unermeßlich reich an Schätzen der Natur. Wenn erst die Brasilianer selber dazu kommen, sie zu heben, wenn man die Vampire, die jetzt am Staate saugen, verjagt haben wird, dann kommt auch die Zeit innerer Gesundung. Manches zeigte sich schon an.

Es gab eine Zeit, da baute nur England die Schiffe für Brasilien und lieferte die Maschinen für die Landwirtschaft. Man kannte das gar nicht anders. Daneben stand Frankreich in seinem Glanz. Französische Sprache war Weltsprache, französische Literatur gab die geistige Nahrung, französische Mode, Kunst und Lebensart war das Vorbild für das brasilianische Volk. Noch gab es kein Deutschland, nein, nur zahlreiche kleine Staaten, und deren Bewohner umfaßte der Begriff: sie sind von deutschem Blut. Noch gab es keine deutsche Industrie; an deutschen Handel, deutsche Schiffahrt dachte man gar nicht draußen in der Welt. Da hatte man leichtes Spiel. England und Frankreich ließen es mit Gönnermiene geschehen, daß man deutsche Einwanderer herüberbrachte. Es waren ja die Parias, die Aschenbrödel für das brasilianische Herrenvolk.

Mit einem Male aber wurde es anders. Deutsche Schiffe durchkreuzten den Ozean, unheimlich wuchs ihre Zahl. Deutsche Waren gewannen den brasilianischen Markt. Denn der Handel hat einen feinen Spürsinn für das Gediegene jeder Art; da hilft kein blauer Dunst und keine Verleumdung.

Eine neue Großmacht war da. Über Nacht war sie entstanden, und sie verlangte ihren Platz an der Sonne. Das durfte nicht gelitten werden. Man griff zu allen Mitteln, die politische Schlauheit ersann.

Die Brasilianer sollten nicht mehr in Deutschland kaufen. Dazu erfand man die Fabel von der „deutschen Gefahr". Die deutschen

Digitized by Google

Einwanderer, so hieß es, diese friedlichsten und tüchtigsten aller Kolonisten, sollten nur die Vorläufer sein für ein deutsches Eroberungsheer. Im Anfang wirkte es, aber bald nützte die Verhetzung nicht mehr. Denn die einsichtsvollen Brasilianer hatten die Wahrheit erkannt. Jahrzehnte vergingen, und der deutsche Handel wuchs.

Da griff man zum Kriege, zum Vernichtungskrieg gegen alles, was deutschen Ursprungs ist. Und der wirtschaftliche Zwang lastete schwer auf unserem Lande. Nach langem Widerstreben stürzte Brasilien, wie so viele andere, in den völkerschlingenden Strudel hinein.

Aber nicht das brasilianische Volk will den Krieg. Es wartet geduldig auf bessere Zeiten. Und die vielen hunderttausend Deutschbrasilianer bilden einen treuen Hort für das Deutschtum.

Wenn der Friede wiederkehrt, blüht unfehlbar der deutsche Handel wieder auf, ja, England zum Trotze, stärker als bisher. Und dann reicht Brasilien dem Deutschen Reiche wieder zur Versöhnung die Hand!

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

(Fortsetzung)

In Partenkirchen blieb mein Vater, bis er im Jahre 1865 als Oberförster — der Titel war geändert worden — in die Vorderriß kam.

Die Familie war auf vier Kinder angewachsen, und der Umstand ließ meine Eltern wünschen, jene Oberförsterei, mit der Ökonomie und Wirtschaft verbunden waren, zu erhalten.

Der Posten war wegen seiner Einsamkeit nicht übermäßig begehrt, und doch wurde diese Einöde meiner Mutter wie uns Kindern zur liebsten Heimat, die wir in der Rückerinnerung erst recht mit allen Vorzügen ausschmückten.

Auch mein Vater war gerne dort.

Die schöne Jagd, das gute Fischwasser und die Selbständigkeit im Dienste konnten ihm wohl gefallen.

Digitized by Google

Freilich gab es auch Unannehmlichkeiten, die nicht ausbleiben konnten nach der Erfahrung, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist.

König Ludwig II., der sich alljährlich mehrere Wochen in der Riß aufhielt, war immer gütig, dankbar für die bescheidenste Aufmerksamkeit, und er hatte oder zeigte doch niemals Launen.

Aber im Gefolge eines Königs gibt es immer Leute, die stärker auftreten als der Herr.

Überdies lagen als Nachbarn der Herzog von Koburg und der Herzog von Nassau an, die wieder Hofmarschälle und Jägermeister hatten, die sich aufzublasen wußten und ihre Sorge um die eigene Liebhaberei hinter der um ihre Hoheiten versteckten.

Große Herren lassen sich die Mücken abwehren, aber nicht die Ohrenbläser, sagt ein deutsches Sprichwort, und so mußte sich hier und da ein bayerisches Ministerium mit Beschwerden der Hoheiten befassen, die offensichtlich nur Beschwerden ihrer Kämmerlinge waren.

Zu ernstlichen Dingen kam es indessen nie, und mein Vater war ein Mann von Humor und Ruhe, der über die etwas hysterische Dienstbeflissenheit der höheren Stellen lächelte und ihre Weherufe mit Gleichmut in einen Aktendeckel legte.

Ich besitze die Sammlung und halte sie in Ehren.

Zuweilen konnte der Herr Oberförster auch grob werden, wenn sich der Eifer der Höflinge zu weit vorwagte.

Der Herzog von Nassau — vielleicht noch lebhafter sein Hofmarschall — wollte den zum königlichen Leibgehege gehörenden Fermerskopf an seine Jagd angliedern.

Mein Vater mußte als Verwalter des Reviers sein Gutachten abgeben.

Nun schickte, um ihn zu gewinnen, der Hofmarschall einen Hofkammerrat in die Riß, der meinem Vater nahelegte, die Oberleitung über die herzogliche Jagd am Fermerskopf und eine entsprechende Gratifikation anzunehmen.

Das Anerbieten wurde mit der Bemerkung gemacht, die bayerische Regierung brauche ja davon nichts zu erfahren.

Mein Vater wies dem Hofkammerrat die Tür und schrieb dem Hofmarschall Grafen C., „er möge ihn für alle Zukunft mit derartigen Zudringlichkeiten verschonen“.

Ich erwähne den Vorfall mit einem wörtlichen Zitate aus dem Briefwechsel, weil er ein Bild von der Situation wie von dem Wesen meines Vaters gibt.

Heute, unter so veränderten Umständen, können den Leser die damaligen Verhältnisse interessieren, und so will ich bemerken, daß der Oberförster in der Vorderriß zu Anfang einen Jahresgehalt von 800 Gulden bezog, der nach und nach auf 1100 Gulden stieg.

Digitized by Google

Dazu kamen als Nebenbezüge: freie Wohnung, Dienstgründe, ein „Holzdeputat von fünfzehn Klaftern Hartholz“, „Funktionsaversen und Bauexigenzaversen“ von 200 Gulden und eine „Hochgebirgs-Leibreserve-Gehegsjagdetatremuneration“ von 30 Gulden.

Man sieht, es war auch damals schon alles wohl geordnet und mit dem rechten Namen versehen.

Einen sehr erheblichen Dienst leistete mein Vater dem bayerischen Staate dadurch, daß er ihn im Jahre 1871 veranlaßte, von dem Bankier La Roche in Basel das Jägerbauerngut im Fall um den Preis von 50 000 Gulden zu erwerben.

Der Staat ließ sich zögernd auf das Geschäft ein, ist aber heute wohl zufrieden damit, denn die Waldungen repräsentieren einen Millionenwert.

In der Vorderriß gab es damals vier Hauptgebäulichkeiten. Drei auf der Anhöhe über der Isar: das von Max II. erbaute „Königshaus“, das Forsthaus und neben diesem eine Kapelle.

Dazu kamen Nebengebäude für Jagdgehilfen und Stallungen.

Im Tale, nahe dem Einflusse des Rißbaches in die Isar, lag eine Schneidsäge.

Das dazugehörende uralte, mit Freskomalereien gezierte Bauernhaus fehlt in keiner Sammlung von Abbildungen altbayerischer Häuser.

Etliche Büchsenschüsse entfernt lag isaraufwärts ein Bauernhof, der „Ochsensitzer“. Der Eigentümer, der Danner Toni, war der Typus eines Isarwinklers.

Grobknochig, derb, fröhlich und verschlagen.

Er schätzte meinen Vater und war ihm auf seine Art zugetan, aber das hielt ihn nie ab, einem Wilderer Unterschlupf zu geben, und wenn er von unseren Jägern etwas erfahren hätte, wäre die Botschaft heimlich weitergegeben worden.

Aber die Jäger waren auch Isarwinkler und nicht minder schlau wie der Toni; sie konnten grade so unbefangen dreinschauen, jedes Wort abwägen, sich taub stellen, indes sie den braven Ochsensitzer von weitem gehen hörten, wenn er auch noch so leise auftrat.

Von dem heimlichen Kriege, der nie zu Ende kam, ließ man nichts merken; man saß bei Gelegenheit freundlich zusammen hinterm Bierkrug und kannte einander, ohne Worte zu verlieren.

Zuweilen hat der Held meiner Kinderzeit, der berühmte, auch im Lied verewigte Jäger Bauer, der Glaslthomä von Lenggries, sogar dem schlauen Toni die Würmer aus der Nase gezogen.

Die Wilderer trieben in jener Zeit ein arges Unwesen im Isartal. Manches Ereignis ist von den Zeitungen berichtet, auch romantisch aufgeputzt worden, und der „Dammei“ in Tölz, der die Kämpfe der Wildbratschützen besang, hatte reichlich Arbeit.

Digitized by Google

Die Verwegensten waren die Lenggrieser, Wackersberger und Jachenauer; als besonders reich an Listen galten die Tiroler aus der Scharnitz.

Es mußten schneidige Jäger sein, die gegen sie aufkommen wollten, und man fand sie unter den Einheimischen, die selber gewildert hatten, bevor sie in den Dienst traten.

Ich habe nie gehört, daß einer untreu gewesen wäre, wohl aber weiß ich, daß der eine und andere beim Zusammentreffen mit den alten Kameraden das Leben lassen mußte.

Diese Dinge entbehrten für die Beteiligten ganz und gar des Reizes, den sie für Fernstehende hatten; es ging dabei rauher zu, als es sich ein freundlicher, vom Schimmer der Romantik angeregter Leser vorstellen mochte.

Einer von meines Vaters Jagdgehilfen, der Bartl, ein braver, bildschöner Bursche, wurde aus dem Hinterhalt auf wenige Schritte Entfernung niedergeschossen.

Ein Jachenauer, der unter den Wilderern war und die Tat, wie man erzählte, verhindern wollte, wurde später Jagdgehilfe und fand einen schlimmen Tod auf der Benediktenwand; er wurde schwer verwundet, mit Steinen zugedeckt und kam so jämmerlich um.

Ein Sägknecht aus der Jachenau, der den Bartl erschossen haben soll — bewiesen konnte es nicht werden —, traf nicht lange nachher wieder mit den Jägern zusammen und wurde schwer verwundet. Er kam mit dem Leben davon, verlor aber das Gehör.

In ihrer Art berühmt geworden ist die Floßfahrt der Wilderer im Jahre 1869, von der man sich heute noch im Oberland viel erzählt.

Die zwei Söhne des Halsenbauern von Lenggries und mit ihnen einige Kameraden hatten bei Mittenwald gewildert und wollten ihre Jagdbeute auf einem Floße isarabwärts nach Lenggries oder Tölz bringen.

Sie kamen in der hellen Mondnacht in schneller Fahrt den Fluß herunter; die Ruder hatten sie mit Tüchern umwickelt.

Vor der Rißer Brücke, unweit vom Ochsensitzer, wurden sie angerufen. Es kam zum Feuern heraus und hinein.

Der Mann am Steuer, der Halsen-Toni wurde erschossen, zwei andere wurden verwundet. Der Halsen-Blasi erhielt einen Schuß mitten auf den Taler seiner Uhrkette, und dieser glückliche Zufall rettete ihm das Leben. Ein fünfter versteckte sich unter das Wildpret, das auf dem Floße lag, und kam heil davon.

Sie hielten an der Schneidsäge an und schafften den Toten wie die Verwundeten ins Haus.

Die gerichtliche Untersuchung führte zu keinem Ergebnisse.

Digitized by Google

Der Vorfall kann heute, wie damals, Verwunderung über „rechtlose Zustände“ erregen; im „Sammler“ von 1869 ist meines Erinnerns — ich finde das Blatt leider nicht mehr — das Ereignis ausführlich besprochen worden.

Rechtlos schlechthin waren die Zustände nicht, aber schlimm genug.

Anzeigen hatten keinen Erfolg, denn die Strafen waren vor Einführung des Reichsstrafgesetzbuches so gelind, daß sie keinen abschrecken konnten; trotzdem haben die unbändigen Isarwinkler sich fast immer mit der Waffe gegen die Gefangennahme gewehrt.

Die drei oder vier Jäger hatten gegen die zahlreichen Schützen einen harten Stand in dem großen Revier; selten stand einer gegen einen, und so war rasche Selbsthilfe beinahe notwendig.

Wie unbeugsam die Leute waren, mag die Tatsache beweisen, daß der Halsen-Blasi, der bei der Floßfahrt wie durch ein Wunder gerettet worden war, bald darauf wieder ins Revier ging und etliche Jahre später doch erschossen wurde.

Seinem Bruder Toni hat man übrigens in Lenggries nicht nachgetrauert, denn er war als gewalttätiger Mensch gefürchtet.

Meinem Vater aber rechnete man es hoch an, daß er die Verwundeten freundlich behandelt und mit Imbiß gestärkt hatte, bevor er sie auf einem mit Betten belegten Leiterwagen nach Tölz fahren ließ.

Der „Dammei“ hat es nicht unterlassen, diese Guttat in seinem Liede hervorzuheben.

An derartige Geschehnisse habe ich kaum eine andere Erinnerung, als daß ich auch später noch unsere Jäger wie sagenhafte Helden bewunderte und ihr Tun und Wesen anstaunte.

Doch steht mir noch lebhaft im Gedächtnis, daß einmal an meinem Namenstag ein Wilderer gefangen eingebracht wurde; er saß im Hausflötz und ließ mich, als ich neugierig vor ihm stand, von der Maß Bier trinken, die man ihm gegeben hatte. Vielleicht bin ich dadurch zutraulicher geworden, jedenfalls schenkte er mir die geweihte Münze, die er an einer Schnur um den Hals trug.

Er hatte sie vermutlich von den Franziskanern in der Hinterriß erhalten.

In diesem zu tiefst ins Karwendelgebirge eingebetteten tirolischen Kloster versahen die Herren Patres ihr Amt noch in einer Art, die von jedem Zeitgeist unberührt geblieben war.

Der Bauer und der Hirte bewarben sich dort um einen wirksamen Viehsegen, um Schutz gegen Gefahr im Stall und auf den Almen, die Weiber kamen um Amulette, die sie vor häuslichen Unfällen und Krankheiten bewahren oder Gebresten heilen sollten; wo immer eine Bedrängnis des Lebens sich einstellte, suchte das Volk Rat und Hilfe bei den Jüngern des heiligen Franziskus.

Digitized by Google

Ihr unleugbares Verdienst, in dieser Einsamkeit, losgelöst von allen Freuden der Welt, ohne Scheu vor Beschwerden die Werke der Nächstenliebe zu pflegen, wird jeder gerne anerkennen.

Und etwas Rührendes hat es, eine Bevölkerung zu sehen, die in urzeitlichen Zuständen, abgeschieden von den Hilfsmitteln, die moderne Einrichtungen gewähren, lebt, und nur des einen Beistandes sicher ist, dem auch die Voreltern herzlich vertrauten.

So mag man es gelten lassen, daß auch der fromme Wildbratschütze sich in der Hinterriß den Kugelsegen holte, der ihn vor einem jähen Tod im Hochwald oder im Kar behüten mußte.

Das Kloster liegt zwei Wegstunden vor dem Forsthause in Vorderriß entfernt.

An Sonntagen kam ein Pater heraus und las in der Kapelle für Flößer, Jäger, Holzknechte und alle, die zu unserem Hause gehörten, die Messe.

Da geschah es zuweilen, daß vorne auf einem mit Samt ausgeschlagenen Betstuhle ein hochgewachsener Mann kniete, der sein Kreuz schlug und der Zeremonie andächtig folgte wie der Sägknecht oder Kohlenbrenner, der durch ein paar Bänke von ihm getrennt war.

Wenn der Mann aufstand und die Kapelle verließ, ragte er über alle hinweg, auch über den langen Herrn Oberförster, der doch sechs Schuh und etliche Zoll maß.

Sein reiches, gewelltes Haar und ein Paar merkwürdige, schöne Augen fielen so auf, daß sie dem kleinen Buben, den man zu einem ehrerbietigen Gruß anhielt, in Erinnerung blieben. — Der Mann war König Ludwig II.

Er weilte allsommerlich sechs bis acht Wochen in der Vorderriß, und erst nach Erbauung des Schlosses Linderhof hat er darin eine Änderung getroffen.

Damals fühlte er sich wohl in dem bescheidenen Jagdhause, das sein Vater hatte errichten lassen, und er suchte nichts als Stille und Abgeschiedenheit.

Seine Freude an der Natur galt in meinem Elternhause wie bei allen Leuten in den Bergen als besonderer Beweis seines edlen Charakters, und niemand fiel es ein, an krankhafte Erscheinungen zu glauben.

Der König schloß sich auch keineswegs auffallend vor jeder Begegnung mit Menschen ab, wenn er schon gegen manches empfindlich war.

Bei seinen kurzen Spaziergängen hatte er nichts dagegen, Leuten zu begegnen, die in den Wald gehörten, und zuweilen redete er einen Jäger an.

Jedenfalls hat er alle bei Namen gekannt und sich zuweilen nach ihnen erkundigt. — Aus späteren Erzählungen weiß ich, daß während seiner Anwesenheit in seiner Hörweite kein Schuß fallen durfte; er wollte sich Tod und Vernichtung nicht in diesen Frieden hineindenken.

Daß er selten Besuche von hochstehenden oder offiziellen Persönlichkeiten

Digitized by Google

empfing, ist bekannt, ebenso, daß er sich solchen Begegnungen durch schleunige Fahrten in die Berge entzog.

Hohenlohe vermerkt in seinen Denkwürdigkeiten häufig derartige Verstöße gegen die Etikette und schüttelte den Kopf darüber, wenn der König dem Prinzen Napoleon, dem Kronprinzen von Preußen und anderen ausweicht mit der schlichten Erklärung, er müsse Gebirgsluft atmen. Unterm 3. Juli 1869 schreibt Hohenlohe ins Tagebuch, der König sei „in die Riß entflohen, um der Ankunft des Kaisers von Österreich zu entgehen“.

Wenn es dabei diplomatische Schwierigkeiten ergab, dann wußte man jedenfalls in der Riß nichts davon; diese kleine Welt freute sich, wenn der König kam. Seine Ankunft erfolgte oft unvermutet und war erst wenige Stunden vorher durch einen Vorreiter angesagt.

Die Vorbereitungen mußten dann schnell geschehen. Der mit Kies belegte Platz vor dem Königshause wurde gesäubert, Girlanden und Kränze wurden gebunden, alles lief hin und her, war emsig und in Aufregung.

Es gab für uns Kinder viel zu schauen, wenn Küchen- und Proviantwägen und Hofequipagen voraus kamen, wenn Reiter, Köche, Lakaien diensteifrig und lärmend herumeilten, Befehle riefen und entgegennahmen, wenn so plötzlich ein fremdartiges Treiben die gewohnte Stille unterbrach.

Die Forstgehilfen und Jäger mit meinem Vater an der Spitze stellten sich auf; meine Mutter kam festtäglich gekleidet mit ihrem weiblichen Gefolge, und auch wir Kinder durften an dem Ereignis teilnehmen.

Das Gattertor flog auf, Vorreiter sprengten aus dem Walde heran, und dann kam in rascher Fahrt der Wagen, in dem der König saß, der freundlich grüßte und seine mit Bändern verzierte schottische Mütze abnahm.

Meine Mutter überreichte ihm einen Strauß Gartenblumen oder Alpenrosen, mein Vater trat neben sie, und in der lautlosen Stille hörte man ein leise geführtes Gespräch, kurze Fragen und kurze Antworten.

Dann fuhr der Wagen im Schritt am Hause vor, der König stieg aus und war bald, gefolgt von diensteifrigen Männern in blauen Uniformen, verschwunden.

In uns Kindern erregte die Ankunft des Königs stets die Hoffnung auf besondere Freuden, denn der freundliche Küchenmeister versäumte es nie, uns Zuckerbäckereien und Gefrorenes zu schenken, und das waren so seltene Dinge, daß sie uns lange als die Sinnbilder der königlichen Macht und Herrlichkeit galten. — Aus Erzählungen weiß ich, daß Ludwig II. schon damals an Schlaflosigkeit litt und oft die Nacht zum Tage machte.

Es konnte vorkommen, daß mein Vater aus dem Schlafe geweckt und zum König gerufen wurde, der sich bis in den frühen Morgen hinein mit ihm unterhielt und ihn nach allem möglichen fragte, vermutlich weniger, um sich zu unterrichten, als um die Stunden herumzubringen.

Digitized by Google

Wenn wir zu Bett gebracht wurden, zeigte uns die alte Viktor wohl auch die hell erleuchteten Fenster des Königshauses und erzählte uns, daß der arme König noch lange regieren müsse und sich nicht niederlegen dürfe.

Etliche Male wurden wir aufgeweckt und durften im dunklen Zimmer am Fenster stehen und schauen, wie drüben Fackeln aufloderten, ein Wagen vorfuhr und bald wie ein geheimnisvoller Spuk im Walde verschwand.

(Schluß folgt.)

Zur Uraufführung von Hans Pfitzners Palestrina

Am 12. Juni 1917, im dritten Kriegsjahre, ist im Münchner Prinzregententheater die musikalische Legende „Palestrina" von Hans Pfitzner gegeben worden. Als geschichtliches Datum ist der Tag festzustellen.

Er brachte mir eine persönliche Enttäuschung, aber nicht über das Werk, sondern über die Aufnahme, vor allem durch die Kritik.

Ich hatte erwartet, daß von den Jubelhymnen der Engel in den Worten der Ausleger mehr nachklingen würde; ein Halleluja, daß uns ein großes Werk der Kunst geboren sei. Und ich fand bisher die Meinung darüber, daß diese Engelszene im ersten Aufzuge, den künstlerischen Schöpfungsakt versinnbildlichend, sehr schön sei; einige Stimmen wurden laut, daß diese Szene noch nicht dagewesen sei. Hierüber also war die Meinung einig bei Publikum und Kritik, und das ist schon viel, sehr viel, eigentlich auch „noch nicht dagewesen".

Dann wurde kritisiert; als was das Werk anzusehen sei und was es nicht sei; worin die Gefahr bestünde, wie es etwa hätte sein sollen, um die „dramatischen Forderungen" zu erfüllen, und wie es entschieden nicht sein dürfe: das Prinzip der vorgefaßten Meinungen!

Immerhin hat Pfitzner und sein Palestrina eine „gute Presse" gehabt. Mir aber scheint eben, daß das nicht genüge. Und da man ja in Deutschland gemeiniglich über Werke und Künstler bis zum äußersten Grad der Absprechung gehen kann, ohne gesteinigt zu werden oder die Gefahr der Blamage zu laufen, so beanspruche ich für „uns" das gleiche Recht in der „Umkehrung" und sage: der Palestrina ist ein Werk, wie es die Jahrhunderte nicht oft erzeugen. Bekennen wir doch, schaffen wir positive Werte!

Wozu die Schwächen immer gleich hervorkehren wollen? Hat denn nicht die Erfahrung es hundertmal bestätigt, wie sich auch das eigene Urteil mit dem näheren Bekanntwerden oftgenug wandelt, so daß „Schwächen" zu Vorzügen wurden? Was gehört für den Aufnehmenden dazu, ein so kompliziertes Gebilde wie ein modernes Musikdrama erst mal rein stofflich zu bewältigen, die Dinge zu ordnen! Vor allem: haben wir das Gefühl des künstlerischen Gleichgewichtes im Werke gleich beim ersten Hören? Ja! Dann schrumpfen Einwände als persönliche Liebhabereien zusammen; selbst dann, wenn sie sich zufällig mit späteren Auffassungen des Komponisten decken sollten (wie zu Anfang des Stückes im Gespräch zwischen dem jungen Silla und dem Sohne Palestrinas Ighino, wo in der Aufführung offenbar ein Strich gemacht worden war).

Übertreibende Einseitigkeiten im ästhetischen Urteil führen stets zur

Digitized by Google

Konfusion. Das musikalische „Ideendrama" Wagners war derartig als das einzig wahre und mögliche hingestellt, alles andere noch dazu als direkt „schädlich" bezeichnet worden, daß nach dem kläglichen Zusammenbruch der Wagner-Epigonen, zumal unter dem Einflusse Nietzsches, in intellektuellen Kreisen das Mißtrauen und die Ablehnung gegenüber allem, was nach einer „Idee" nur von weitem aussah, nun umgekehrt übertrieben wurden.

Wir sind demgemäß im Falle Pfitzner genötigt, den Leitsatz aufzustellen: ein dramatisches Musikwerk *muß* noch nicht schlecht sein, weil es einer metaphysischen Idee bewußt Raum gibt. Jedes Kunstwerk ist ein Ding für sich und zunächst aus sich selber zu deuten! Ja aber, er ist doch gar nicht „dramatisch", dieser neue Pfitzner, beinahe noch weniger als der alte? Der erste Akt lyrisch-episch, der zweite unmöglich an sich und den Organismus des Ganzen obendrein trennend und zerstörend!

Wovon ist Pfitzner als Dichter ausgegangen, „wollte" er einen Palestrinastoff behandeln, oder hatte er eine „Vision", die sich ihm sofort zu einer „Bühnenszene" von größter Kraft umgestaltete? Ich kenne die Vorgeschichte des Werkes nicht. Die Erscheinung der Engel ist aber so unmittelbar, daß von hier aus der Gestaltungsprozeß vor sich gegangen sein muß. Also von einer *Theater*szene ersten Ranges, die aber durch ihre innere Deutung und Bedeutung so vertieft und aus der Sphäre des rein Effektvollen gerückt ist, daß die Erhebung beim Zuhörer eintritt: die Engel singen dem Palestrina die Messe, die er, in der Ekstase des künstlerischen Schöpfungsaktes, mitsingend (ein dramatisches Kennzeichen) komponiert. Franz Schubert *erzählt* es, daß er ja nur niederschreibe, was der liebe Herrgott ihm auftrage. Ich weiß es nicht, ob Pfitzners Vorbild, die alte Legende von der Entstehung der berühmten Missa Papae Marcelli Palestrinas, jenen sichtbar und hörbar lebendigen Zug bereits trägt. Alles aber an Ideen: das Göttliche der Kunst, das Unbewußte der Empfängnis, das Ungewollte ihres Eintretens, das Verhältnis des Künstlers dazu, ist nicht etwa abstrakt geblieben, sondern im höchsten Grade Drama geworden! Der „Wille" tritt in die „Erscheinung"! (Pfitzner hat der Partitur ein Wort Schopenhauers vorangestellt.) Und „Theater" dazu! In einer Art, um die der gerissene Praktiker unsern Dichterkomponisten beneiden könnte. Die Frage des *Dramatischen* erscheint mir aber gerade wegen der Anzweiflung so wichtig, daß ich den Leser bitte, mir noch etwas zu folgen. Nach dem (noch etwas „gewollten") Zwiegespräch zwischen Silla und Ighino tritt der Kardinal Borromeo mit Palestrina in dessen dürftige Behausung, um ihn zur Komposition der Messe zu bewegen. Eine Szene von starker musikalischer Oratorik. Palestrina verweigert es, da er sich nicht mehr fähig dazu fühlt; selbst der Sporn, so die Rettung der als zu weltlich bei der Kurie angeschwärzten „modernen" Kirchenmusik zu werden, treibt ihn nicht weiter. Im Zorn scheidet der Kardinal als letzter Freund von ihm. Palestrina ist allein, ein Monolog, als durchaus musikalisch-dramatisch berechtigtes Mittel, folgt. Und aus diesen Gedanken und Gefühlsergüssen erwächst das „Gesicht": die verstorbenen Freunde, die alten Meister erscheinen; tatsächlich, als singende Personen; wieder dramatisch! Die „Idee" führt das Drama

Digitized by Google

weiter: Palestrinas Stunde bereiten die Schatten der Meister nur vor: das strahlende Licht der Engel, die Erscheinung der innig geliebten toten Gattin Lucretia, der Himmel mit seinen jubilierenden Engelscharen (in München über achtzig, alles sichtbar, hörbar, greifbar), bringen erst die „Erlösung". Und darauf dann noch das Frührot Roms mit seinen Glocken, was man einen Knalleffekt nennen würde, wenn es nicht, musikalisch so wunderbar schön, als irdischer Nachklang der himmlischen Erscheinung die notwendig beruhigende Lösung brächte. In einem Idyll, die Knaben finden die Blätter der fertigen Messe, der Meister ist eingeschlafen, klingt das Bild aus. Feinste Bühnentechnik, gegenüber dem rauschenden Aktschluß! Ein Kritiker hat gemeint, daß damit die Geschichte eigentlich zu Ende sei. Gewiß: die Geschichte der Komposition, aber nicht die des Palestrina.

Und nun der zweite Aufzug! Er wurde mit Befremden vom Publikum aufgenommen, von der Kritik größtenteils aus den oben angedeuteten Gründen abgelehnt. Wenn aber der Gegensatz, der Kontrast, eine der Forderungen des Dramas ist, dann hat sie Pfitzner mit einer staunenswerten Anschauungs- und Gestaltungskraft erfüllt. Von innen nach außen! Die Idee führt das Drama weiter. Die Welt gegen den Künstler, das lärmende, pompöse Tridentiner Konzil mit seinen ungezählten Vertretern, die sich um alle möglichen und unmöglichen Dinge herumstreiten (die Frage der Messe, ein „Kuhhandel", um dem Kaiser Wertvolleres dafür abzulocken, wird als unwichtig nur kurz gestreift). Diese sich in Tumult auflösende parlamentarische Szene von greller Realistik, scharfer Charakteristik der Personen und Gruppen aus aller Herren Länder im Gegensatz zur Welt eines Palestrina! Wieder wurde die Idee dramatische Wirklichkeit. Ein glänzender Einfall — der unsere zarten Seelen aber „chokierte" — ein theatralisches Trumpf-Aß führt den „Abschluß" herbei: die Diener, die den Streit der Herren mit ihren Mitteln (geschliffene Dolch statt geschliffener Rede) fortsetzen, werden niedergeknallt! Und das alles soll *nicht* dramatisch sein?

Ich bewundere den Dramatiker Pfitzner in der Kühnheit, womit er das scheinbar Unmögliche aufstellte und es möglich machte. Er „emanzipiert den Chor", bringt musikalische Bewegung in die Massen, statt des „Rhabarber, Rhabarber" des Wortdramas steht der gebannte Rhythmus! Der ganze Akt geradezu *spannend*, ein symphonisches Meisterwerk, dessen orchestrales Gefüge den lebhaft bewegten Singstimmen standhält. Ein schlagender Beweis für unsere „moderne" Musik! Und dabei ist diese charakteristische Musik durchaus musikalisch.

Das letzte Bild bringt den Ausklang: Triumph — der Papst in Person kommt auf die Bühne und segnet den Meister — und Entsagung. Aber keine faule Entsagung. Palestrina zieht sich ganz in *seine* Welt zurück. Auch ein *zeitgemäßer* Zug: Wenn selbst Ereignisse wie dieser Krieg nicht anders auf die Menschen wirken als bisher, dann ist es wahrlich der Besseren doppeltes Recht, an ihr „Eigentum" zu denken. Das braucht noch nicht der Rückfall in „ruchlosen" Pessimismus zu sein. —

Ich könnte nun noch dem Leser von allerlei gelehrten musikalischen Dingen, wie der lineare Kontrapunkt, die quartigen archaisierenden Harmonien und anderes sonst noch erzählen. Ich weiß es nur nicht,

Digitized by Google

ob mit diesen Dingen (Studien-Angelegenheiten), das Wesen einer Musik näher gebracht wird; glaube auch nicht, daß sich das Geheimnis der Wirkung damit enthüllt. Dies soll eben, wie jedes echte Geheimnis, unenthüllt bleiben. Pfitzners Musik ist eigenartig, abweichend vom Stil und der Sprache der andern modernen Meister; aber durchaus modern; sein verfeinertes Orchester klingt auch ganz anders, als das heute allgemein angewendete. Die Einzelheit der Szene ist nicht so bestimmend für den musikalischen Ausdruck und seine Form. Die Musik verliert dadurch an Erregtheit, wird ruhiger. Es wird gelitten in diesem Stück, aber wir leiden nicht an dieser Musik. Nietzsches Wort von den schönen Heimlichkeiten der Wagnerschen Musik bekommt hier beinahe noch höhere Geltung. Diese zarten, keuschen Töne beglücken, und man wird gütig bei der fast väterlichen Liebe, die der Komponist in die Musik des jungen Sohnes Ighino gelegt hat. Wir sind erschüttert bis ins Innerste, erhoben, durchschauert von den Klängen der Geistererscheinungen, und inspiriert, geistig angeregt durch den Witz und die Schlagkraft der Konzilsszene. Schönheit, Tiefe, Wahrheit, Glanz! Und Vornehmheit und Ruhe. Aber über allem steht „der Einfall!"

Der Name Beethoven schwebt auf den Lippen — — — —

Persönlichstes Erleben einer romantischen Seele ist nun im Werke „Wirklichkeit" geworden!

Der Palestrina wird nicht den „Siegeszug über die Bühne" antreten. Er gehört zu den Ausnahmswerken wie Parsifal oder Elektra. Die Anforderungen sind an Zahl der Sänger und ihrer Leistungen nur von den größten Bühnen zu erfüllen. München hat sie erfüllt. Der Tenor Karl Erb (Palestrina), der Bariton Fritz Feinhals (Borromeo), Fräulein Jvogrün (Ighino) seien in den Hauptrollen erwähnt. Das großartige Orchester leitete Bruno Walter mit feinem Geschmack. Pfitzner selber aber führte die Regie. Ein Kapitel für sich. Gute Kapellmeister haben wir genug. Aber Regisseure? Ein solcher wie Pfitzner? Nur im Vertrauen darauf konnte er den zweiten Akt schreiben. — Er war auch sein eigener Dichter. Aus Pfitzners übertriebener Gewissenhaftigkeit ist es allein zu erklären, daß er, der so zu gestalten wußte und diese Worte fand, lange nach einem Dichter gesucht hat, der ihm seinen Palestrina formte. Er hat keinen gefunden, nicht mal einen „Dramatiker"! Solche Einfalt ist auch deutsch, wie Pfitzner überhaupt, ich möchte es nochmals aussprechen, jenen Idealismus in sich trägt und zum Ausdruck bringt, den der Franzose Romain Rolland in seinem Musikerroman Johann Christof als innerste Notwendigkeit für das Dasein des deutschen Volkes von neuem festgestellt hat: Jenes Wesentliche, das bleibt, ohne auf den „Erfolg" angewiesen zu sein. Das Unzerstörbare in uns — was auch sonst auf Erden noch geschehen mag!

Stuttgart Oswald Kühn

Neue Kunst in Frankfurt am Main

Von geradezu symptomatischer Bedeutung wird die Gründung einer „Vereinigung für neue Kunst" zu Frankfurt am Main berühren, die sich zur Aufgabe gestellt hat — durch Ausstellungen, Vorträge, Ankäufe von Kunstwerken aus Vereinsbeiträgen, durch Verteilung moderner Graphik an ihre Mitglieder die neuen künst-

Digitized by Google

lerischen Bestrebungen zu fördern, der expressionistischen Richtung in der bildenden Kunst in weiteren Kreisen Verständnis zu erwerben. Die Vereinigung wurde diesmal nicht von Künstlern, sondern von kunstverständigen und kunstbegeisterten, ernsten Menschen ins Leben gerufen. Daß das innerhalb der Kriegszeit geschehen konnte, ist nicht minder bemerkenswert als die erste, vorwiegend aus Frankfurter Kunstbesitz zustande gebrachte Ausstellung von hundert ansehnlichen Werken der Malerei und Graphik im Frankfurter Kunstverein. Die Gesamthaltung dieser Ausstellung ist nicht bloß überzeugender als die Programmschrift, die ihr vorausging (so muß es ja sein!), sie ist auch weit aufschlußgebender als die meisten Darbietungen von expressionistischer Malerei, die man in Berlin und München zu veranstalten suchte. Und zwar ist sie es aus dem Grunde, weil man in Frankfurt am Main den historischen Zusammenhang dargestellt findet. Van Gogh und Munch sind unbestritten, gelten heute als Klassiker. Bestritten aber werden die Kokoschke, Nolde, Heckel usw.

Werden diese samt und sonders, wie in der Frankfurter Ausstellung, nebeneinander gezeigt, so ist der Zusammenhang der jüngsten Kunst mit der Vergangenheit hergestellt. Erscheint bei den ebengenannten jungen Malern van Gogh der Ausgangspunkt, so sind andere Talente vorhanden, für die Hodler, Cézanne oder Matisse richtunggebend gewesen sind. Die Entwicklung hat sich jedenfalls konsequent vollzogen, sie wurde nicht gewalttätig unterbrochen. Man muß sich nur die Mühe geben, die Entwicklungsreihe aufstellen zu wollen, so wird das den Jungen nachgesagte so „Gewalttätige" aufgehoben. Das Vertrauen zur sogenannten neuen Kunst findet Stärkung durch die Tatsache, daß etwas Neues nicht plötzlich entsteht. Tradition ist für den „Expressionismus" bereits von der alten Kunst her abzuleiten; sofern man bei der Bezeichnung an den „starken vom subjektiven Innern ausgehenden Ausdruck" denkt.

Herr Ludwig Kirchhoff in Wiesbaden unterstützt seit Jahren die junge Kunstbewegung — zielbewußt. Er hat die Absicht, seine Sammlung dem Wiesbadener Museum zu hinterlassen und setzte mit großem Sammeleifer da an, wo die rührige Leitung der Mannheimer Kunsthalle Halt machte.

Jedenfalls spürte man in Frankfurt, Mannheim und Wiesbaden etwas von der Ansteckung frischer Strömungen, einen Willen zur Kunst wie im Rheinlande! Frankfurt am Main mit seinen vielen kaufkräftigen und gut beratenen Sammlern hat größte Möglichkeiten in Aussicht zu stellen.

Alfred Mayer

Die amerikanische Seele

Man hat sie in Büchern und Artikeln fleißig gesucht, mit Nachsicht, Einsicht, Zorn und Hohn beschrieben — aber sie war eine Konstruktion. Konnte nichts anderes sein. Denn die Gewaltsamkeit aller Völkerpsychologie verwirrt sich noch ins Hundertfache bei einem Gebilde, dessen Mischung immer gärt. Konventionen, Typen — die mag man fassen; sie sind vorab angelsächsisch. Aber es fehlt darin zu leicht das Amerikanische, das im meisten kompakter, frecher, großartiger ist.

Amerika hat seine eigene Seele in zwei literarischen Erhebungen aus sich herausgestellt. Die Europa-Importen gehen daneben her. Was es selber gab, war Poe und Whitman,

Digitized by Google

die Groteske und den dichterischen Rhythmus der geschauten Sachlichkeit. Vielleicht sind es die beiden Denk- (und Dicht-) Formen, in denen das Amerikanische sich am unmittelbarsten gibt, in denen es gefaßt werden soll. Whitman steht hinter Jensens Amerika-Buch (für Kellermanns kecke Mache wird man ihn nicht verantwortlich halten wollen). Er blieb nur Prophet; ist der Dichter schon unterwegs, der die Wandlungen und Erfüllungen und Enttäuschungen gestaltet?

Wilhelm Vershofen hat bei Diederichs in Jena zwei Amerika-Bücher erscheinen lassen, die zwischen Dichtung und Publizistik die Mitte halten und jene Frage aufwühlen: Amerika, als Stoff der Dichtung. Es sind freilich erst Ansätze, etwas geknickt durch die Aktualität, durch die zu nahe Sehweite. Aber gerade wenn man mit Kellermann vergleicht (was sich ganz notwendig aufdrängt), so spürt man, wieviel näher und fester die Frage gestellt ist. Denn auf die Dekoration der Utopie und auf die Vergnügungen bürgerlicher Unterhaltsamkeit ist verzichtet.

Ein paar Bogen heißen: „Amerika. Drei Kapitel der Rechtfertigung." Sie kommen maskiert als Tagebuchnotizen eines amerikanischen Geschäftsmanns, Grotesken, die das Kleid einer biederen Sachlichkeit angelegt haben. Das kapitalistische Amerikanertum rechtfertigt sich, indem es sich vor sich selber dokumentiert, ohne die Geste für die Öffentlichkeit, mit einem Erstaunen für die unsachliche Betrachtungsweise kritischer Moralisten. Das Büchlein gehört in seiner geistreichen Voraussetzung und seinem literarischen Reiz zu den besinnlichsten Schriften, die man jetzt unter die Hand nehmen kann. Vershofen ist ein Humorist, bei dem dies Wort keine Entwertung enthält, sondern hohe Steigerung: weil Gescheitheit hinter seiner gelassenen Weltbetrachtung steht. Losch hat in seinen „Unerwarteten Geschichten" teilweise ähnliches versucht, aber es blieb vielfach nur Rohstoff, während es hier mit einer meisterlich sicheren Hand und einer quellenden Erfindungskraft Bildung, Gestalt wurde.

Das Büchlein ist der Auftakt zu einem größeren Buche, das schon vor ein paar Monaten erschien: „Das Weltreich und sein Kanzler." Der Verfasser des „Fenriswolf", jener „Finanznovelle" über die Vertrustung der norwegischen Wasserkräfte, erscheint zunächst noch mit der Tarnkappe — er wiederholt jenen kecken und damals glänzend gelungenen Versuch, ein Epos der Sachlichkeit aus Briefordnern, Zeitungsausschnitten, Prospekten und Protokollen zusammenzustellen. Das Wagnis ist etwas bedenklich — denn es meldet sich die Gefahr, daß der kühne und frische Einfall zur Manier erstarrt, Methode werden will und dann seine Grenzen verrät. Gewiß bleibt auch dies Buch so „spannend", wie das erste gewesen, packend und verblüffend in der Führung der Fabel — die ungeheure Konzentration des amerikanischen Kapitals, hier in der Hand des Kupferkönigs, seine wirtschaftliche und politische Ausstrahlung, seine seelischen Reflexe, seine Philosophie und Ethik — ein gewaltiger Stoff und in der Darstellung um so eindringlicher, als er sich, im Kernproblem, nie mit pathetischem Lyrismus mischt. Aber in einem bleibt das Buch hinter seinem Vorgänger: es will über die kapitalistischen Sachfragen hinausstoßen nicht nur in die Seelenlehre der Menschen, die mit Hirn und Empfindung um die Kräfte des Ka-

Digitized by Google

pitals kreisen, sondern es will Menschen zeigen, Einzelne, Geschicke, die über die Typenbildung reichen. Das aber scheint mir etwa die Grenze. Die Straffheit der Anlage muß leiden, denn nun gibt es einige „Briefordner" als „Quellen", sehr geschäftliche und ziemlich private, und in ihrer Ordnung wird der Dichter wie ein Detektiv spürbar — im Ausschöpfen des Seelischen kann aber dies Verfahren über den Umriß, die Andeutung nicht hinauskommen, und so bringen die frauenzimmerlichen Teile des Buches eine gewisse Unruhe herein, die eine Störung sind.

Die Wirkung dieser beiden Bücher mag publizistisch sein, und so sehen wir sie zwischen der „Amerika-Literatur" als höchst eigene und unmittelbare Beiträge; der Wert ist rein literarisch. Man darf bei ihnen die Aktualität abstreifen und braucht nur auf Sprache, Ausdruckskraft, Straffheit des Denkens und Weite der Erfindung zu blicken. Dann behaupten sie sich im Strom der Bücher und Broschüren, weil sie, in eigener Prägung, das Mal eines gescheiten und erfindungsreichen Kopfes und eines sicheren Formwillens zeigen.

Theodor Heuss.

Daimler

Ein Kapitel Kriegskonjunktur

Man erzählt sich aus der tollen Zeit vor dem Wiener Börsenkrach im Jahre 1873 eine hübsche Anekdote. Ein den Börsendingen völlig Fernstehender wollte sich einmal, geführt von einem Fachmann, das Börsentreiben ansehen. Als er zur Tür hereinkam und die aufgeregte Menge sah, fragte er lächelnd seinen Begleiter, ob man da nicht auch mitverdienen könne. „Selbstverständlich" antwortete dieser, „ich will gleich etwas für Sie kaufen." Als sie nach einer halben Stunde das Lokal wieder verließen, händigte der Führer dem Besucher 500 Gulden ein. Dieser wußte gar nicht, was das zu bedeuten habe, worauf ihm der Börsianer sagte: „Diesen Betrag haben Sie in der letzten halben Stunde verdient."

An diese Anekdote wird man erinnert, wenn man beobachtet, wie die Aktien der Daimler Motorengesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim sich bewegen. Wenige Börsenstunden brachten in der letzten Zeit manchmal Sprünge von 30 bis 50 %. Unmittelbar vor dem Kriege wurden die Aktien zu einem Kurse von ungefähr 300 % umgesetzt, heute werden für sie Preise bezahlt, denen zufolge das Aktienkapital von 8 Millionen rund 70 Millionen Mark wert sein müßte, und seit Ende des Jahres ist die Bewertung um rund 250 % in die Höhe gegangen. Was ist nun der Grund für diese Aufwärtsbewegung und vor allem: ist sie berechtigt? Für Daimler hat der Krieg wie für alle Werke seiner Art einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung gebracht, obwohl doch eines der wichtigsten Absatzgebiete, der Bau von Luxusautomobilen, und auch die Verbindung nach dem Auslande völlig stockt. Warum werden gerade Daimleraktien so besonders bevorzugt, warum lassen sie alle anderen Papiere weit hinter sich? Um das zu erklären, muß man die Politik der Gesellschaft schon in Friedenszeiten berücksichtigen.

Schon seit Jahren war sie sowohl in technischer wie in finanzieller Beziehung mustergültig verwaltet worden. Noch wenige Wochen vor Aus-

Digitized by Google

bruch des Weltkrieges hatte sie am 4. Juli 1914 den stolzen Triumph feiern können, auf französischem Boden die früher unerreichte französische Automobilindustrie entscheidend zu schlagen. Damals hatte ein Mercedeswagen den Grand-Prix des Automobilklubs von Frankreich heimgebracht, und unter Beteiligung der staatlichen und städtischen Behörden wurde damals in Stuttgart eine berechtigte Siegesfeier der Gesellschaft veranstaltet. Dieser nach außen sichtbare große Erfolg der jahrzehntelangen stillen Arbeit in Untertürkheim hatte die stolzesten Hoffnungen in den friedlichen Wettbewerb auf dem Weltmarkt eröffnet.

Es sollte anders kommen, und die vielen, zum Teil mit großen Geldmitteln ausgestatteten Vertriebsgesellschaften im In- und Ausland mußten für jahrelang ihre Bemühungen einstellen. Während nun andere auf den Export zugeschnittene Werke damals zunächst einmal in großem Maßstabe Arbeiterentlassungen und Betriebsverkürzungen vornehmen mußten, war es bei Daimler gerade umgekehrt. Es mußten sogar gleich von vornherein Nachtschichten eingelegt werden, und die Zahl der Angestellten, die im Frieden in Untertürkheim über 3000, in Berlin-Marienfelde aber rund 1000 betragen haben mochte, dürfte heute nicht viel unter 10000 betragen. Nur unter Anspannung aller Kräfte und mit Hilfe bedeutender Neubauten konnten die Aufträge für Heereskraftwagen, für Flugzeugmotoren aller Art und für Dieselmotoren der Marine ausgeführt werden. Daß dabei die Heeresverwaltung „dicke Preise" zahlt, ist ebenso bekannt wie bedauerlich.

Das führt uns zum finanziellen Aufbau der Gesellschaft. Auch dieser, so erwähnten wir, war im Frieden schon außerordentlich kräftig. Man hatte bei Daimler, gewitzigt durch frühere, nicht immer günstige Erfahrungen und wohl auch aus dem Wunsch heraus, für schlechtere Konjunktur mit ihrem scharfen Wettkampf gerüstet zu sein, stets außerordentlich vorsichtig bilanziert, vorsichtiger vielleicht als bei irgendeiner anderen großen deutschen Gesellschaft. Es ist der Verwaltung oft vorgehalten worden, daß sie im Jahre 1911 erklärte, sie werde unter keinen Umständen für die nächsten Jahre mehr als 10% Dividende verteilen, gleichgültig, was auch verdient werde. Die Herren hatten den redlichsten Willen, diese Absichten durchzuführen. Indessen wuchsen ihnen die Gewinne förmlich über den Kopf, und trotzdem man offene und versteckte Abschreibungen vornahm — es ging schon 1912 nicht so weiter, man mußte damals 12%, 1913 bereits 14% Dividende zahlen. Da kam der Krieg mit seinen Millionengewinnen. Der Umsatz stieg geradezu phantastisch, er hatte 1914 wohl 35 Millionen Mark betragen und ist für heute mit 100 Millionen kaum gar zu hoch angenommen. Man wollte aber aus den verschiedensten Gründen der neidischen Welt gegenüber nicht gar zu offen die glänzenden Resultate ausweisen, und deshalb mußten immer verzweifeltere Methoden angewandt werden, um die Gewinne zu verstecken. Man trieb nicht mehr Thesaurierungspolitik, sondern nach den Worten eines Generalversammlungsredners hamsterte man förmlich Gewinne. Für 1914 gelang es noch mit 16% Dividende auszukommen, allerdings auch damals schon gegen den Willen eines Teils des Aufsichtsrates. Es war da innerhalb des Gremiums ein scharfer Gegensatz zwischen der Berliner und der Stuttgarter Richtung zu beobachten. 1915 wurden dann 24% Dividende vorgeschlagen. Da aber

Digitized by Google

wurde die Opposition energisch; es ereignete sich etwas im deutschen Aktienwesen ganz Neues. Die opponierenden Aktionäre traten so energisch auf, daß es zur Vertagung der ordentlichen Generalversammlung kam und in einer zweiten Sitzung die Verwaltung dann „aus freien Stücken" 28% vorschlug. Sie wußte wohl, warum sie hier entgegenkam. Die Art der Bilanzierung hätte den Aktionären Gelegenheit gegeben, im ordentlichen Gerichtsverfahren die ganzen Bewertungsvorgänge anzugreifen und eine erheblich andere Berechnung zu erzwingen. Inzwischen ging der Krieg weiter, und so mußte man für 1916 35% Dividende ausschütten aus einem Reingewinn, der sogar nach der Bilanzaufstellung der Gesellschaft etwa so hoch war wie das Aktienkapital! Eine Dividende von 35% würde nun noch lange nicht den heutigen Kurs rechtfertigen. Es müssen da nach Ansicht der Börse noch allerhand Dinge vorliegen, und das ist allerdings wahrscheinlich.

Wenn man nämlich die Bilanz betrachtet, so ergibt sich ein recht eigentümliches Bild — ein Muster der schlimmsten Bilanzunklarheiten, die man sich denken kann. Früher wurde, wenn man von Gesellschaften sprach, die besonders vorsichtig bilanzierten, immer die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft genannt, weil sie ihre sämtlichen Maschinen und Einrichtungen sofort nach dem Erwerb abbuchte und nur Gebäude und Grundstücke mit ihrem Werte einstellte. Was will diese Vorsicht aber besagen gegen die Art, mit der die Daimlergesellschaft vorgeht. Dieses Unternehmen hatte früher schon wie die A. E. G. verfahren, war aber dann allmählich dazu übergegangen, auch die Gebäude vollständig abzuschreiben. Jetzt aber ist sie so weit, sämtliche Betriebsanlagen, also auch die Immobilien, die Fabriken samt ihren Einrichtungen mit einer Mark einzustellen. Welche Werte in diesen Posten stecken, ergibt sich daraus, daß sie selbst im vorigen Jahr, in dem also auch außerordentliche Abbuchungen vorgenommen waren, noch mit 6 Millionen eingestellt waren. Es ergibt sich aber ferner daraus, daß die Gesellschaft im Kriege im allergrößten Maße als Grundstückskäufer aufgetreten ist. Erst vor kurzem wieder hat sie im Industriegebiet bei Untertürkheim Neuerwerbungen für 4 Millionen vorgenommen, nachdem sie bereits im Vorjahr von der Stadtgemeinde Sindelfingen ein großes Areal für den Flugzeugbau erworben, kurz vorher aber in Berlin und Stuttgart um etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Terrain dazugekauft hatte. Es ist in diesem Posten ferner der große Palast Unter den Linden in Berlin enthalten, der eine ganze Reihe von Millionen gekostet hat. Daß die mit $5\frac{1}{4}$ Millionen bewerteten Waren und die mit 9 Millionen bewerteten Halb- und Ganzfabrikate nicht hoch bewertet sind, ist bei den Grundsätzen von Daimler selbstverständlich. Der mit $3\frac{3}{4}$ Millionen zugegebene Effektenbesitz ist ebenfalls auffallend niedrig, wenn man sich erinnert, welche stolzen Beträge die Gesellschaft in Kriegsanleihen gezeichnet hat, wobei allerdings an die Bezahlung von Kriegsgewinnsteuer zu erinnern ist. Die Beteiligungen sind kurzerhand mit einer Mark eingestellt, obwohl darunter, abgesehen von den großen Interessen im feindlichen Ausland, deren Schicksal ja allerdings ungewiß ist, doch auch recht aussichtsvolle Posten wie etwa die Österreichische Vertriebsgesellschaft oder aber die Beteiligung an der Kriegsautogesellschaft verbucht sind. Ein Muster von Unklarheit aber ist der Posten Debitoren mit $33\frac{3}{4}$ Millionen. Hier handelt es sich nämlich

Digitized by Google

nicht etwa um Forderungen bei Kunden, sondern darin sind sehr ansehnliche Bankguthaben enthalten und auch sonstige Darleheu, wie etwa ein Darlehen von mindestens 5 Millionen Mark an die Stadt Stuttgart — auch ein Zeichen der Zeit; früher liehen die Städte der Industrie Geld, jetzt leiht die Industrie den Städten. Das ist freilich verständlich, wenn man sieht, wie die Gesellschaften förmlich im Geld schwimmen, wie beispielsweise die Daimler-Gesellschaft, die ihre gesamte Obligationenschuld zurückzahlen konnte. Unter den Passiven sind äußerlich kenntlich gemacht 7 Millionen Reserven. Sonst ist nur ein einziger Posten von Interesse, das sind die Kreditoren mit $26\frac{1}{2}$ Millionen. Nichts aber wäre irrtümlicher, als zu meinen, daß tatsächlich die Gesellschaft in dieser Höhe richtige Schulden hätte, sondern der weitaus größte Teil dieses Postens bezieht sich auf Rückstellungen für die Kriegsgewinnsteuer, daneben sind wohl noch Anzahlungen auf Vorherbestellungen enthalten.

Die Gesellschaft erstickt also geradezu im Gelde. Sie hat sich bis jetzt einigermaßen geholfen durch Tilgung aller Verbindlichkeiten, durch Ausleihen an Staat und Kommune, durch außerordentliche Grundstückserwerbungen und vieles mehr. Was wird sie in Zukunft tun? Sie wird tatsächlich genötigt sein, sich irgendwie Luft zu machen, schon um nach außen hin die allzugroße Rentabilität nicht gar zu leicht erkennbar zu machen. Das nächstliegende Mittel dazu ist eine Kapitalsverwässerung. Diese kann entweder ausgeführt werden, wenn man das Aktienkapital durch Ausgabe von neuen Aktien zu pari verdoppelt oder verdreifacht, oder aber indem man aus vorhandenen Reserven die Aktien selbst bezahlt, also sogenannte Gratisaktien ausgibt. Mit allen diesen Methoden würde aber die Gesellschaft noch nicht ihr vieles Geld los werden. Zu diesem Zweck empfiehlt sich vielmehr die Ausschüttung eines sogenannten Bonus etwa in Form von Kriegsanleihe. Daß dahin gehende Bestrebungen im Lager der Aktionäre vorhanden sind, ist ein offenes Geheimnis. Ob die Verwaltung sich dem fügen wird, ist eine andere Frage.

So glänzend nun die Situation ist, so müßten freilich die Leute, die in Daimleraktien spekulieren, nicht vergessen, daß die Bäume nirgends in den Himmel wachsen. Man muß zu Ehren unserer Regierung annehmen und hoffen, daß sie dafür sorgt, daß die Gesellschaften, die während des Krieges so außerordentliche Gewinne erzielt haben, viel mehr als bisher zu Sondersteuern herangezogen werden, daß man mehr als bisher dem englischen Vorbild folgt, wo bekanntlich bis zu 80 % der Kriegsgewinne dem Staate gegeben werden müssen. Derartige Erwägungen aber spielen bei der heutigen Verfassung der Börse nur eine sehr geringe Rolle, sonst wären Steigerungen, wie wir sie bei Daimler erleben, gar nicht verständlich, nicht ganz unschuldig an der Überspekulation ist allerdings insofern die Verwaltung, als die gewiß sehr gut gemeinte Bilanzierungsmethode die Phantasie der Börsianer und ihrer Mitläufer in ungesunder Weise erregt. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Österreichische Sorgen

Von Stefan Großmann (Berlin)

Dieser Aufsatz wurde vor Ausbruch der Ministerkrise Clam-Martinitz geschrieben.

er Österreicher, der die drei Kriegsjahre in Deutschland verbracht hat, ist seines Österreichertums bewußter geworden als mancher, der die schwarzgelben Pfähle nicht überschritten hat. Es gab Tage der Bangnis für den Österreicher im Deutschen Reich, die in der Isolierung der Fremde schwerer empfunden wurden als in der unwillkürlich stärkenden Anlehnung an die Heimatsgenossen; zuweilen überkam den Österreicher in Berlin eine gefährliche Reizbarkeit, und manches harte Wort — ich denke an die Tage nach dem Fall von Przemysl — verwundete. Aber solche Stunden der Empfindsamkeit vergingen bald, weil der Glaube an Deutschland heilende Kraft gab. Kein Wort bitterer Kritik, kein ungerechter Hohn, meistens aus der Unkenntnis österreichischer Schwierigkeiten erwachsen, konnten das Gemüt so ernst stimmen, wie an manchen Tagen der Blick in die Heimat. Diese Sorge ist in den letzten Wochen nicht geringer geworden. Überall hat ja die Hochzeitsstimmung von 1914 der freudigen Hingabe ans Schicksal einer kühleren Besinnung und Bedachtsamkeit weichen müssen. Militärisch ist Österreich-Ungarns Himmel heute, wenn nicht wolkenlos, so doch heiterer als vor drei oder zwei Jahren. Die russische Dampfwalze wird nicht leicht wieder vorwärtsgeschoben werden können, und die Abwehr der Italiener, wie opfervoll sie sei, stimmt keinen Österreicher pessimistisch. Gerade diese beruhigende Lage gibt dem Österreicher das Recht zur Offenherzigkeit.

Der junge Kaiser hat sich schnell die Herzen gewonnen, nicht allein durch seine Jugend. Der Staat hat Karl I. gebraucht. Ich erinnere mich sehr genau an ein leises, aber fest eingegrabenes Gespräch, das ich im zweiten Kriegsjahr mit einem österreichischen

Digitized by Google

Minister hatte. Er lobte die Gewissenhaftigkeit, den Fleiß, die für einen Greis ganz ungewöhnliche Lebendigkeit Franz Josephs, und er fügte nur mit einem ganz schwachen Seufzer hinzu: „Aber wir müssen von Seiner Majestät alle Aufregungen fernhalten, das sind wir seinem ehrwürdigen Alter schuldig." Es war nicht leicht, einen Weltkrieg ohne Aufregungen zu führen. Das war nun die listige Kunst und gleichzeitig die sonst nicht erklärliche Macht des Grafen Stürgkh, daß er den greisen Kaiser in eine abgeschlossene Atmosphäre von Stille einzuhüllen wußte, durch die kein schriller Ton der Wirklichkeit dringen konnte. Dieses System der rücksichtsvollen Isolierung hat sein junger Nachfolger nicht nötig, und er würde den Staatsmann, der ihn in dieser Wolke der Sorglosigkeit einlullen wollte, mit einem jugendlichen Wink schleunigst verabschieden. Auch die Schmeichler und Süßredner haben es jetzt wohl nicht leicht. So viel wissen wir von des jungen Kaisers Drang nach rechtschaffener Orientierung, daß wir annehmen können, daß er eine unwürdig-demütige Annäherung, wie sie Herr Hermann Bahr in seinem letzten Buch „Schwarzgelb" versucht hat, mit ungeduldiger Geringschätzung unterbräche. Dort schreibt der unwahrste Schriftsteller: „Der Kaiser von Österreich, wer und was er auch sei, ist uns liebenswert, weil wir sonst nichts haben, was alle, welchen Volkes, welchen Standes, welchen Sinnes immer, lieben können. Er ist das Einzige, worin sich Alle vereinigen." Herr Bahr ahnt in seinem Huldigungsdrang gar nicht, wie fürchterlich seine Worte wären, wenn sie Wahrheit enthielten! Er predigt die gefährlichste Art von Quietismus, wenn er mit allzu hoher Stimme singt: „Weil er der Kaiser ist, wird er geliebt ... Indem er der Kaiser ist, hat er schon alles, was er braucht." Es fällt Karl I. nicht ein, bloß da zu sein und die Volkshymne singen zu lassen. Er weiß, daß er andere, festere Brücken zu seinem Volke bauen muß, er will sich, wie es in der Thronrede jüngst hieß, mit dem Geist der wahren Demokratie verbünden, er will sein großes Erbe erwerben, um es zu besitzen. Jeder, der in die Nähe des jungen Kaisers gelangt ist — und seine Tür steht weit offen — rühmt

Digitized by Google

diesen redlichen Eifer Karls, seine schöne Bescheidenheit. Vor einigen Wochen sprach ich in Wien einen Fachmann, der den Kaiser über die Fragen der Volksgesundheit unterrichten wollte — aus diesen Erörterungen mag das neugeschaffene Ministerium entstanden sein — und er erzählte, wie aufmerksam Kaiser Karl zuzuhören wußte und mit wie gewissenhafter Sorgfalt er sich während der stundenlangen Belehrung Notiz auf Notiz machte. Mit dem Bleistift in der Hand hörte er den Sachverständigen an. Das ist kein pompöses Bild, kein Knackfuß könnte es heroisch stilisieren, aber vielleicht spricht es eben deshalb zum nüchternen Sinn.

Karl I. hat, als er den Thron bestieg, das Testament seines Onkels Franz Ferdinand vorgefunden. Er hat es beachtet. Graf Czernin, dessen staatsmännische Ein- und Vorsicht auch Skeptiker rühmen, Prinz Conrad Hohenlohe, Graf Clam-Martinitz, der Finanzminister Spitzmüller — sie alle gehörten zum engeren Kreis des getöteten Thronfolgers. Sofort schnupperten die allzeit Huldigungsbereiten, daß Kaiser Karl nur eine andere Ausgabe Franz Ferdinands sei. Herr Bahr, der in den Salons frommer Gräfinnen heimisch geworden ist, rief in Verzückung: „In ihm ist uns Franz Ferdinand auferstanden!" In Wahrheit war es gerade die zu lösende Aufgabe, nicht in die Unfreiheit des Erben zu geraten. Die Stunde, über Franz Ferdinands Wirken und Nachlaß freimütig zu sprechen, ist noch nicht gekommen. Jedenfalls hat er, wie die mit ihm Verbündeten, die Widerstände unterschätzt, die seinem durchaus mechanistischen Willen zur Macht sich entgegenstellten. (Mit leisem Schauder lese ich heute die letzten Sätze eines Aufsatzes, den ich an dieser Stelle am 27. Dezember 1913 zum 50. Geburtstag Franz Ferdinands schrieb: „Es gibt einen Grad der nachtwandlerischen Sicherheit, der gefährlich werden kann denen, die ihm begegnen, aber auch dem Wandler selbst." Ein halbes Jahr später war Franz Ferdinand ermordet.) Dieser junge, heitere Kaiser konnte nicht, mit Bahr zu sprechen, „wie ein Gewitter an unserem Horizont stehen" (mit diesem Satz meint Bahr den Verstorbenen zu ehren), er mußte einen liebenswürdigeren

Digitized by Google

und natürlicheren Weg zu seinen Völkern finden, als den der strengen Drohung, und er hat ihn gefunden. Vielleicht wäre sogar ein oder der andere Mißgriff vermieden worden, wenn Franz Ferdinands Schatten nicht über den ersten Regierungswochen des jungen Kaisers gelagert hätte. Ernst von Körber, Österreichs geschmeidigster und freiester Staatsmann, wäre vielleicht nicht mit solcher Plötzlichkeit weggeschickt worden, wenn Kaiser Karl damals den gefährlichen Erbschaftsgedanken schon überwunden hätte. Doch mit jedem Tage wurde Karl mehr als ein Erbe!

Aus dieser ersten Epoche aber stammt das Ministerium des Grafen Clam-Martinitz, das, als es kam, von dem bisher schmollenden Adel begrüßt wurde als die Ablösung vom Regime der Bürgerlichen, als der Wiederantritt alter feudaler Geschlechter, die sich zur Regierung Österreichs nun einmal, Gott weiß warum, berufen glauben. Wer heute die Gründe prüft, die zur Entlassung Körbers geführt haben, wird finden, daß Ernst von Körber vor der Geschichte nicht schlecht abschneidet. Er wollte, daß der junge Kaiser auch in Österreich den Eid auf die Verfassung leiste (in Ungarn ist dies längst und mit berechtigter Feierlichkeit geschehen). Er weigerte sich, ohne Parlament entscheidende Sprachenverfügungen zu erlassen, und sträubte sich dagegen, sich auf eine bestimmte Lösung der galizischen Frage festzulegen. Als Körber ging, dachte man, nun werde in acht Tagen die deutsche Staatssprache und die Selbständigmachung Galiziens verkündet werden. In der Wirklichkeit steht Clam-Martinitz heute dort, wo Körber stand, nur eben hat er zu den Denkprozessen Körbers erheblich längere Zeit benötigt. Der Deutsche Körber wollte den Reichsrat. Clam-Martinitz mußte sich zögernd, unfreudig und vielleicht nur, weil seine alte tschechische Seele wieder halblebendig wurde, zur Einberufung des Parlamentes verstehen. Aber was unter Körbers sanft führender Hand mühelos ins richtige Geleise geschoben worden wäre, hat unter seines Nachfolgers zögerndem Ungeschick im Handumdrehen zur alten Kalamität geführt. In dieser ersten Stunde des neuerstandenen Reichsrates wäre ein Führer von Schwung

Digitized by Google

und Größe, ein Österreichkenner mit einem Königsgedanken, ein Menschenbehandler von psychologischem Scharfblick vonnöten gewesen. Was Clam-Martinitz in seinen Reden bot, war nur abgelesenes, wohlgemeintes, aber unbedeutendes patriotisches Gefühl, keine Gedanken, nicht einmal ein Einfall, nicht eine Wendung, die dem großen Augenblick gemäß gewesen wäre. Seine Kunktatornatur spornte die Tschechen sogleich zu hitzigen Vorstößen an, an die sie unter Körber nie gedacht hatten, seine Unsicherheit trieb die Polen, die wahrhaftig Österreichs Fürsprache brauchen können, in eine unnötige Opposition. Die deutschen Sozialisten, die im Nationalitätenstaat Österreich noch ganz anders zur Mitarbeit herangezogen werden müßten, weil sie frei von chauvinistischer Besoffenheit sind — es fehlt ihnen freilich noch der Mut zur Führung —, stehen passiv, enttäuscht und besorgt in der Ecke. Wieder ist das Haus am Franzensring der Schauplatz armseligster Deklamationen.

Zuweilen müßte man glauben, die deutschen Parteien hätten dieses Versagen des Reichsrates heimlich gewünscht. Schon, daß sie den Professor Dr. Groß zum Präsidenten wählten, ist von vielen als ein bewußter Streich gegen das Parlament gedeutet worden. Zur Führung des Reichsrates, in dem die Nationen einen Modus des Miteinanderlebens finden sollten, gehörte ein Abgeordneter mit persönlicher Autorität, eine konziliante und doch willensstarke Persönlichkeit, ein Führer von Takt und Voraussicht. Es gab einen Mann im Hause, der dazu prädestiniert schien. Engelbert Pernerstorfer. Ein Deutscher, an dessen Deutschheit nicht zu mäkeln war, ein Sozialist, mit dem sich auch die Polen, Tschechen, Italiener und Ruthenen freudig einverstanden hätten, einer der ältesten Mitglieder des Hauses, von unantastbarem Gerechtigkeitssinn und wahrer „Liebenswürdigkeit des Herzens". Mit einem Schlage wäre hier auch die allzu jüngferliche, auf ihre Sittsamkeit bedachte, verantwortungscheuende Politik der Sozialdemokraten wenigstens auf einem Punkte zu beseitigen und ein natürlicher, in Österreich durchaus selbstverständlicher Kontakt mit dem jungen

Digitized by Google

Kaiser herzustellen gewesen. Freilich, diese Lösung war keine trivial-alltägliche, es hätte zu ihr ein führender Ministerpräsident gehört. Der ungenügenden Routine des Grafen Clam-Martinitz gelang es nicht einmal, seine zwei deutschen parlamentarischen Minister zu stärkerem Einfluß auf die deutschen Parteien zu bewegen.

Ehe der Reichsrat zusammentrat, empfing der junge Kaiser die Führer aller Parteien. Er sprach mit den Abgeordneten jeder Nation, ließ sie bitten, ihm keine vorbereiteten Ansprachen zu halten und auch sein eigenes Wort war aus dem Augenblick geboren. Die Stunde ist so bedeutsam, daß es nichts ausmacht, wenn der Kaiser einmal „ohne ministerielle Bekleidungsstücke" agiert. Aber solche Gelegenheiten müssen naturgemäß selten bleiben. Wo aber ist die Hilfe zu sehen, die Clam-Martinitz bieten kann? Als Redner ist er unbedeutend, zu Verhandlungen scheint er nicht geeignet und wer gar ein großes, tiefer angelegtes Staatsprogramm in seinen Kundgebungen sucht — und wie sehnsüchtig wird ein tiefer begründetes Nationalitätensystem, eine aus der Kriegserfahrung geschöpfte Verwaltungsreform erwartet —, der wird diese Reden ganz unbefriedigt aus der Hand legen. In keinem Augenblick aber hat die Unbedeutendheit weniger Recht auf politische Existenz gehabt! Mit politischer Lyrik — „mein Programm ist Österreich" — allein ist jetzt zu wenig getan. Kaum jemals ist ein Ministerpräsident machtloser gewesen als dieser. Er vermag nicht einmal die Deutschbürgerlichen, die ihm nach Körbers Sturz in den Sattel halfen, zur parlamentarischen Disziplin zu bewegen. Sonst könnte es sich nicht ereignen, daß ein deutschböhmischer Abgeordneter in einem Augenblick, da die Polen zur Mitarbeit gewonnen werden sollen, bei einer Schilderung galizischer Zustände dazwischenruft: „Es sind viel zu Wenige gehängt worden." Mag sein, daß es dem Zwischenrufer weniger auf die plumpe Roheit als auf die Sprengung des Reichsrats ankam — aber wozu, wenn solche hinterlistige Absichten im Werke sind, soll dies Schauspiel vor dem höhnisch horchenden Europa aufgeführt werden?

Digitized by Google

Ein Staatsmann von Belang, der „Adler und Schlange" hat, Größe und Klugheit besitzt, könnte auf diesen Reichsrat, in dem vorläufig die besten Elemente zur knirschenden Stummheit verdammt sind, zu seiner Verantwortlichkeit bekehren.

Freilich — ein Staatsmann!

Volkskraft und Familie

Von A. Zeiler, I. Staatsanwalt in Zweibrücken

Gustav Hervé hat jüngst einen Klageruf darüber ausgestoßen, daß mit der Jahresklasse 1918 der französischen Jugend nur 200 000 Jünglinge an die Front abgingen, während Deutschland mehr als das Doppelte stelle und „von Energie und Jugendnachwuchs strotze". Das stimmt nun schlecht zu den ernsten Besorgnissen deutscher Vaterlandsfreunde, die einen gerade in Deutschland geschehenden jähen Absturz der Nachwuchszahl beklagen. Noch haben wir freilich zu unserem Glück starke Jahrgänge ins Feld stellen können, da die sinkende Geburtenzahl erst nach Jahren ihre schlimme Wirkung äußern kann, der Geburtenrückgang bei uns aber erst um die Wende des Jahrhunderts sich plötzlich verschärfte, so daß eben jetzt erst die fraglichen Jahresklassen ins wehrfähige Alter einzutreten beginnen. Wäre der Krieg um fünfzehn oder zwanzig Jahre später entbrannt, so müßten wir den Klageruf ausstoßen, den wir eben von Hervé hörten. Denn während 1901 auf 10 000 Einwohner Deutschlands noch 370 Geburten kamen, waren es 1913 nur noch 282, und es ist, wenn auch wegen der ganz besonderen Verhältnisse des Krieges nicht zahlenmäßig belegbar, dennoch leider außer allem Zweifel, daß die Geburtenzahl auch seitdem ihren scharfen Rückgang fortgesetzt hat. Und ebenso sicher ist, daß das Übel nicht von selber zum Stillstand kommen wird.

Die Fragen der Kriegszeit drängen die anderen in den Hintergrund. Darum springt auch in unserer Frage die Bedeutung des Geburtenrückgangs vor allem für unsere militärische Sicherheit in die Augen. Offenbar zwar ist für die Siegesaussichten von weit höherem Wert die Tüchtigkeit von Heer und Volk als die Zahlenmasse. So hat einst das kleine Japan den russischen Koloß überwunden; so konnten wir selbst in diesem Weltkriege eine ungeheuerliche Zahlenübermacht bestehen. Und dennoch wäre es vermessen, wollten wir auf die höhere Tüchtigkeit allein vertrauen und uns gar darauf

Digitized by Google

verlassen. Denn wir standen und stehen in einem Ringen, das wahrlich schwer und heiß und zähe genug ist, um uns die Frage aufzudrängen, ob die Zahlenübermacht der Feinde noch erheblich viel größer hätte sein dürfen. Und wir leben nicht nur in der Gegenwart und für sie. Alle unsere Opfer an Gut und Blut, alles Menschenleid, all unsere Erfolge in diesem Kriege wären vergeblich, wenn eine spätere Wiederholung des jetzigen Riesenkampfes uns an Volkszahl geschwächt finden sollte. Dieser Ausblick in die Zukunft mit ihren Möglichkeiten liegt nahe genug. Rußlands Volkszahl, vor dem Kriege ohnehin 180 Millionen gegen unsere 68, hat sich jährlich um gut 3 Millionen vermehrt, die unsrige nur um knappe 800000, und wir werden nicht einmal diese unsere Vermehrungszahl beibehalten, da sie unter der Wirkung der sinkenden Geburtenzahl einen scharfen Rückgang erfahren muß.

Auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete hat uns bisher noch unser Geburtenrückgang seine schlimme Wirkung nicht zu fühlen gegeben. Zwar hat Deutschland — im Gegensatze zu ehedem, wo wir jährlich Zehntausende als Volksüberschuß mußten auswandern lassen — schon Jahre vor dem Kriege seinen Arbeiterbedarf nicht mehr decken können, und darum viele Hunderttausende von fremden Arbeitern beschäftigt; das war indessen nicht die Folge des Geburtenrückgangs, sondern die einer wirtschaftlichen Blüte, zumal des mächtigen Aufstiegs unserer Industrie. So unerfreulich nun der Zuzug der Fremden mit ihrer Gefährdung unseres Volkstums, unserer Sprache und Gesittung war, so würden wir doch nach dem Kriege, wenn eine neue Blüte unserer Wirtschaft sich entwickeln soll, von neuem nach dem Notbehelf greifen — wenn er uns dann wieder zur Verfügung stünde. Aber werden auch dann wieder jene fremden Länder, durch die Kriegserlebnisse an Menschenkraft geschwächt, unter der Wirkung politischer und wirtschaftlicher Veränderungen, noch imstande und willens sein, uns Arbeitskräfte zu senden? Versagt aber jener Notbehelf, dann wird, von Jahr zu Jahr in steigendem Maße, bei uns der Geburtenrückgang seine schlimmen Wirkungen zeigen, da die Jahrgänge seit 1900 schon begonnen haben, erwerbsfähig zu werden. Diese Wirkung, zusammen mit unseren eigenen schweren Kriegsverlusten an arbeitskräftigen Männern, wird sich als schädlicher Meltau auf den erhofften neuen Blütenansatz unserer Volkswirtschaft legen.

Mancher freilich weist beschwichtigend hin auf den gleichzeitigen Rückgang der Sterblichkeit. Aber doch kann dieser, so erfreulich er ist, die Wirkung der sinkenden Geburtenzahl nur mildern, lange nicht ausgleichen. Schon rein zahlenmäßig nicht, da die Sterblichkeit erheblich langsamer sinkt als die Geburtenzahl, und weiterhin darum nicht, weil dem Rückgange der Sterblichkeit natürliche Grenzen gezogen sind, die Geburtenzahl aber geradezu bis auf Null zurückgehen kann, und jener Grenzpunkt, unter den die Sterblichkeit

Digitized by Google

durch alle Verbesserung unserer volksgesundheitlichen Verhältnisse nicht hinabgedrückt werden kann, schon nicht mehr ferne zu sein scheint. Von ganz besonderem Gewichte aber ist hier zudem, daß uns die rein zahlenmäßige Vergleichung der Geburts- und der Sterbefälle ein ganz falsches Bild gibt. Kommt ja doch der Rückgang der Sterblichkeit nicht nur dem Jugendlichen, dem Gesunden und Arbeitskräftigen zugute, sondern auch dem Kranken und Schwächlichen, dem Überlebten und Greisenhaften, so daß also ein guter Teil davon ohne Wert ist für eine Betrachtung über die volkswirtschaftliche und die militärische Entwicklung unserer Volkskraft.

Darum ist es ein dringendes Gebot der Zeit, mit allen Mitteln zum wenigsten einem ferneren Sinken der Geburtenzahl entgegenzutreten. Denn glücklicherweise stehen wir der Erscheinung nicht hoffnungs- und machtlos gegenüber; ja, es darf sogar angenommen werden, daß die Verwendung geeigneter Maßnahmen noch eine gewisse Hebung unserer Geburtenzahl über ihr heutiges Maß bringen könnte.

Mannigfaltig sind die Wege, die sich uns hier eröffnen. Ich kann sie an dieser Stelle kaum andeuten. Man baut auf Erfolge religiöser und sittlicher Belehrung und Erziehung, zumal unter der Nachwirkung der erschütternden seelischen Einflüsse der Kriegserlebnisse. Andere versprechen sich greifbarere Erfolge von den vielgestaltigen Maßnahmen volksgesundheitlicher und wirtschaftlicher Art. Von Verbesserungen des Wohnungswesens, der Arbeiterschutzgesetzgebung, von besserer Fürsorge für Mutter und Kind — von Bekämpfung der Volksseuchen, der Trunksucht und der Geschlechtskrankheiten — von Landbesiedelung — von Verbesserungen des Lohn- und Gehaltswesens, von Steuererleichterungen für die kinderreiche Familie und manchem anderen der Art. Haben wir hierin Maßnahmen vor uns, die auf bestimmte begrenzte Ziele gerichtet sind, so ist eine andere Einrichtung wirtschaftlicher Art auf eine breitere, umfassende Grundlage gestellt. Von ihr im besonderen soll nachstehend die Rede sein.

Immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß die wirksamste Ursache des Geburtenrückgangs in der wirtschaftlichen Enge, Schwäche, Not der kinderreichen Familie liegt. Ein Bild von ganz besonders überzeugender Eindringlichkeit entwirft uns Stoffers in seinem kürzlich bei Bagel in Düsseldorf erschienenen, warmherzig geschriebenen Buche „Kinderreiche Mütter". Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand ohne tiefe Bewegung die Schilderungen aus der Hand legen könnte, die hier von dem entsagungs- und sorgenvollen Familienleben der kinderreichen Ehe gegeben werden, von dem stillen, kaum verhüllbaren Duldertum, namentlich der Hausfrau, während eines langen Ehelebens, von dem ewigen Kampfe gegen die Unzulänglichkeit eines der Vermehrbarkeit entzogenen Einkommens, von

Digitized by Google

den Sorgen, angefangen mit der Beschaffung einer notdürftigen Wohngelegenheit bis hinab zu den letzten Kleinigkeiten des Haushalts. Was uns hier an einer Fülle von Beispielen, auf Grund eines umfangreichen Wirklichkeitsstoffes gezeigt wird, ergibt sich auch sonst aus einfacher Überlegung. Innerhalb einer jeden Einkommenschicht wird sich die Lebenshaltungshöhe, vielleicht unter mehrfachem Hinundherpendeln, immer ungefähr einstellen auf den Stand, den ein Durchschnittsmaß der Familienkopfzahl erlaubt. Angenommen also, in einer Einkommensschicht bilde ein Stand von drei Kindern den Durchschnitt, so wird die Lebenshaltungshöhe etwa einer fünfköpfigen Familie entsprechen. Daß dann der Unverheiratete oder das kinderlose Ehepaar weit über dem Durchschnitt stehen, daß ihnen eine behagliche und sorgenfreie Lebensführung möglich ist, die kinderreiche Familie aber empfindlich unter das Durchschnittsmaß der Lebenshaltung sinken muß, liegt auf der Hand. Diese Wirkungen aber: die starken Gegensätze der Haushalte je nach dem Familienstand, treten um so schärfer hervor, je mehr der Haushalt auf reine Geldwirtschaft eingestellt ist. Das ist aber schon in weiten Volkskreisen restlos der Fall, so vor allem fast durchweg bei der städtischen Bevölkerung, ganz besonders bei den Beamten und Privatangestellten, großenteils auch in der Arbeiterschaft. Und selbst wo dieser Übergang erst in der Entwicklung begriffen ist, macht er gleichwohl schon jetzt seine Wirkungen geltend. Denn je mehr selbst der Landwirt dazu übergeht, sein Korn, seine Milch und Butter zu verkaufen, ja sich auf einen ausschließlichen Anbau von Feldfrüchten verlegt, die zum Verkaufe bestimmt sind, je mehr er also Kleidung, Kolonialwaren, Arbeitsgeräte und die vielerlei sonstige Bedürfnisse von Wirtschaft und Haushalt von seinem Geldeinkommen zu bestreiten hat, um so mehr wird auch er dazu gedrängt, mit der Kopfzahl der Familie zu rechnen, um so mehr verliert das ehedem gute Sprüchlein sein Recht: wo sechse zu Tische säßen, würde auch ein achtes satt. Die Familie *rechnet* mit der Kopfzahl — und *beschränkt sie*, kommt in unaufhaltsamem Niedergang zur Übung einer Drei- und Zweikinderehe und darunter hinab; denn schon ist in manchen Volkskreisen eine Eheführung eingerissen, die sich mit nur einem Kinde begnügen will oder auf Nachwuchs gar verzichtet.

Diese wirtschaftliche Ursache des Geburtenrückgangs ist, dürfen wir jetzt schon sagen, zu einer *Allgemeinerscheinung* innerhalb des Volkes geworden, wenn auch natürlich, und glücklicherweise, noch nicht überall in gleich hohem Maße. Darum muß das Abwehrmittel ebenso *umfassend* und *allgemein* sein. Die Familie ist außerstande geraten, eine größere Kinderzahl aufzuziehen; an Stelle von Elternstolz und Elternfreude über eine blühende Kinderschar trat die Angst vor dem Kinde. Ihr gegenüber treten die so vielfach angeklagte Überfeinerung und Genußsucht, Bequemlichkeit

Digitized by Google

und Scheu vor den Beschwerden von Schwangerschaft, Wochenbett und Aufzucht an Wirkung stark in den Hintergrund, wenigstens in den ihrer Zahl nach mächtig ausschlaggebenden untersten, unteren und mittleren Schichten des Volkes.

Ist hiernach die Familie zu schwach, um die Lasten der Kinderaufzucht aus eigener Kraft vollständig zu tragen, so gilt es, ihr einen erheblichen Teil jener Lasten abzunehmen und auf die tragfähigeren Schultern der Allgemeinheit zu legen, da doch dieser auch die Vorteile eines an Zahl und Tüchtigkeit wertvollen Nachwuchses zugute kommen werden. Auf diese Weise werden wir das hauptsächlichste Hemmnis der Entfaltung eines natürlichen Familienwachstums wegräumen oder wenigstens erheblich abschwächen. Wir werden aber damit zu gleicher Zeit eine Forderung wahrer Gerechtigkeit und Sittlichkeit erfüllen. Denn mit Verbitterung fühlt sich der Familienvater wegen seiner Kinderschar hinter dem ehelosen oder kinderarmen Haushalt in der Lebenshaltung und damit nun ganz unvermeidbar zugleich in der gesellschaftlichen Wertung zurückgesetzt — er, der sein Haupt müßte stolzer tragen dürfen, um der Verdienste willen, die er durch die Aufzucht seiner Kinder sich um die Allgemeinheit erwirbt! Einkommen und Einkommen ist, wenn auch zahlenmäßig vollkommen gleich, dennoch von sehr verschiedener Kraft und Bedeutung, je nachdem es für einen bestimmt ist oder für achte. Darum muß erst wieder durch eine wirtschaftliche Stärkung der kinderreichen Familie die Verschiebung ausgeglichen werden, die durch die Familienlasten erzeugt wird.

Das beste, weil anpassungsfähigste Mittel aber für diese wirtschaftliche Stärkung der Familie gegen ihr Hinschwinden liegt in der Gewährung ausgiebiger Geldbeihilfen. Diesem Ziele gilt auch meine bei Heß in Stuttgart erschienene Schrift: „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt". Ich habe dort einen förmlichen Beihilfenplan entwickelt und an der Hand eines der Wirklichkeit entnommenen verlässigen Zahlenstoffes in seinen Einzelheiten begründet. Nur in gedrängter Kürze mag einiges daraus hier mitgeteilt werden.

Die Forderung der Anpassungsfähigkeit führt dazu, Beihilfen von verschiedener Art nebeneinander treten zu lassen: grundlegend eine Beihilfe für den Haushalt an sich; daneben Kinderbeihilfen in mannigfacher Abstufung nach Alter, Erziehungs- und Versorgungsweise. Die Durchführung erfordert sehr hohe Mittel. Ihre Aufbringung geschieht durch ein eigenes Umlegungsverfahren. Die Deckungsumlage des einzelnen wird gegen die je nachdem auf ihn treffenden Beihilfenbeträge verrechnet, nur der Unterschiedsbetrag von dem einzelnen eingehoben oder an ihn ausbezahlt. Ein schematisches Beispiel mag die geldliche Wirkung des Planes zeigen. Während heute, ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Familienlast, der

Digitized by Google

Eheloſe genau wie die ſtärkſte Familie ein Einkommen hat von beiſpielsweiſe

	ℳ 1000	2000	4000	6000
würden künftighin als „berichtigtes Einkommen“ zur Verfügung ſtehen:				
a) dem Unverheirateten	ℳ 904	1664	3184	4704
b) einem kinderloſen Ehepaar	ℳ 1054	1964	3784	5604
c) einer Familie mit fünf Kindern von 5, 7, 10, 11, 14 Jahren	ℳ 1444	2359	4496	6672.

Durch dieſe Ordnung und die Wahl der hier angenommenen Beihilfenſätze würde noch lange kein vollſtändiger Ausgleich der Familienlaſten bewirkt. Das iſt aber auch keineswegs das Ziel des Vorſchlages. Im Gegenteil, es muß gerade auch darauf Gewicht gelegt werden, daß die Familie immer noch ein gutes Maß von Liebe, Aufopferungsmut und Entſagungsfähigkeit aufzubringen habe, um ihre Kinder aufzuziehen. Nur darum alſo kann und darf es ſich handeln, zu verhüten, daß die Familie ganz über ihre Kraft angeſpannt werde; nur darum, ſie der Gefahr zu entrücken, daß ihr durch den wirtſchaftlichen Druck die Aufzucht eines reichlicheren Nachwuchſes überhaupt zur Unmöglichkeit werde. Es mag zwar ſchwierig ſein, bei der Bemeſſung der Beihilfenſätze die richtige Grenze zu finden. Aber unlösbar iſt die Aufgabe nicht. Mögen darum im einzelnen alle die Beihilfenſätze geändert werden, die ich verſuchsweiſe vorgeſchlagen habe, ja mögen ſelbſt die Meinungen über den Wert und die Durchführbarkeit des Planes im ganzen weit auseinandergehen, ſo iſt doch die Sachlage ſo ernſt und die Abhilfe ſo dringend geboten, daß es die Pflicht eines jeden iſt, ihr ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken — und dabei auch an dem beſcheidenen Löſungsverſuche nicht achtlos vorüberzugehen, den mein Beihilfenplan verkörpert.

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

(Schluß)

Die Zeit der ſechziger Jahre war politiſch ſo bewegt, daß ſie auch auf das Riſſer Stilleben einwirken mußte.

Mein Vater ſtand mit ſeinen Anſichten auf ſeiten jener Altliberalen, die ſich nach der Einigung Deutſchlands ſehnten, ohne ſich über Ziele und Mittel völlig klar zu ſein; ihre Abneigung gegen klerikale Forderungen und gegen Unduldſamkeit in jeder Form war beſtimmter gerichtet. Seine politiſchen Meinungen fanden ihren Aus-

Digitized by Google

druck in der Wahl der Zeitungen, die er las, in ein paar Briefen und in Bemerkungen, die ich, von seiner Hand geschrieben, in „Rottecks Weltgeschichte“ finde.

Leidenschaftlichkeit war ihm fremd.

Vielleicht war sie es überhaupt jener Zeit, wenigstens in den Maßen, die wir kennen.

Ich besitze Briefe, die ein kluger und hochstehender Mann an meinen Vater geschrieben hat, und das Hervorstechendste ist der maßvolle Ton und die Art, den Gegner noch immer gelten zu lassen.

Auch als der Krieg gegen Preußen ausgebrochen war, führte die Erregung nicht zu haltlosen und wüsten Schimpfereien.

Wer sich davon überzeugen will, der nehme alte Zeitschriften zur Hand, und er wird staunen, wie darin jede Eisenfresserei glücklich vermieden ist.

Die Philister allerdings, die Hohenlohe mit viel Unbehagen in Bierkellern beobachtete, mögen sich wütend gebärdet haben, aber in der Familie war der Ton nicht auf Mord und Tod gestimmt.

In der Vorderriß pflegte man in dem ereignisreichen Sommer 1866 einen regen Verkehr mit den bundesbrüderlichen Grenzern und Jägern aus Tirol, und man stellte dabei mit würdigem Ernste als unausbleibliche Folge den Untergang Preußens fest.

Ein bayerischer Oberkontrolleur, der zuweilen zur Visitation kam, schüttelte zu diesen Prophezeiungen den Kopf. Er hatte sich im Dienste des Zollvereins längere Zeit in Norddeutschland aufgehalten und versicherte auf Grund seiner Erfahrungen, daß die Geschichte auch anders kommen könne.

Man nahm dem liebenswürdigen Manne diese schrullenhafte Ansicht nicht übel und lächelte darüber.

Wie es dann sehr bald auch anders kam, wurde der Oberkontrolleur als einsichtiger Politiker betrachtet.

Der Ochsensitzer Toni sagte, der habe halt den Preußen in die Karten geschaut und leicht wissen können, wie das Spiel ausgehe.

Nach dem Kriege war der „deutsche Frühling“, den Völk im Zollparlament begrüßte, nicht durchaus hell und sonnenwarm.

Am Himmel hing als finstere Wolke die Angst vor dem Verluste der bayerischen Selbständigkeit, und sehr hohe Herren, auch der König, schauten bedenklich nach ihr und befürchteten schlimmes Wetter.

In manchen Kreisen ist das ja heute noch ein anregendes Gesprächsthema; wer sich aber in den Geist jener Zeit versetzt, wird feststellen, daß der von Ludwig II. niedergelegte Wunsch, „es möge Bayern nicht mehr als nötig mit Preußen verknüpft werden“, jeden politischen Gedanken, zum mindesten an offizieller Stelle, beherrschte.

Digitized by Google

Der Entwurf zu einer Gründung „der Vereinigten Staaten von Süddeutschland“, den Herr von Völderndorff anfertigte, liest sich für uns wie die Vereinsstatuten einer Harmonie und Bürgereintracht; damals wurde er mit feierlichem Ernste gewürdigt.

Über die mögliche nationale Verbindung der süddeutschen Staaten, über ihr selbständiges und nicht zu nahes Verhältnis zum Norddeutschen Bunde unterhielt man sich in den Salons der Gesandten, in den Zimmern der Minister und in den Bierstuben, vielleicht nicht mit wesentlich abgestufter Einsicht.

Daß mein Vater von dieser Angstmeierei nicht angesteckt war und die deutsche Zukunft in den Händen des Fürsten Bismarck für gut aufgehoben hielt, beweist mir ein Brief, den er im Februar 1870 an seinen Freund, den Oberst Graf Tattenbach, geschrieben hat.

Darin drückt er seine Sorge aus, es könne das „weibsmäßige Getue und Sichsperren“ noch einmal zu Dummheiten führen.

Das Mißtrauensvotum, das beide Kammern gegen den Ministerpräsidenten von Hohenlohe abgaben, indem sie ihm die „Fähigkeit zur Wahrung der bayerischen Selbständigkeit“ absprachen, beunruhigte meinen Vater.

Ganz besonders aber die Tatsache, daß alle bayerischen Prinzen, mit Ausnahme des immer für ein einiges Deutschland eintretenden Herzogs Karl Theodor, dem Mißtrauensvotum zugestimmt hatten.

Nicht nur aus Zeitungsberichten, auch aus unmittelbarer Anschauung konnte mein Vater die Erkenntnis gewinnen, wie die Sorge um die Selbstherrlichkeit maßgebende Persönlichkeiten beherrschte. Der württembergische Minister Baron Varnbüler weilte öfters als Jagdgast in der Vorderriß. Der war ein Partikularist von besonderen Graden, und in seiner gut schwäbischen Offenherzigkeit machte er kein Hehl daraus. Er war übrigens kein Bureaukrat, und seine Ansichten waren nicht in der Luft der Kanzleien gediehen, vielmehr hatte er eine für damalige Zeiten sehr ungewöhnliche Laufbahn durchmessen.

Er war Direktor einer Wiener Maschinenfabrik gewesen und hatte große Reisen unternommen, ehe er ins Schwäbische heimkehrte und am Nesenbach Weltgeschichte machte.

Der Krieg von 1870 verscheuchte die Kümmernisse oder brachte sie doch zum Schweigen.

Mein Vater erlebte ihn mit freudiger Anteilnahme, und er mag oft ungeduldig auf Nachrichten gewartet haben.

Die Riß war in dem harten Winter schon im Dezember zugeschneit und damit war der Postdienst eingestellt.

Digitized by Google

Da taten unsere Jäger ein übriges für ihren Oberförster. Sie stapften auf Schneereifen zum Forsthaus Fall hinaus und holten die Post, die von Lenggries dorthin gebracht worden war.

Eines Abends, als wir schon bei Lampenlicht in der Stube saßen, trat der Jäger Bauer, den Bart bereift und vereisten Schnee an den Schuhen, ein.

Er brachte die Nachricht, daß Paris gefallen sei. Daran würde ich mich vielleicht nicht mehr erinnern, aber daß mein Vater und die Jagdgehilfen hinauseilten und Schuß auf Schuß vor den Fenstern abfeuerten, machte einen so starken Eindruck auf mich, daß es mir im Gedächtnis blieb.

Und daran erinnere ich mich auch, wie völlig ich im Banne der bei Gustav Weise in Stuttgart erschienenen Kriegszeitungen stand, die, zerlesen und vergilbt, mir heute noch das Andenken an meine Kinderzeit wachrufen.

Ich kannte jedes Bild, und ein Gedicht, das ich damals lernte, kann ich heute noch zum Teil auswendig.

Die Hauptperson für mich war aber keiner der Herrscher oder Heerführer, sondern „der Bismarck“, den ich zur Verwunderung unserer Jäger auch aus figurenreichen Bildern sogleich herausfand.

Die leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn schlug Wurzeln im Kinderherzen, die mit meinem Aufwachsen erstarkten, zäher wurden und sich niemals lockern ließen.

Kluge Leute haben mir späterhin ihr Mitleid zugewandt wegen meiner unbekümmerten Hingabe an den Alten; ich habe daran festgehalten und nichts davon herabgelassen bis auf heute.

Eine besondere Freude war es für meinen Vater, wenn er Nachrichten von seinem Forstgehilfen Mailer erhielt, der als Artillerieleutnant gegen Frankreich gezogen war.

Er ist nach Jahren Förster in der Valepp geworden und war dort so lange im Amt, daß ihn wohl die meisten Münchner Touristen kennen.

Nach dem Feldzuge kam er wieder in die Vorderriß und brachte als Trophäen einen französischen Küraß und mehrere Chassepotgewehre mit.

Der Küraß regte meine kindliche Phantasie an, weil er eine tiefe Schußbeule trug.

Mit den Chassepots aber machte mein Vater gründliche Schießproben, wie er überhaupt für Gewehre ein eingefleischtes Interesse zeigte. Jede Schußwaffe, die ein Jäger führte, wurde von ihm genau untersucht, zerlegt und ausprobiert. Das Werdergewehr, das den bayerischen Jägerbataillonen gute Dienste geleistet hatte, fand seine besondere Bewunderung, und eine Werderpürschbüchse, die er zu Weihnachten erhielt, machte ihm die größte Freude. Er schoß sie auf jede Entfernung ein, und als er dabei eine Henne, die sich an die Isar hinunter verlaufen hatte, auf sehr weite Distanz hinlegte,

Digitized by Google

erhielt er von der Hausmutter eine eindringliche Vorlesung über Sparsamkeit und Besonnenheit in reiferen Jahren.

Zu Anfang der siebziger Jahre erregte die Welt jener Streit um das Unfehlbarkeitsdogma.

In Städten und Dörfern kam es zu heftigen Wortkämpfen und zum Eintritt in die altkatholische Kirche.

Mein Vater stand auf der Seite seines alten Rektors Döllinger und sah kopfschüttelnd, wie sich so plötzlich Gewissensfragen erheben konnten.

Allein als Forstmann und Jäger befaßte er sich nicht heftig mit den Fragen, und er bedurfte auf seiner grünen Insel keines Vereins und keiner Partei, um für sich ein Gegner des unduldsamen Wesens zu bleiben.

Meine Mutter aber hing zu sehr an der alten Sitte und den alten Formen, als daß sie sich ein Urteil angemaßt hätte.

Sie hatte sich den Grundsatz zurechtgelegt, daß man aus den Lehren der Kirche das viele Gute und Schöne für sich entnehmen und sonst nicht nachgrübeln und kritisieren solle.

Wenn sie das in späteren Jahren zu mir sagte, nickte sie bekräftigend mit dem Kopfe dazu, und ich sah ihr an, daß sie zufrieden war, einen so sicheren Standpunkt gewonnen zu haben. Sie hat nach ihrer Religion gelebt und faßte — tiefer als manche theologische Abhandlung — das Wesen des Christentums in dem Satze zusammen, „daß man niemand wehe tun dürfe“. Um religiöse Meinungen anderer hat sie sich ihr Leben lang nicht gekümmert.

Eine sich mehr gegen Zwang auflehnende Natur war unsere „alte Viktor“.

Ich bin um einen Titel verlegen, der ihre Wirksamkeit richtig bezeichnen könnte.

„Stütze der Hausfrau“ sagte man damals nicht, und es klänge mir zu fremdartig; „Kinderfräulein“ paßte nicht zur Bescheidenheit unseres Hauses und würde ihrer Tätigkeit nicht gerecht. So will ich sie, wie ehedem im Leben, die alte Viktor heißen.

Sie war die Tochter eines Handelsgärtners und Bürgermeisters von Schongau, kam zu meinen Eltern, als ich zwei Jahre alt war, und starb vierunddreißig Jahre später in meinem Hause.

Sie war eine angehende Dreißigerin, als sie kam, nicht ganz frei von altmädchenhafter Empfindlichkeit, aber so lebenstüchtig, daß sie bald die unentbehrliche Beraterin und Helferin war.

In schweren Stunden zeigte sie ihre resolute Art, tat immer das Richtige und Notwendige, und kein Schmerz konnte sie verhindern, an alles zu denken und für alles zu sorgen.

Nur in ruhigen Zeiten und ganz besonders, wenn lebhafte Heiterkeit vorherrschte, konnte sie in weltschmerzliches Mitleid mit sich selber verfallen und

Digitized by Google

in ihr Tagebuch ein gefühlvolles Gedicht aus Zeitschriften oder Büchern abschreiben. Sie besaß eine ausgesprochene Neigung für die schöne Literatur und eine Neigung, sich darüber zu unterhalten.

Dabei war sie eine gründlich geschulte Kennerin aller Pflanzen, Kräuter und Blumen, sie botanisierte auf jedem Spaziergange und klebte die gepreßten Herbarien in ein Buch ein.

Ihr Vater war in den vierziger Jahren Landtagsabgeordneter gewesen und hatte seiner Tochter eine gründliche Abneigung gegen jede Art von Rückschritt und Tyrannei vererbt.

Sie blieb zeitlebens mißtrauisch gegen zukünftige Möglichkeiten, und sie war überzeugt, daß von irgendwoher und von irgendwem Unterdrückung drohe.

So frommgläubig sie war, nahm sie doch „eine gewisse Art von Geistlichen“ von diesem Verdachte nicht aus.

Sie sah in dem Dogma und in der Art, wie es durchgesetzt wurde, nur die Bestätigung ihrer schlimmen Ahnungen und den Beweis dafür, daß es allgemach wieder finsterer werde.

Sie war glücklich, wenn sie sich darüber aussprechen konnte, oder wenn gar der Herr Oberförster ihr beipflichtend sagte, daß die „Viktor wieder einmal durchaus recht habe“.

Für die kleinen Leute trat sie immer ein, auch wenn ihnen niemand zu nahe trat; sie stellte den unwirklichen Gefahren ebenso nachdrücklich ihre Prinzipien entgegen.

Alle im Hause schätzten ihre brave Art, und der Jagdgehilfe Thomas Bauer, der ein Paar gute Augen hatte und ein sicheres Urteil, schloß mit ihr dauerhafte Freundschaft.

Wenn sich der Frühling auf den Bergen einstellte und Bauer meinen Eltern einen Strauß der frühesten Blumen brachte, vergaß er auch die „Viktori“ nicht.

Sie blieb ihm dankbar und anhänglich, wie allem und jedem, was im Zusammenhange mit der schönen Vorderrisser Zeit stand.

Eine nicht unwichtige Rolle spielten in diesem kleinen Kreise auch die Jagdgäste oder „Jagdkavaliere“, wie man sie nannte.

Es lag in der Abneigung des Königs gegen alles, was Verpflichtungen mit sich brachte, begründet, daß keine Mitglieder des königlichen Hauses in die Riß kamen.

Eine Ausnahme bildete nur Herzog Ludwig, der jedes Jahr zur Pürsche — Treibjagden gab es damals nicht — eingeladen war. Den württembergischen Minister von Varnbüler habe ich schon genannt. Andere Herren gab es, die nur für ein Jahr oder eine Jagdzeit Erlaubnis erhielten.

Digitized by Google

Ein regelmäßiger Gast war ein Graf Pappenheim, den die Jäger wegen seines Jagdfiebers den Grafen „Nackelheim“ hießen.

Aber der Jagdkavalier für meine Eltern und für alles, was in der Riß lebte, war der Oberst Graf Tattenbach, der in der Amberger Gewehrfabrik Dienst tat.

Sein Kommen war jedesmal ein Fest.

Wir Kinder liebten den kleinen Mann, der unter den buschigsten Augenbrauen, die ich je gesehen habe, klug in die Welt schaute, und wenn wir uns auch keine Rechenschaft darüber geben konnten, so fühlten wir doch das Behagen, das er um sich verbreitete.

Er machte nicht viele Worte, aber aus seinen gutmütigen Neckereien sprach eine Zuneigung zu meinen Eltern. Er ist meinem Vater ein treuer Freund geworden und geblieben; meiner Mutter hat er nach dessen Tode Beistand und freundliche Dienste geleistet, wo er konnte.

Die Jäger schätzten ihn wegen seiner weidmännischen Fähigkeiten und wegen seines sachverständigen Urteils über Gewehre.

Seine Jagdpassion gab Anlaß zu vielen Späßen, denn in ihr ging er ganz auf und jedes Jagdglück genoß er zweimal.

Wenn er es erlebte und wenn er es am Kaffeetisch erzählte.

Dabei wurde er gesprächig und schilderte — nicht in fließender Rede, sondern in häufig abgebrochenen Sätzen mit Pausen — jeden Umstand, der sich beim Pürschen, beim Schusse und bei der Nachsuche zugetragen hatte. Der Pausen bedurfte er, um am langen Pfeifenrohre zu saugen und mit dem Rauche die herrliche Erinnerung einzuschlürfen. Zuweilen dauerte eine Pause so lange, daß sich jemand mit einer Frage oder dem Glückwunsche zu früh einstellte, dann hob er beschwörend die Hand auf und sagte lachend: „Nur warten! Ich bin noch lang net fertig.“

Er war ein vornehmer Mann, dessen schlichter Charakter sich mit keiner Phrase vertrug, behaglich und harmlos, von guter altbayerischer Prägung.

Wenn er nach der Hirschbrunft Abschied nahm und das Gattertor hinter seinem davonrollenden Wagen zufiel, dann waren wir allein auf viele Monate.

Es bedurfte eines guten Willens und eines tüchtigen Verstandes, um diese Einsamkeit nicht als drückend zu empfinden.

Daran fehlte es nicht, und zeitlebens haben meine Angehörigen sich gerne jener Zeit erinnert.

Und so will ich Abschied nehmen von den schlichten Menschen, die „tätig treu in ihrem Kreise nie vom graden Wege wichen“.

Die meisten von ihnen sind tot und haben mir das Heimweh hinterlassen nach ihrer redlichen Art und nach dem Fleck Erde, der mir durch sie so teuer geworden ist.

Digitized by Google

Über Bismarckische Staatskunst

Anläßlich einer Unterredung mit den Brüdern Gerlach (1848) fühlte sich Bismarck zu folgenden Worten veranlaßt: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehen sehen, so wird der Herr Präsident (Ludw. v. Gerlach) daran eine geistreiche Betrachtung über unsern Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General (Leop. v. Gerlach) wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der Einzige sein, der hinunterginge oder Leute riefe, um zu helfen."

In diesen Worten des jungen Bismarck kündet sich sein Wesen. Er sieht nur den Kampf, er erstrebt nur die Tat. Die einzig gesunde Grundlage des Staats gilt ihm der staatliche Egoismus „und nicht die Romantik". So schreitet er den Weg zum deutschen Nationalstaat. Den königstreuen Preußen hindert auf dieser Bahn nicht die Hilfe und Unterstützung fremdländischer Revolutionäre, wenn sie ihn seinem Ziele näherbrachte. Seine schöpferische Willenskraft gibt ihm das Rüstzeug zum Verwirklicher der Träume unserer klassischen Romantik, freilich nicht zum Vollstrecker ihres überstaatlichen Vermächtnisses.

Jedenfalls: was die Besten und Größten der deutschen Denker und Dichter im Geist erschauten, er hat es, mit einer unerhört virtuosen politischen Einsicht begnadet, in der Zeitspanne weniger Jahre erfüllt: mit Blut und Eisen, mit Gewalt und Macht, weil die deutsche Frage mit feineren Mitteln nicht zu lösen war. Geist und politische Voraussicht fanden sich auch im Lager der Getreuen des Königs Friedrich Wilhelm IV., es mängelte ihm und seinen Ratgebern an der Kraft zum Entschluß. In den Gerlachs, Haller, Radowitz spiegelten sich Bismarck die geschickten Garderobiers der mittelalterlichen Phantasie des Königs, die dazu beitrugen, „daß der König über historische Formfragen und reichsgeschichtliche Erinnerungen die Gelegenheiten zu praktischem Eingreifen in die Entwicklung der Gegenwart versäumte". Bismarcks Kampf richtete sich gegen die doktrinär politische Ethik dieser einflußstarken Persönlichkeiten, die sich dagegen aufbäumte, daß er sich mit Napoleon, dem „Erzfeind", verständigen wollte, um der notwendigen Rückendeckung im Kampf gegen Österreich sicher zu sein.

In wundervoller Einfachheit hat das staatsmännische Genie der Deutschen dem neuen Reichskörper Form und Satzung gegeben. Wie seine Politik nach der Reichsgründung es verstanden hat, zwei Jahrzehnte lang durch letzte Ausnützung der jeweiligen Konstellationen der großen Mächte dem Reich nach außen hin Geltung zu verschaffen und die Eroberungsbestrebungen der Staaten in den Grenzen zu halten, die den europäischen Frieden nicht gefährdeten, so bannte der Zauber seiner eigenen Persönlichkeit die Kabinette aller europäischen Regierungen.

Wohl können wir, die wir den furchtbarsten aller Kriege gegen eine Welt durchzukämpfen haben, mit gewisser Berechtigung sagen, daß die Politik nach Bismarck mit ihrem unbedingt defensiven Ziele: der Erhaltung des Friedens, im Sinne des ersten Kanzlers weitergeführt wurde, nicht aber, daß die angewandten Richtlinien immer den Intentionen des Reichsgründers entsprochen hätten. Das Heraustreten aus dem Stadium

Digitized by Google

der Kontinentalpolitik in das der Weltpolitik, dessen kolonialpolitische und erfolggekrönte Anfänge durch die restlose Ausnützung der weltpolitischen Gegensätze: England—Frankreich und England—Rußland ganz auf Bismarck zurückgehen, ließ in seiner späteren Wesensart des Tastens bismarckische Züge vermissen. Das Gespenst gegnerischer Koalitionen, das abzuwenden Bismarck stets besorgt und geglückt war, ist heute in einer Größe erschienen, die sich der Eiserne Kanzler nicht auszudenken wagte. So scheint es durchaus nicht absurd, zu glauben, daß eine dem Genius des ersten Kanzlers kongruente Politik es vermocht hätte, den einen oder den andern unserer jetzigen Gegner von einem Kriege gegen uns fernzuhalten.

Und doch ist unser Krieg auch Bismarcks Krieg, der Krieg einer deutschen Politik, die mit gutem Gewissen der Ausschaltung Österreich-Ungarns als selbständiger Großmacht den Frieden zu opfern gewillt war. Bismarcks Geist lebt und erweist sich stärker als alle kleinbürgerliche Beschränktheit und als das wuchernde Unkraut zersetzender Gewinnsucht unserer Tage. Sorgen wir dafür, daß er uns in dieser unvergleichlich schweren Zeit nicht verläßt, indem wir nie vergessen, daß des großen Kanzlers Vermächtnis uns verpflichtet, einen Ausweg aus dem Weltkrieg zu erzwingen, der seiner gewaltigen Schöpfung gerecht wird. Sein von freiheitlich-aristokratischem Geiste durchzogenes politisches Kämpfen gemahnt uns, in einer Zeit beklemmender staatlicher Allmacht, endlich die Grundlagen aufzubauen, die freie Entfaltung der Persönlichkeit auch im politischen Leben der Nation gewährleisten. Nur so erkennen wir, als die Vollstrecker von Bismarcks Erbe, die zwingenden Realitäten der Stunde.

Das deutsche Volk hat sich stark genug gezeigt, um dem zähen Vernichtungswillen der Gegner zu trotzen, um seine außerpolitische Stellung zu erkämpfen. Wird's ihm auch gelingen, sein Haus von all den Schlacken zu reinigen, um die erdrückende Bevormundung durch die Macht der Bürokratie zu brechen?

J. P. Buss

Johann Christof in Paris

Von der deutschen Ausgabe des „Jean Christophe" von Romain Rolland ist nun endlich, durch den Krieg um gut zwei Jahre verzögert, der zweite Band erschienen: „Johann Christof in Paris", deutsch von den Geschwistern Grautoff, Literarische Anstalt Rütten und Löning in Frankfurt.

Der Band hätte früher kommen müssen, aber auch so noch ist er Tausenden willkommen, und erfüllt eine Pflicht der Gerechtigkeit, ja der Dankbarkeit. Es gibt kein Feindesland, bei dessen Volk wir jetzt so tief verhaßt sind wie in Frankreich, während wir gerade dorthin so viel Teilnahme, ja Sympathie richten. Da ist jeder Franzose, der nicht im Kriegshaß untergegangen ist, unendlich wertvoll, und unter diesen wenigen ist der Feinste und Edelste Romain Rolland.

Sein Werk sei uns doppelt willkommen, als ein Meisterwerk der Literatur und als das Buch, in dem ein Franzose das Frankreich vor dem Kriege mit allem Freimut kritisiert. Nicht jede Seite ist Dichtung, viele sind bloß Literatur, obwohl sehr gute. Geist, Überzeugung und Mut ist auf jeder Seite. Und neben dem Frank-

Digitized by Google

reich, das Rolland so kühn beurteilt und das auch wir kannten, findet man in diesem reichen Buche auch viel von dem Frankreich, das wir viel zu wenig kannten und das nach dem Kriege auch für uns wieder da sein muß, von dem Frankreich, das abseits der Mode und der großen Erfolge in Kunst und Gelehrsamkeit Würde und reine Gesinnung pflegt. Als ein Vertreter dieses Frankreichs ist uns Romain Rolland ehrwürdig und wichtig. Möge er über den Leiden des Krieges, der auch ihm viel Leid und viel Schmutz ins Leben geworfen hat, den Mut und die Tatkraft zu seiner Mission nicht verlieren!

Hermann Hesse

Th. Th. Heines Kriegsheft

Im „Simplizissimus" erschienen eine Reihe von kleinen Federzeichnungen, Skizzen aus dem Heimatkrieg von Th. Th. Heine. Sie wurden jetzt zu einem Heft, „Kleine Bilder aus großer Zeit", gesammelt (Verlag A. Langen, München, 1 Mk.); neben Zilles „Vading in Frankreich" die stärkste Leistung, wie der Humor des Karikaturisten sich unpathetisch mit dem Krieg auseinandersetzen kann. Freilich: die beiden lassen sich nicht vergleichen, und Humor ist nicht das rechte Wort in der Nähe Heines; es deckt die wehmütig vergnügte Behaglichkeit des Berliner Kleinbürgers, der seine beiden Landwehrleute hinausbegleitet, aber gegenüber der fast immer geistreichen, stets witzigen, doch oft genug auch leidenschaftlichen und bösen Kritik Heines ist es etwas zu rund.

Heine ist seit Rudolf Wilkes Tod neben Gulbranssson der stärkste Zeichner Deutschlands. Er hat nicht jene heitere und entwaffnende Überzeugungskraft, die sich in der sauberen Linie des letzteren ausdrückt, jene Typisierung, die zu einem hohen Stil wurde. Gewiß kann auch er „stilisieren", das zeigen seine graziösen oder grotesken Ornamenterfindungen, und in den Blättern, die einen gewissen Vignettencharakter haben, erkennen wir dieses Spiel seiner spitzen Feder. Seine Kunst liegt in der Charakterisierung, die durch ihre unerbittliche Deutlichkeit völlig zwingend ist. Karikatur ist ein Weglassen, ein leichtes Hinzufügen — aber solch allgemeine Formel kann nur dazu dienen, den Blick für die Geheimnisse des technischen Verfahrens zu öffnen. Man wird dann bei jedem großen Karikaturisten seine sehr persönliche Ausprägung finden. Heines Linearkunst hat zunächst etwas Zerknittertes, man könnte sagen Kleinliches, denn sie ist weder flott noch elegant, noch besitzt sie den „großen" Zug; aber sie ist darum um so reicher, bedachter, überlegter und gekonnter in jedem einzelnen kleinen Strich.

Heine ist aber nicht nur ein geschickter Illustrator, der zu Witzworten irgendein Bild zeichnet, sondern er ist ein geistreicher und kritischer Kopf, voll Einfälle. Seine früheren Serien „Aus dem deutschen Familienleben", „Durchs dunkelste Deutschland" haben dies gezeigt. Das neue Heft ist harmloser. Mit ironischer Skepsis ist der Heimatkrieg mit seinen Schlagworten glossiert; die Erfindungen, aphoristisch und epigrammatisch, von einer unvergleichlichen Treffsicherheit. Sicher wird das schmale Heft einmal ein Zeitdokument sein; heute ist es uns eine seelisch und künstlerisch gleich unerschöpfliche Unterhaltung, die wir unseren Freunden in die einsamen Stunden ihrer Kriegstage senden wollen.

Theodor Heuss

Digitized by Google

Valutasorgen

Uns fehlt ein wirtschaftlicher Hindenburg! Das ist der Eindruck, den man immer und immer wieder bekommt, wenn man die Überfülle von Mißgriffen auf wirtschaftlichem Gebiete beobachtet, jenes Zuvielorganisieren, jenes Gegeneinanderregieren, der jähe Wechsel von Order und Konterorder oder das gefährliche Experimentieren mit bureaukratischen Kriegsgesellschaften an Stelle kaufmännischen Handelns. Und es ist nur ein schwacher Trost für uns, daß ganz ähnliche Klagen auch aus den Ländern unserer Gegner kommen. Ganz besonders aber verstärkt sich jener Eindruck, wenn man die Bewegung der deutschen Valuta beobachtet und dazu in Vergleich bringt etwa den Stand des englischen Pfund Sterling. In der letzten Woche sind wir einmal so weit gewesen, daß die Mark in der Schweiz kaum mehr als die Hälfte ihres Friedenswertes hatte, daß also der Unglückliche, der aus der Schweiz irgendwie Waren zu beziehen oder dort den Unterhalt eines Angehörigen zu zahlen hatte, zwei Mark schicken mußte, wo früher eine genügt hatte, während die Engländer auch heute noch mit einem recht bescheidenen Aufgeld im neutralen Ausland zahlen.

Nun ist allerdings mit dieser Schilderung die Sache stark auf die Spitze getrieben. Denn erstens ist England ganz außerordentlich bevorzugt gegenüber seinen übrigen Bundesgenossen; Frankreich beispielsweise hat immerhin heute mit einer Entwertung seiner Valuta in der Höhe von 20%, Italien mit einer solchen von fast 40% zu rechnen, von Rußland ganz zu schweigen, denn die Russen müssen heute das Zweinhalbfache des Friedenskurses zahlen.

Zweitens aber kommt jene Entwertung der Mark einstweilen doch nur für den kleinsten Teil unserer Bezüge in Betracht. Denn das, was wir in großen Massen vom Ausland hereinbekommen, wird nicht etwa mit Geld bezahlt, sondern mit Waren, also mit Kohlen, Kali, Chemikalien usw. Für diese Dinge ist somit an die Stelle der Geldwirtschaft — zum mindesten für den Augenblick — wieder die alte Tauschwirtschaft getreten, und insofern kann man tatsächlich sagen, daß die gegenwärtige Entwertung der Mark uns einstweilen praktisch nicht allzuviel kostet, namentlich deshalb nicht, weil ohnehin unser Außenhandel im Vergleich zu dem unserer Gegner außerordentlich zusammengeschrumpft ist und ein Disagio von 40% bei der Mark für die Volkswirtschaft weniger ins Gewicht fällt als ein Rückgang von 3 und 4% etwa beim Pfund Sterling, denn die Engländer können heute keine Kompensation vornehmen, da sie allmonatlich um annähernd eine Milliarde Mark mehr einführen, als sie ausführen.

Der wichtigste Entschuldigungsgrund aber, den die verantwortlichen deutschen Kreise für sich geltend machen können, ist, daß uns jegliche großzügige finanzielle Unterstützung im Auslande fehlt, daß diese aber der Entente in unbeschränktem Maße zuteil wird. Wir müssen im großen und ganzen für das, was wir mit Mühe und Not aus dem Auslande hereinbringen, auf irgendeine Weise zahlen, sei es mit Geld oder mit Waren. Der Entente dagegen steht ein geradezu unbeschränkter Kredit zur Verfügung. Allein die Vereinigten Staaten rechnen damit, monatlich die ungeheure Summe von 2 Milliarden Mark der Entente an Darlehen zu

Digitized by Google

gewähren. Da, so kann man sagen, ist es leicht, die Valuta aufrechtzuerhalten. Daß übrigens für die Entente das dicke Ende noch nachkommt, ist ganz selbstverständlich, denn die ungeheuren Auslandsschulden müssen auch eines Tages verzinst, getilgt oder ganz zurückgezahlt werden, und so ist man heute in ernsten britischen Kreisen der Meinung, daß das Valutaproblem für England erst mit dem Friedensschluß beginnen wird.

Das ist alles richtig. Indessen ist es doch keine ausreichende Entschuldigung. Denn auch die Entente war nicht immer in einer scheinbar so glücklichen Lage, wie sie heute ist. Die Kredite werden ihr erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit nachgeworfen. Noch im Jahre 1915 waren die Amerikaner mit derartigen Geschäften recht zurückhaltend, und trotzdem hat man damals schon die ausländischen Valuten auch durch sogenannte kleine Mittel einigermaßen aufrechterhalten können. So haben vor allem England und Frankreich rechtzeitig ihren Besitz an ausländischen Wertpapieren in der großzügigsten Weise für den Staatskredit auszubeuten verstanden, zu einer Zeit, in der man im amtlichen Deutschland noch nicht daran dachte, hier von Staats wegen vorzugehen. Daß in der Presse sehr frühzeitig eine Reihe von Maßnahmen vorgeschlagen wurden, ist in Berlin nicht genügend beachtet worden. Dort hat man es offenbar immer viel besser gewußt, und erst nachdem das Kind ins Wasser gefallen war, sann man auf Abhilfemaßnahmen.

Was den unbefangenen Urteilern der internationalen Wechselmärkte in Neuyork und anderswo immer auffiel, war aber folgendes: auch in Zeiten, in denen es an Krediten mangelte, fanden die Engländer immer Freunde, die für sie den Kurs beeinflußten und regulierten, was gewiß sehr schwierig war, da es sich um große Summen handelte. Umgekehrt war der Markt für die deutsche Reichsmark immer sich selbst überlassen, was doppelt überraschend war, da mit verhältnismäßig kleinen Beträgen sehr viel gut oder schlecht gemacht werden konnte. Und gerade diese Beobachtung ist es, die jetzt wieder bei dem erneuten Rückschlag am Devisenmarkt, z. B. in der Schweiz, sich aufdrängt. Wir haben oben schon angeführt, daß es sich bei der neuerdings zu beobachtenden Entwertung der Mark nur um verhältnismäßig kleine Beträge handelt, auf die diese Entwertung ihre Wirkung ausübt, da der große Verkehr auf dem Kompensationswege ausgeglichen wird. Wenn diese allgemeine Annahme richtig ist, so sind die geschilderten Vorgänge doppelt schmerzlich. Wenn es wirklich zutrifft, was kundige Leute aus der Schweiz berichten, daß oft geradezu lächerlich geringe Beträge auf den Wert der deutschen Valuta drücken, so fragt man sich, wo denn da die vermittelnde Hand der deutschen Regierung bzw. ihrer Beauftragten ist. Von künstlicher Beeinflussung des Kurses will man allerdings gehört haben. Dies soll aber nicht zugunsten, sondern zuungunsten unserer Valuta geltend gemacht werden, und zwar von unseren Feinden — Behauptungen, die sich freilich nicht exakt beweisen lassen. Es hätte doch längst einleuchten müssen, durch Schaffung eines verhältnismäßig kleinen Guthabens und Verwaltung dieses Guthabens durch einen Beauftragten unserer Regierung ständig Interventionskäufe vornehmen zu lassen. Nun wird die Regierung einwenden, daß das leichter gesagt als getan sei, denn es fehle an den nötigen Krediten. Selbst wenn man das für richtig hält

Digitized by Google

und annimmt, daß es uns nicht möglich sei, einen Kredit von wenigen Millionen zu erhalten, so gäbe es doch unseres Dafürhaltens Mittel und Wege, um sich von uns aus ein Guthaben zu schaffen, ohne Kredite in Anspruch zu nehmen. Wir möchten hier nur auf einen Umstand hinweisen. Die kritischen Verhältnisse verlangen drakonische Maßnahmen. Der Krieg dauert seit drei Jahren. Es werden auf allen Gebieten die größten Opfer verlangt und gebracht. Warum scheut man sich da, einmal klipp und klar die Forderung zu stellen, daß alle Eheringe der Regierung zur Verfügung gestellt werden? Es würde da ein so großes Quantum von Gold herauskommen, daß mit Hilfe dieser eigenartigen Goldsammlung reichlich genug Mittel zur Verfügung stünden, um ein Interventionsguthaben im Ausland zur Aufrechterhaltung des Wechselkurses zu bekommen. Daß ein derartiges Opfer von der Bevölkerung verlangt werden kann, wird jeder zugeben, der sich einmal klar macht, was die Entwertung unserer Valuta für unser Wirtschaftsleben namentlich auch nach dem Kriege bedeutet.

Ein weiteres Mittel, einer Entwertung unserer Valuta entgegenzuarbeiten, wäre eine noch strikttere Beaufsichtigung unseres Außenhandels. Auch heute noch kommen Dinge aus dem Ausland herein, die zwar sehr wünschenswert sind, die aber bei dem derzeitigen Notstand eventuell auch entbehrt werden könnten. Ist es wirklich notwendig, heute, um einige Beispiele zu nennen, Uhren aus der Schweiz zu beziehen oder aber Stickereien und Kindertaschentücher in großen Mengen über die Grenze zu bringen? Man wird diese Frage um so eher verneinen, als die Unmöglichkeit, das ganze Devisenmaterial für die Einfuhr den Importeuren zur Verfügung zu stellen, neuerdings die Reichsbank veranlaßt hat, wieder den Export von deutschen Banknoten zu erlauben, die natürlich mangels jeglicher Nachfrage den Markt für unsere Valuta im Ausland fortwährend entwerten.

Daß selbstverständlich derartige Maßnahmen nur ein Hilfsmittel darstellen und daß nach dem Kriege ganz andere Faktoren, wie etwa ein besseres Verhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr oder aber die Schaffung einer großen Goldanleihe im Ausland, uns helfen können, liegt auf der Hand und wurde bereits vor einigen Wochen an dieser Stelle auseinandergesetzt.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2MK Q

Digitized by Google

Digitized by Google